# Sagen, Märchen, Schwänke und Gebräuche aus Stadt und ...

Karl Seifart





Karl Seifarts

# Sagen, Märchen, Schwänke

und

# Gebräuche

aus

# Stadt und Stift Hildesheim.

Zweite Auflage.



Hildesheim.

Druck und Verlag von August Lax.

1889.

# Vorrede.

„Scheu flieht Sage und Brauch vor den „Baken“ der Geometer und dem schrillen Pfiff der Lokomotiven in die entlegensten Walddörfchen, und die Poeten und Alterthumsforscher haben zu eilen, wenn sie die flüchtige Muse der Volkspoesie durch Schrift und Druck festhalten und als gut konservirte Leiche der Nachwelt überliefern wollen.“

So schrieb Karl Seifart im Jahre 1860, indem er deutlich fühlte, daß zur Zeit, wo er seine Hildesheimer Sagen unter den Händen hatte, bereits der dunkle, funkelnde Sternenhimmel der kindlich-naiven Sagenwelt auch in unserer Gegend vor dem grellen Tageslicht moderner Aufklärung stark zu verblassen begann. Und er hätte mit seiner Sammlung nicht bis in unsere Tage hinein warten dürfen, denn von dem, was er glücklich noch zur zwölften Stunde errafft und zusammengebracht, dürfte heute nach kaum einem Menschenalter nur noch ein Theil lebendig im Bewußtsein und Munde des Volkes fortleben. Doch wenn auch das Volk nicht mehr so emsig wie ehedem am Webstuhl der Sage sitzt und schafft, so ist doch, zumal unter unserem niedersächsischen Volksstamm, die Liebe und das Interesse für „die alten Geschichten“ noch rege und lebhaft genug, und nicht blos „die Kinder hören es gerne“.

Darauf baut die unterzeichnete Verlagshandlung, wenn sie von den beliebten und vielfach verbreiteten Seifart'schen Sagen hiermit dem Volke, das sie schuf und hegte, eine neue Ausgabe bietet, ein schlichtes, ansprechendes Volksbuch ohne den gelehrten, wissenschaftlichen Anhang, der dem heutigen Standpunkt der Sagenforschung ohnehin nur noch mangelhaft genügen würde.

Hildesheim, im Oktober 1889.

**Die Verlagshandlung.**

# Inhaltsverzeichniß.

## I. Sagen.

## II. Märchen.




## 1. Gründung Hildesheims.

Wo jetzt Hildesheim steht, war früher alles „Wool“. Vor dem Dammthor und bei St. Michaelis ist noch Holzung gewesen, als die Stadt schon erbaut war; darum heißt die Straße bei St. Wichaelis noch heute „der Wool“. Die Erbauung der Stadt hat nun vor mehr als tausend Jahren ein frommer Kaiser befohlen. Diesem Kaiser gehörte das ganze deutsche Land; die schönsten Städte und Dörfer standen ihm offen, aber er war an keinem Orte lieber, als in unserer Gegend, denn er war ein Freund vom Jagen, und wo hätte er mehr und besser Wild finden können, als in dem damals unermeßlich großen „Woole“. Eines Tages war der Kaiser wieder mit seinem Jagdgefolge zu Holze gefahren und verfolgte hitzig einen weißen Hirsch. Der Kaiser hatte das schnellste Pferd und die schnellsten Hunde, aber noch flinker war der Hirsch, der lief über Berg und Thal, sprang in die Innerste und schwamm durch. Der Kaiser, immer hinterdrein, sprang auch ins Wasser, verlor aber dabei sein Pferd und seine Hunde; der Hirsch entkam und der Kaiser schleppte sich müde und matt noch eine Strecke weiter unter einen hohen Baum, um auszuruhen.

Da lag nun der verirrte hohe Herr mutterseelenallein in der Wildniß, er stieß in sein Jagdhorn, um das Gefolge herbei-

zurufen, aber alles Blasen und Rufen war vergebens; er erhielt keine Antwort, denn sein schnelles Pferd hatte ihn meilenweit von den Begleitern fortgetragen. Da wurde es dem Kaiser doch recht bang ums Herz; er nahm von seiner Brust ein goldenes Kreuz mit Heiligthum von der Mutter Gottes, hing es vor sich an einen wilden Rosenstrauch und betete davor inbrünstig, daß ihn die Mutter aller Gnaden doch nicht hier in der Wildniß verkommen lassen, sondern am Leben erhalten und wieder zu Menschen führen möchte. Gleich darauf fiel der Kaiser in einen tiefen Schlaf, und als er wieder erwachte, sah er zu seiner großen Verwunderung vor sich den Platz mit Schnee bedeckt, während ringsumher alles in grüner Sommerpracht stand; auch das Heiligthum, welches er in den Rosenbusch gehängt hatte, war darin festgefroren, und dennoch blühten am Busch die Rosen weit schöner und voller, als sie vorher geblüht hatten. Da merkte der Kaiser, daß Gott hier ein Wunder gethan habe, und gelobte, auf der Stelle, wo der „heilige Schnee" gefallen war, eine Kirche zu bauen. Noch sann er über diesen frommen Vorsatz nach, als Hundegebell und Waldhörner durch den Wald erklangen; sein Jagdgefolge kam herbei und war hoch erfreut, den Herrn gesund und frohgemuth wieder zu finden. Nun erzählte der Kaiser, welchen Wink ihm Gott gegeben habe, und befahl, auf der heiligen Stätte sofort eine Kapelle zu bauen; der wilde Rosenstock aber, der das Heiligthum so festgehalten habe, solle nicht fortgenommen werden. So geschah es: es entstand als das erste Gebäude von Hildesheim die kleine Kapelle am Dom, die noch heute steht. Auch der Rosenstock grünt und blüht noch heute an der uralten Mauer, und ist seinesgleichen an Größe und Wunderpracht nicht weiter in der Welt zu finden.

---

## 2. Die Hildesheimer Jungfer.

Ich weiß eine edle Jungfrau, die blickt mich an so hold
Und sitzet bis an die Ohren in Purpur und in Gold;
Ist eines Kaisers Tochter, gekleidet reich und fein
In helle*) Sonnenfarbe und morgenrothen Schein;

*) In Roth und Gelb, die Hildesheimischen Farben.

Winkt mit dem Hochzeitskranze den Männern groß und klein,
Doch sieht von ihnen allen man niemand um sie frei'n.
Nicht sucht sie zu gefallen, will nicht im Tanz sich dreh'n,
Doch wohl auf Bannern wallen,! auf Brief und Siegel steh'n,
Stand unsern unserer Wiege, sieht unser letztes Loos,
Und gönnt uns einst ein Räumchen in ihres Weichbilds Schooß.

Joseph Graën.

Auf den Hildesheimischen Fahnen und Stadtwappen steht die Hildesheimische Jungfer mit einem Kranze in der Hand. — So lange die Feinde der festen Stadt sich vergeblich an den starken Wällen und Mauern die Zähne ausbissen, trug die Jungfer ihren Kranz stolz auf dem Kopfe; als aber die Stadt einst in Feindes Hand fiel, da fiel auch der Jungfer der Kranz von dem Kopfe in die Hand. — Die Hildesheimische Jungfer hat aber wirklich einmal vor uralten Zeiten gelebt. Sie war ein sehr reiches und schönes Edelfräulein, welches die Fürsten und Grafen in der Umgegend gar gern zur Frau gehabt hätten. Die schöne Hildesheimerin wurde aber nicht durch die Pracht und den Reichthum der hohen Herrschaften gelockt, sondern verlobte sich heimlich mit einem schönen und braven jungen Ritter, der bei einem der Fürsten, welche die Jungfer gern haben wollten, im Dienste stand. Da hätte es nun dem Ritter schlimm gehen können, wenn der Fürst gemerkt hätte, daß sein Dienstmann der Jungfer lieber war als er. Darum mußten die Liebenden ihre Zusammenkünfte ganz heimlich in dem großen, dunkeln Hildesheimer Walde halten, der damals noch bis dicht an die Stadt ging. Eines Tages ging das Fräulein wieder in den Wald und suchte die große Linde auf, unter welcher ihr Bräutigam tagtäglich saß und auf sie wartete. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt! Sie war noch nicht bei dem Baume angekommen, als es pechrabenschwarz heraufzog und ein Stimmwetter losbrach, als ob der böse Feind sein Wesen triebe. Als nun die halb zu Tode geängstigte und durchnäßte Jungfer endlich bei dem Baume ankam, da zeigte ihr ein heller Blitz ihren Ritter, wie er kalt und leblos auf dem grünen, feuchten Moose lag, — ein Blitz hatte ihn getroffen. Nun stelle sich einer den Schmerz der Jungfer vor! Sie weinte und schrie, zerraufte

ihr schönes Haar und lief wie unsinnig immer tiefer in den düstern Wald hinein. Einen ganzen Tag mochte sie so umhergelaufen sein, als sie ermattet unter einem wilden Rosenbusche niedersank und einschlief. Da erschien ihr im Busche die heilige Mutter Gottes, die Rosen ringsumher wurden zu ebenso vielen kleinen Engelsköpfchen und sahen aus ihren hellen Augen so lieblich und tröstlich auf die Schmerzens-Jungfrau, daß es ihr tief in das wunde Herz drang und sie himmlischen Trostes voll erwachte. Gestärkt suchte sie nun den Rückweg nach der Vaterstadt; aber da war kein Weg zu sehen, keine menschliche Stimme zu hören, nur das Geheul der Bären und Wölfe antwortete auf ihre Klagen. „Verlasse mich nicht, heilige Mutter Gottes, in dieser Noth", rief die todtmüde Jungfer, „ich will auch all' mein Gut und Leben Gott geloben!" Kaum hatte sie dieses Gelübde gethan, als sie in weiter Ferne eine Glocke hörte, die rief ihr zu: „Kehre wieder! Kehre wieder! Kehre wieder!" Da lief die Jungfer, Gott dankend, den heiligen Tönen entgegen, und je weiter sie vorwärts drang, desto deutlicher hörte sie die Glocke, bis sie aus dem dunkeln Walde kam und die schönen Felder und Gärten der Stadt zu ihren Füßen lagen. Da war es gerade acht Uhr Abends, doch das Fräulein mochte mehrere Tage im Walde umhergelaufen sein.

Die so wunderbar gerettete Jungfer hielt nun pünktlich, was sie gelobt hatte. Sie beschenkte Kirchen und Klöster reichlich; vor allem aber bedachte sie ihre liebe Vaterstadt und schenkte den Bürgern den ganzen Hildesheimer Wald, der ihnen, obwohl durch die viele Nutzung jetzt auf einige waldige Hügel zusammengeschrumpft, noch heute unentgeltlich Holz für den Winter liefert. Der Festungsthurm, auf dem die rettende Abendglocke hing, heißt seitdem und bis auf den heutigen Tag der „Kehrwieder". Die Glocke selbst aber ward geweiht und in dem St. Lamberti-Kirchthurm aufgehängt. Damit nun die Glocke künftig auch andern verirrten Wanderern recht von Nutzen sein könnte, so machte es die verständige Jungfer fest, daß sie in den kurzen Tagen von Michaelis bis Ostern eine ganze Stunde und zwar Abends von 8 bis 9 geläutet werden sollte. Auch machte sie

ein Vermächtniß, aus welchem dem Läuter jährlich ein Schuh und ein Thaler bezahlt wird; und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. — Ich möchte auch dem Magistrat nicht rathen, daß er etwas daran änderte; wir haben es erlebt, wie die Jungfer auf ihr Recht hält. Als vor nun etwa 80 Jahren die fremden Völker in's Stift kamen, die Klöster aufhoben und nichts achteten, wenn es auch viele hundert Jahre bestanden hatte, da befahl der König Hieronymus, daß die „Jungfern-Glocke" nicht mehr geläutet werden sollte, und sie ward mehrere Jahre nicht geläutet. Was aber da der arme Läuter und der Thürmer nun zu leiden hatten, kümmerte die Herren wenig. Seitdem man sich nämlich so gröblich gegen die Vermächtnisse der guten Jungfer versündigt hatte, dachte sie, ich will euch doch einmal zeigen, was es heißt, an Testamenten herumzuklügeln. Wer damals zwischen 8 und 9 nichts bei der Lamberti-Kirche zu thun hatte, der blieb gern weg, denn die erzürnte Jungfer trieb dann einen grausigen Spuk. Wenn der noch nicht lange verstorbene Läuter Brandhorst auf den Thurm ging, um die Uhr aufzuziehen, so bekam er rechts und links Ohrfeigen und wußte doch nicht, woher sie kamen. Das konnte der Mann nicht länger mehr aushalten und klagte es dem Kirchenvorsteher Wehrhahn, der noch so ein echter, rechter Hildesheimer war, welcher viel auf die alten Rechte der Stadt hielt. Wehrhahn setzte nun sofort eine Schrift auf und bewirkte es beim Magistrate, daß das Vermächtniß der Hildesheimschen Jungfer wieder in Ehren gehalten wurde. Die Glocke wurde wieder geläutet, und sieh' da: auf dem Thurme ward's ruhig, Brandhorst bekam keine Ohrfeigen mehr und strich jährlich froh seinen Thaler ein; den einen Schuh aber ließ er immer ein Jahr stehen, dann hatte er zwei.

Auch noch eine andere, ganz silberne Glocke soll die Jungfer zum Andenken an ihre Rettung haben gießen lassen; sie hing in der Michaelis-Kirche. Als nun 1803 der Preuße in's Stift kam, hat er gedacht, die Glocke kannst du gebrauchen, ließ sie herunternehmen und „Stiefelknechte"*) daraus schlagen.

*) So nannte das Volk eine damals gängige, kleine preußische Silbermünze.

So viel ist gewiß: die Jungfer hat ihre Vaterstadt noch immer recht lieb, und wenn einmal, was Gott verhüte, der Feind kommt und die Stadt beschießt, so stellt sich die Jungfer auf den „Kehrwieder-Wall“ und fängt die Kugeln in ihrer Schürze auf. So hat sie es im dreißigjährigen Kriege gemacht, sonst wäre weder Stumpf noch Stiel von der Stadt geblieben.

---

## 3. Der wilde Jäger.

Viermal im Jahre jagt der wilde Jäger im „Woole“. Die Leute sind so daran gewöhnt, daß sie sich gar nicht mehr fürchten.' Auch kann einem der wilde Jäger nichts thun, wenn man an Gott denkt und ruhig seine Arbeit verrichtet; nur muß man nicht hinter sich und nicht über sich sehen. Es geht einem über'n Kopf weg wie ein Sturmwind vor dem Gewitter, und dann ist wieder alles todtenstill.

1. Ein Junge aus Petze, der noch spät im Holze Laub sammelte, war gar zu neugierig; er hatte gehört, daß man sich dreist nach dem wilden Jäger umblicken könne, wenn man durch einen Erbschlüssel sehe. So hatte sich denn der Junge heimlich einen Erbschlüssel mitgenommen, und als es über ihm losging: Giff, gaff! Hoho, hoho! da machte er das eine Auge zu und sah mit dem andern durch den Erbschlüssel in die Luft. Was der Junge aber da gesehen, hat er sein Lebtag nicht verrathen können, denn er war von der Stunde an stumm, und keine zehn Pferde hätten ihn wieder in's Holz gebracht. Auch wurde er auf einem Auge blind und fiel der Gemeinde zur Last.

2. Ein Bauer tappte mit einem seiner Knechte bei stockfinsterer Nacht durch den Wald, um Vorspann zu holen, denn er hatte sich bei der Holzabfuhr verspätet und sich mitten im Walde so festgefahren, daß das Gespann den Wagen weder rückwärts noch vorwärts bringen konnte. Der Bauer ward darüber fuchswild und fluchte und wetterte auf dem Wege, daß es einem Christenmenschen ein Gränel zu hören war. Vergebens ermahnte der fromme Knecht seinen Herrn, mit den Fluch- und Lästerworten nicht so um sich zu werfen; der ärgerliche, tobichte Bauer

fluchte und lästerte immer in die Nacht hinein. Noch hatten sie den Waldrand nicht erreicht, als mit einem Male alle Bäume im Sturmwinde brausten und knackten und der wilde Jäger mit seinem höllischen Heere dicht über die Wipfel hinfuhr, als ob er alles zerbrechen und zerkrachen wollte. Da schrie der vermessene, wüthende Bauer zu dem Helljäger auf: „Du ohle Prahlhans un unnütte Herumdriwer, wenn du mehr kannst als prahlen un krijailen, sau trecke meck moinen Wagen ut den Drecke!“ Kaum hatte der Bauer zum Schrecken des Knechtes die unbesonnenen Worte gesprochen, als hoch aus der Luft tausend und aber tausend Stimmen zurückriefen: „Da heste 'ne! Da heste 'ne!“ und mit Rauschen und Donnerkrachen fuhr der schwer beladene Holzwagen sammt den Pferden aus der Luft und traf zerschmetternd den Bauer. Der fromme Knecht blieb unverletzt, setzte, als er seinen todten Herrn nicht unter dem Wagen hervorziehen konnte, laut betend und sich bekreuzend seinen Weg fort und machte das ganze Dorf wach. Vor Tagesanbruch wollte sich indeß keiner in's Holz wagen. Als aber die Früh- und Betglocken die Luft gehörig gereinigt hatten, suchte man den Wagen auf und fand den ganz zerschmetterten Bauern darunter. Hoch oben über dem Wagen hingen in der Eiche die Pferde, welche beim Herabschlagen des Wagens sich mit ihrem Geschirr in den Zweigen verwickelt hatten und hängen geblieben waren. Mein Großvater, der diese Geschichte meinem Vater oft erzählte, hat die Pferde mit eigenen Augen in der Eiche hängen sehen; der Großvater war dazumal noch ein geringer Junge.

3. Ein andermal schoß ein naseweiser Jägerbursche eine volle Ladung Schrot zwischen die wilde Jagd. Da schrie es hoch aus der Luft zurück: „Gut edropen! Gut edropen, min Junge!“ und ein Hagel von Hirsch- und Pferdegerippen stürzte gerad auf den Jägerburschen herab, so daß er übel zugerichtet wurde und lange zu Bett liegen mußte. Der hat sein Lebtag nicht wieder zwischen die wilde Jagd geschossen.

4. Der wilde Jäger ist der König von allen Gespenstern, er gibt sich selbst nicht leicht mit einem Menschen ab, um ihn

zu strafen, dazu ist er viel zu vornehm und hält sich seine Leute dazu. Leute hat er genug. Wenn er in sein Horn stößt, so antworten ihm die Eulen neun Meilen Wegs in der Runde, und dann muß sich alles, was den Hahnenschrei nicht ertragen kann, um ihn versammeln. Kurz vorher, ehe die französischen Völker in's Land fielen, zog der wilde Jäger, der sonst nur viermal im Jahre jagt, jede Nacht mit einem so wüthenden Lärm durch das ganze Stift, als ob hunderttausend Mann Fuß- und Pferdevolk durch die Luft rasselte. Da sagte mein Vater gleich, daß der Krieg vor der Thür stehe, denn er wußte von meinem Großvater, daß es der Helljäger vor dem siebenjährigen Kriege auch so gemacht hatte. — Auch über die Schlachtfelder fährt der wilde Jäger und liest sich die gefallenen Soldaten auf, welche ein gottloses Leben geführt haben; davon hat er seine große Mannschaft an Fuß- und Pferdevolk. Auch böse Förster und Wilddiebe müssen nach ihrem Tode dem Helljäger dienen und mit ihm durch die Lüfte fahren.

5. Eine wunderbare Geschichte ist einmal mit dem wilden Jäger in der Ilse passirt. Ein Musikant aus Salzgitter war auf dem Uppener Passe am Glase hängen geblieben und hatte nicht gemerkt, daß seine Kameraden längst fort und nach Hildesheim gegangen waren. Auf einmal sieht sich der Musikant allein in der Wirthsstube, springt erschrocken auf, ruft den Wirth und bezahlt seine Zeche, um seinen Kameraden nachzueilen. Der „blaue Zwirn" spukte ihm aber dergestalt im Kopfe, daß er den entgegengesetzten Weg einschlug, auf Wendhausen zulief und in die Ilse gerieth, welche damals noch ein dichter Hochwald war. Wie er nun zwischen den Bäumen herumirrte, wurde es ihm grausig, denn die Sonne war untergegangen und der „Heben" fing an zu dunkeln. „Gottlob, daß ich einen Menschen finde, der mir den Weg zeigen kann," rief er endlich heilsfroh, als er einen Jäger mit zwei Hunden fand, der mit dem Rücken an einer Eiche lehnte. „Guten Abend, Vetter!" sagte der Musikant, „könnt ihr mir nicht den rechten Weg nach Hildesheim zeigen?" — „Der kürzeste Weg ist der beste," sprach der Jäger, „nimm dein Klapphorn und spiele mir ein schönes Jägerstücklein auf, dann sollst

du bald nach Hildesheim kommen!" — Der Musikant nahm sein Horn und fing lustig an: „Was gleicht wohl auf Erden dem Jägervergnügen!" und — im Hui! war er thurmhoch in die Luft gehoben und flog dahin, daß ihm Hören und Sehen verging.

Als er wieder zum Bewußtsein kam, stand er vor Hildesheim am Friesenthore. Es war stockfinstere Nacht und nur ein dunkelrother Streifen war zu erkennen, der sich hoch am Himmel quer über der Steingrube am Hochgericht hinzog. In dem gluthrothen Streifen krimmelte und wimmelte es wunderlich durcheinander, aber erkennen konnte der Musikant nur den Jäger, den er in der Ilse gesehen. Derselbe ritt dem ganzen Gewimmel voran wie ein thurmhoher Riese auf feurigem Pferde, und seine beiden Hunde, so groß wie Ochsen, sprangen kleffend und klaffend vor ihm her.

---

## 4. Der falsche wilde Jäger.

Wenn der wilde Jäger durch die Luft fährt, so ruft er: Ho! ho! hu! hu! So ruft es auch um Mitternacht auf dem Anger, der vom steilen Stieg nach Kloster Escherde führt. Darum meinen viele Leute, daß dort allnächtlich der wilde Jäger jage, aber die Sache verhält sich anders. In meiner Jugend gab ein großer Stein, der dort auf dem Anger lag, die rechte Kunde von der armen Seele, welche da des Nachts heult und jammert. Ich weiß nicht, ob der Stein jetzt noch dort liegt, oder ob er „verkoppelt" ist, denn heutzutage wird ja alles verkoppelt. Vor der westphälischen und hannoverschen Zeit aber hat der alte Brunotte, der boteweis nach Gronau ging, oft erzählt, was er Nachts bei dem Steine gehört und gesehen hat. Da schwebte ein Mann ungefähr eines Fingers breit über der Erde weg um den Stein herum und jammerte so erbärmlich, daß es jedem, der es hörte, eiskalt über den Rücken lief. Das war aber nun nicht der wilde Jäger, sondern ein Meineidiger, der in einem Processe, den die Gemeinde Escherde mit einer andern über Anger und Weide führte, falsches Zeugniß abgelegt hatte. Es war nämlich streitig, ob die Stelle, wo später der Stein gesetzt wurde, Escherder Boden wäre oder nicht, und jener Zeuge, der

ein Feldgeschworener war und die Grenzen genau kannte, sollte die Sache durch einen Eid entscheiden. Der Unglücksmann aber ließ sich vom Bösen blenden, that von einem Escherder Acker heimlich Erde in seine Schuhe, stellte sich auf die streitige Grenze und schwur, daß er hier auf Escherder Grund und Boden stehe. Kaum aber hatte er den hinterlistigen Eid geschworen, als ihn der Zorn Gottes traf und er todt zusammenfiel. Da offenbarte es sich bald, als man die Leiche und die Schuhe untersuchte, daß der Mann einen falschen Eid geschworen habe; die streitenden Parteien vertrugen sich und setzten zur Warnung und zum Andenken jenen Stein, den nun der Meineidige jede Nacht jammernd und gerade so hoch von der Eede umschwebt, als er auf Escherder Erde in seinen Schuhen gestanden hatte.

---

## 5. Das Schauteufelskreuz.

An der Ecke des alten Marktes in Hildesheim steht ein uralter Stein mit einer betenden Figur. Der Stein und der zunächst gelegene Platz heißt das Schauteufelskreuz. Es ist dieser Stein einem Schauteufel, der hier jämmerlich umkam, zum ewigen Gedächtniß errichtet. Die Sache verhielt sich so: Vor vielen hundert Jahren stellten die Hildesheimer jährlich einen großen Fastnachtszug an, wobei viel Scherz und Muthwillen getrieben wurde. Dem ganzen Zuge vorauf liefen die Schauteufel, die in ihrer schwarzen Mummerei mit Hörnern und blutrothen Zungen schrecklich anzusehen waren. Das war viele Jahre hindurch ganz gut gegangen. Aber man soll den Teufel nicht an die Wand malen und noch weniger sein Kleid anziehen. — Jetzt sind es nun bald vierhundert Jahre her, als ein ausgelassener junger Gesell sich beim Fastnachtsaufzuge zu der gottlosen Mummerei hergab. Schon hatte er mit seinem Haufen viele Straßen, die Leute neckend und schlagend, durchtobt, als er plötzlich auf der Stelle, wo jetzt das Schauteufelskreuz ist, vor Schrecken stillstand. Auch der ganze Zug war wie festgebannt, denn ihm gerade entgegen vom alten Markte her kam ein anderer Zug, der aus leibhaftigen Teufeln bestand. Allen voran stürmte der böse Feind daher und gab seinem unglücklichen Nachäffer

eine solche Ohrfeige, daß er auf dem Platze blieb und starb. Da riß alles aus, was Beine hatte, und der höllische Spuk verschwand mit großem Lärm und Stank in der Luft. — Der Magistrat verbot seitdem das Schauteufellaufen ein für alle Male.

Andere erzählen, das Schauteufelskreuz habe ein Schuster gestiftet, der vor vielen Jahren an der Ecke des alten Marktes wohnte. Dieser Schuster wußte vor Hunger und Kummer weder aus noch ein und faßte endlich den gottlosen Entschluß, einen Bund mit dem Teufel zu machen. Er stahl deshalb bei Nacht und Nebel von der Dombibliothek den Höllenzwang, der dort an einer großen Kette lag, und beschwor den bösen Feind. Dieser, der nie lange auf sich warten läßt, wenn er eine Seele wittert, die für seiner Großmutter Kaffeekessel reif ist, erschien auch bald und fragte nach seinem Begehr. Der Schuster verschrieb ihm gegen drei Himpten Geld seine Seele unter der Bedingung, daß ihm der Teufel die Seele lassen sollte, wenn er nach Jahresfrist wiederkehrte und fände, daß das ganze Geld bis auf Heller und Pfennig nur zu einem Gott wohlgefälligen Zwecke angewandt sei. Das war der Teufel gern zufrieden und fuhr hohnlachend davon; denn er konnte wohl denken, daß der verhungerte Schuster, wenn er auch Kirchen und Klöster reichlich bedächte, doch einen großen Theil des Geldes für seinen bellenden Magen und seine durstige Kehle verwenden würde, und wenn er einmal in's Wohlleben gekommen wäre, würde es mit andern Dingen, die Gott nicht wohlgefallen, keine Noth haben. Der Schuster aber war nicht von ehegestern und dachte bei sich: „Hast du so lange in Hunger und Kummer gelebt, so wirst du es auch noch ein Jahr aushalten", trug also seine drei Himpten Geld zum Goldschmied und ließ ein großes silbernes Kreuz daraus machen; das nahm er mit sich nach Hause und erwartete nach Ablauf des Jahres ganz ruhig den Teufel. Dieser blieb auch nicht eine Minute länger aus, war aber sehr erstaunt, als er den halbverhungerten Schuster noch ebenso wie vor einem Jahre in seiner ärmlichen Schusterstube den Pechdraht ziehen sah. „Was hast du mit dem Gelde gemacht?" fuhr ihn der Teufel an. — „Schau Teufel dieses Kreuz!" rief

der Schuster aufspringend und ihm das silberne Kreuz entgegenhaltend. Da zerschlug der Teufel bitter und böse ein Fach Fenster und fuhr fluchend und stinkend davon. Der Schuster aber lachte in's Fäustchen, ließ sein Kreuz wieder einschmelzen und war von nun an ein steinreicher Mann. Zum Danke für seine Erlösung aus des Teufels Krallen ließ er den Denkstein setzen, der noch heute das Schauteufelskreuz heißt.

## 6. Der Stein.

Eine Straße in der Nähe des Dammthors heißt „der Stein“. Man hat sie nach einem großen Stein so genannt, welcher an der Ecke dieser Straße seit uralten Zeiten liegt. Einige sagen, ein Riese habe hier das „Sandkörnchen“ aus seinem Schuh geschüttet, andere aber meinen, der Teufel hätte den gefährlichen Stein einst nach dem gegenüberstehenden Martini-Kirchthurm geworfen und glücklicher Weise gefehlt.

## 7. Teufel auf der Domschenke.

An einem heißen Sommernachmittage kam einmal ein frommer Pater, der für sein Kloster gute Menschen angesprochen hatte, mit seinem von milden Gaben schweren Sacke an der Domschenke vorbei und wollte eben in den „Huckedal“ hinabsteigen, als er dachte: Du hast heute das deinige gethan, heiß ist es, durstig bist du, und der Wein erfreut des Menschen Herz, warum solltest du nicht einmal in der Domschenke vorkehren? Gedacht, gethan, der Pater trat in die kühle Schenke, und der Kellermeister beeilte sich, dem frommen Manne eine große Kanne Wein aus dem Fasse von Anno Eins vorzusetzen, dafür durfte er nichts zahlen. Nun hatte der leidige Teufel dem frommen Pater schon lange eins am Zeuge flicken wollen, hatte ihn unter allerlei Gestalten in Dorf und Stadt versucht, aber vergebens; der gute Pater hatte überall die Hörner und den Pferdefuß durchblicken sehen und war ihm immer gleich mit Gebet und Kreuzzeichen über die Kappe gefahren.

Schon wollte sich der ärgerliche Teufel an eine andere Seele machen, als er den frommen Bruder in die Domschenke treten sah. Halt, dachte er, durstig bist du, trinken wirst du, und ich will dir helfen, daß du voll wirst, nachher wisch ich dir schon leichter eins aus. Schnell nahm der leidige Unhold eines Reiters Gestalt an und trat gestiefelt und gespornt in die Domschenke, grüßte den Pater ehrerbietig und setzte sich zu ihm an den Tisch. Der gute Pater erkannte den Erzfeind, dessen Kopf in einem großen Federhut und dessen Füße in ungeheuren Kouriersticfeln steckten, diesmal wirklich nicht, er lobte den Wein und der Reiter ließ sich auch eine Kanne bringen. Darauf erzählte der Reiter von seinen Kriegsläuften, und der Pater dachte nichts Arges, stieß mit dem fremden Herrn an und beiden wurde es beim Plaudern und Trinken wunderbar fröhlich und juchheilig um's Herz. Als eine Kanne leer war, brachte der Kellermeister eine zweite und dritte. Da sprach der Pater goldene Worte über die schöne Gottesgabe und meinte, solch ein Trank müsse doch selbst dem Bösen das Herz weich machen und zur Dankbarkeit gegen Gott wenden. „Ja, hast recht, Glatzkopf“, seufzte der Teufel auf, „wenn ich noch länger trinke, so zerschmilzt mir dieser Wein meines Herzens eisernen Berg!“ Damit schlug er vor dem zu Tode erschrockenen und sich bekreuzenden Pater den Deckel der Kanne zu, daß der Abdruck aller fünf Krallenfinger darin sitzen blieb, wischte sich über Augen und Schnauze und fuhr zum Fenster über der Thür hinaus, ohne wie sonst bei seinen Ausfahrten Stank oder Unflath zu hinterlassen. Auch konnte das zerbrochene Fenster wieder ausgebessert werden, woraus zu ersehen, daß der weinselige Teufel diesmal nicht im Bösen ausgefahren war.

---

## 8. Teufelshorn.

Am Dome sieht man an einem Mauerstein ein eingebranntes Horn, das kommt von dem horchenden Teufel. Ein frommer Predigermönch predigte nämlich „ganz vor diesem“ gewaltiglich gegen den Bösen und deckte alle seine Tücke auf. Als das dem Teufel hinterbracht wurde, wollte er sich selbst überzeugen, lehnte

den Kopf an die Mauer, um zu horchen, und hörte wie jeder Horcher an der Wand „seine eigene Schand'". Er mußte aber den frommen Mönch wohl lassen und fuhr mißmuthig davon. Als Wahrzeichen seiner Spionirerei sitzt nun der Abdruck seines glühenden Horns noch heute in dem Steine.

---

## 9. Werwölfe.

1. Vor vielen, vielen Jahren hieß es einmal, im Finkenberge hielte sich ein Wolf auf. Da nahmen die Bürger aus der Stadt ihre Gewehre, um den Wolf zu schießen; sie jagten und jagten, aber es ließ sich kein Wolf sehen, drum glaubte man, daß es nur so ein Geschwätz gewesen wäre und ging zu Hause. Schon am andern Morgen aber kam die Nachricht in die Stadt, daß der Wolf auf dem Moritzberge in einen Schafstall gebrochen sei und die Schafe zusammt den Schäfer erwürgt habe. Nun umstellte man das ganze Holz, durchsuchte jeden Busch, aber umsonst. Da schüttelte ein alter Jäger, „der mehr als Brod essen konnte", bedenklich den Kopf und meinte, das ginge nicht mit rechten Dingen zu, der Wolf müsse ein Werwolf sein, gegen den könne kein Jagen helfen, aber man solle ihn nur machen lassen. Die Leute waren gern mit dem zufrieden, was der Jäger thun wollte, und dieser stellte nun eine Falle auf, in welcher er drei ganz kleine Kreuze von Osterholz versteckte. Als man am andern Tage nachsah, war die Falle richtig zugeschnappt, und was saß darin? Ein „versoffener" Schneider vom Moritzberge. „Nun wahr' dich, du Werwolf!" rief der alte Jäger, warf dem Bösewicht einen Zaun über den Kopf und schleppte ihn zum Galgen. Das Volk jubelte, als man den Bösewicht aufzog; aber bald verkehrte sich sein Jubel in Staunen und Verwunderung, mit offenen Mäulern guckten und guckten die Leute nach dem Gehengten, — doch da hing im Galgen weder ein Wolf noch ein Schneider, sondern ein Bund Stroh.

2. Ein Kanonikus in Hildesheim schickte einen Boten mit einem höchst wichtigen Briefe nach Göttingen. Der Bote, der ein guter Fußgänger war, machte den Weg dahin in einem Tage

und kehrte schon des andern Tages wieder nach Hildesheim zurück. Diesmal übermannte ihn aber die Müdigkeit und er konnte nur bis zum „Vollaas" (bei Alfeld) kommen. Er begehrte Einlaß in das Wirthshaus, aber die Wirthin weigerte sich lange, endlich ließ sie sich überreden und schüttete dem Manne eine Spreu in der Stube auf. Doch kaum hat der Mann seine müden Glieder zur Ruhe gestreckt, als er Lärm hört und drei wilde, baumlange Kerle in die Stube treten sieht. Nun ist es mit deinem Leben aus, denkt er, du bist in eine Mördergrube gefallen! Doch hält er sich ganz still, stellt sich schlafend und hofft, daß ihn die Räuber bei seiner augenscheinlichen Armuth verschonen würden. Die wilden Kerle fragen auch die Wirthin drohend und hastig nach dem fremden Mann, die aber sagt, es wäre nur ein armer Teufel, der nach Hildesheim wolle und vor Müdigkeit fest eingeschlafen sei. Da beruhigten sich die wilden Gesellen, ließen von der Wirthin das Beste und Schönste auftragen und aßen und zechten voll und toll, bis aus dem Dorfe die Zwölfe herüberdröhnte. Da sprang einer der Kerle auf und rief: „Nö is et aberst Tent!" Sogleich erhoben sich auch die anderen, nahmen aus einem Wandschrank drei breite Riemen und jeder von ihnen schnallte sich einen solchen Riemen um den Leib. Kaum hatten sie die Riemen umgeschnallt, so wurden sie rauh wie Bären, fielen auf ihre Hände wie auf Vorderfüße und trabten auf allen Vieren zur Thür hinaus. — Der Bote hatte halb todt vor Schreck alles gesehen, schwieg wohlweislich und machte sich mit dem ersten Morgengrauen davon.

3. Eine halbe Stunde von Hildesheim liegt das Dorf Ochtersum; da war es vor der „westphälischen Zeit" nicht richtig. Die Hildesheimer Bürger, welche oft noch spät mit einer Ladung Holz auf dem Schiebkarren aus dem „Woole" (dem Hildesheimer Walde) kamen, hielten sich gern dicht zusammen, wenn sie unten am Steinberge vor dem Dorfe waren; denn da war schon manchem etwas begegnet. Einmal kam auch ein Bürger bei Nacht aus dem „Woole", der war sehr vermessen und fuhr mit seinem Schiebkarren allen andern „Holzgängern" voraus. Seine Frau aber, die einen rothen wollenen Rock anhatte, war ihm entgegen=

gegangen, um ihm zu helfen; sie spannte sich vor den Schiebkarren und zog wacker, so daß ihr Mann nicht so schwer zu schieben hatte. Als die beiden Eheleute nun dicht bei Ochtersum waren, da wo die alten Weiden an dem Bache stehen, sprang auf einmal ein abscheuliches Gethier hinter einer Weide hervor und packte die Frau in ihren rothen Rock. „Jesus, Maria und Joseph!“ schrie die Frau. Da ließ das Gethier die Frau los und wollte den Mann anfallen; dieser aber nahm sein Beil aus dem Gürtel und hieb das Gethier in die Vorderpfote. Da lief das Unding laut heulend davon; die erschrockenen Eheleute aber konnten deutlich sehen, wie es ins Dorf humpelte. Im Dorfe fingen nun die Hunde so an zu bellen und zu heulen, daß man seit Menschengedenken nicht einen solchen Lärm gehört hatte. Den andern Tag ging der Hildesheimer Bürger zu einem Kapuziner, „der mehr als Brot essen konnte“, und erzählte, wie es ihm und seiner Frau gestern vor Ochtersum ergangen sei. Da nahm dieser den Mann mit nach dem Dorfe und ging mit ihm in den Krug. Der Kapuziner fragte die Krügerin, wie es mit der Gesundheit stände und ob alles munter im Dorfe sei. Da sagte sie: „Es ist soweit alles munter, aber meinem Manne ist vorige Nacht eine Sense in den Arm gefallen, deshalb liegt er oben im Bette.“ „Nun, da müssen wir doch einmal sehen, was er macht,“ sagte der Kapuziner und ging mit dem Bürger auf die Kammer, wo der kranke Wirth lag. Der wollte aber seinen Arm nicht zeigen, wurde bitterböse und wies den beiden Leuten in seiner Wuth die Zähne. „Siehst du, da haben wir den Spitzbuben!“ rief jetzt der Bürger, „da sitzt dem Bösewicht noch die rothe Wolle, die er meiner Frau aus dem Rocke gerissen hat, zwischen den Zähnen!“ Nun wußte man, daß der Krüger ein Werwolf war, und schlug ihn todt.

---

## 10. Die glühende Kutsche.

Viermal im Jahre fährt der wilde Jäger in einer glühenden Kutsche, Nachts Schlag zwölf Uhr, durch das Goschenthor auf den Neustädter Markt, wo er verschwindet. Die Pferde vor der Kutsche speien Feuer und Flammen und auch der

Kutscher auf dem Bocke ist ein ganz glühender Mann, der links und rechts mit der Peitsche, aus welcher die Funken fliegen, um sich schlägt. Neugierigen, welche aus den Fenstern sehen, schlägt er die Augen aus.

## 11. Die gläserne Kutsche.

Es ist noch heutzutage kein Ort in der Stadt, wo es Nachts so still und grausig wäre, als bei der Pagelskirche (St. Pauli-Kirche); in früheren Zeiten ist das aber noch viel schlimmer gewesen, denn damals war dicht bei der Kirche, wo jetzt Götting's Garten ist, der Kirchhof, und dicht am Kirchhof hin, gerade dem Kapuzinerkloster gegenüber, mußte man durch die enge, düstere Petersilienstraße. Was ist hier nicht alles gesehen und gehört! Das Schlimmste von allem aber war die gläserne Kutsche, welche Nachts um die zwölfte Stunde aus dem Pfaffenstiege kam, vom Pfaffenstiege über den Bohlweg durch die Kreuzstraße und den alten Pulverthurm rollte und endlich vor der Petersilienstraße anhielt. Da hat mancher Nachtwächter und manche Frau, die auf's Waschen ging, etwas gesehen, was sie in ihrem Leben nicht wieder sehen mochten. Aus der Kutsche stiegen nämlich ganz stumm und still mehrere Leute in altfränkischer Tracht und setzten auf die niedrige Kirchhofsmauer eine Mulde, in welcher ein blutendes Kind lag. Ein Messer stak dem Kinde aufrecht in der Brust. Im Umsehen stand auch ein Galgen da. Die stummen Leute ergriffen eine händeringende Frau, welche mit in der Kutsche gekommen war, und hingen sie an den Galgen, gerade über der Mulde, in welcher das Kind lag, auf. Sobald dies geschehen war, stiegen die Leute wieder ein, die Kutsche fuhr davon, und wie das Rollen der Räder in der Ferne nach und nach verhallte, so zerfloß auch der Galgen und verschwand die Mulde von der Mauer.

## 12. Der Huckauf.

Man hat wohl recht, wenn man sagt: „Die Nacht ist keines Menschen Freund.“ Aber am hellen Mittag ist's auch nicht sauber, wenn man so ganz allein im Holze ist, und ringsumher

ist alles todtenstill. — Da ist es einem noch nicht lange verstorbenen Mann übel ergangen. Der suchte Heidelbeeren im Ziegenberge und legte sich gegen Mittag, als alle, die mit ihm ausgezogen, schon nach Söhre wieder herunter gegangen waren, unter einen großen Baum zum Schlafen nieder. Wie er eben die Augen zudrücken will, ruft es hinter ihm: Hoho, hoho! Erschrocken springt der Mann auf, sieht sich nach allen Seiten um und erblickt außer den summenden Bienen und Käfern ringsumher kein lebendiges Wesen. Nur oben in der höchsten Spitze des Baumes saß ein Rabe, der war wohl so groß wie eine Gans, und starrte mit so grimmigen Augen auf den Mann, daß diesem ganz ängstlich ums Herz wurde. „Ei, du Teufelsvieh,“ schimpfte der Mann, „du sollst mich doch nicht länger im Schlafe stören,“ hob einen Stein auf und warf ihn nach dem häßlichen Vogel. Da flog der Rabe mit lautem Gekrächze davon, und der Mann legte sich wieder zum Schlafen nieder. Kaum aber hatte er ein Auge zugedrückt, da rief es wieder hinter ihm: Hoho, hoho! Der Mann fuhr auf und griff wieder nach einem Stein, aber da war kein Rabe zu sehen; die heißen Sonnenstrahlen schienen so matt durch das von keinem Lüftchen bewegte Laub, und es wurde recht grausig an dem Orte. Da dachte der Mann: Hier ist nicht gut sein, betete und machte sich auf den Weg nach Söhre. Aber eben hatte er ein paar Schritte gethan, als ihm etwas mit dem Geschrei: Hoho, hoho! auf den Nacken sprang. Der Mann rüttelte und schüttelte sich, um die Last los zu werden, aber vergebens; wie ein Mehlsack hing es ihm auf den Schultern, und im Angstschweiß keuchend schleppte er sich mit seiner schweren Last mühsam den Waldweg entlang. Endlich war der Waldrand erreicht, die goldenen Kreuze der Stadt- und Dorfkirchen blinkten dem Geplagten entgegen, und plumps fiel es ihm von den Schultern.

Was es aber gewesen ist, was der Mann schleppen mußte, das hat er nicht gesehen, denn er hütete sich wohl, sich umzusehen, sondern lief spornstreichs auf Söhre zu. — Er ging sein Lebtag nicht wieder um Mittagszeit in den Ziegenberg.

---

## 13. Huckauf im Itzumer Holze.

Im Itzumer Holze saß auch ein Huckauf, den mußten die „Holzgänger" oft bis an die Greitchen-Kuhle tragen; wer sich umsah, dem drehte er den Hals um.

---

## 14. Fliegenschnäpper darf man nicht stören.

Schwalben, Störche und Tauben sind Herrgottsvögel, die man nicht stören darf; besonders aber von Fliegenschnäpper-Nestern bleibe man weit weg. Ein böser Junge aus Sorsum „ging einmal Schulen" und suchte Vogelnester im Sorsumer Busche. Als er nun an die große Eiche kam, aus welcher sie nachher die Mühlenwelle für das große Rad auf der Sorsumer Mühle gemacht haben, sah er unter der Eiche einen steinalten Mann mit langem, weißen Barte und einer langen Zipfelmütze auf dem Kopfe. Der Mann hackte mit einer Rodehacke alles Buschwerk und Gesträuch, welches unter dem Baume stand, weg und brummte bei dieser Arbeit immer in den Bart: Knax narrax! Knax narrax! Der Bauerjunge sah dem alten Manne, den er noch nie im Dorfe gesehen hatte, ganz verwundert und furchtsam zu; als sich der alte Mann aber gar nicht um ihn kümmerte, ward der Junge, der, wie alle bösen Buben, gern alte Leute verspottete, dreist und maulte dem Manne immer nach: Knax narrax! Knax narrax! Doch der Alte that gar nicht, als ob der Junge da wäre und arbeitete mit der Rodehacke, daß ihm der Schweiß vom Gesichte lief. Nun wurde der Junge seines Spottens auch müde und wollte eben weiter gehen, als aus einem Loche in der Eiche ein Fliegenschnäpper aufflog. Halt, dachte der Thierquäler, da sitzt ein Nest, und langte nach dem Loche hinauf; schon hatte er zwei von den Eierchen in der Hand, als der alte Vogel mit jämmerlichem Geschrei wieder heranflog, sich auf einen Zweig setzte und rief: Kiek mal kiek! Kiek mal kiek! Kiek! Kiek! Kie — — — k! Da brach auf einmal ein Sturmwind in der Eiche los, als ob sie zerbersten sollte. Erschrocken ließ der Junge die Eier wieder in das Nest fallen; aber er sollte sich noch mehr erschrecken, denn der alte Mann

kam hinter dem Baume hervorgewischt mit feurigen Augen, sein Bart prasselte und die Rodehacke schleuderte er um den Kopf wie eine Schlappschleuder. „Schlage dich das Donnerwetter in Grund und Boden, du Satansbrut!“ schrie der Mann und seine Stimme war wie ein Donnerkrachen. „Herr Jesu, stehe mir bei!“ rief der Junge und lief, was er konnte, durch Dick und Dünn. Aber am Ohr fuhr es ihm weg wie ein Feuerstrahl; das war die Rodehacke, die der alte Mann dem Thierquäler nachwarf. — Das Gewitter wollte kein Ende nehmen, der Junge kam ganz durchnäßt nach Hause und erzählte, was ihm im Busche begegnet war. Da nahmen seine älteren Brüder ihre Stöcke und gingen mit dem Jungen wieder nach der Stelle zurück, um den alten Mann durchzuprügeln. Sie sahen und hörten aber niemanden unter der Eiche, auch war das Buschwerk ringsumher gar nicht ausgehackt; darum dachten sie, ihr Bruder habe sie belogen, und wollten ihn schon ohrfeigen, als sie von weitem etwas im nassen Grase blinken sahen. Alle liefen darauf zu und fanden eine ganz goldene Rodehacke. Doch das Gold hat den Leuten kein Glück gebracht; alles, was sie anfingen, ging fehl, und bald waren sie so arm wie die Kirchenmäuse.

---

## 15. Der gespenstische Iltis.

Da sagen die Leute, das Dreibein sei ein Hase, aber wenn sie sich genauer die Fußtapfen betrachteten, so würden sie merken, daß es ein „Ilk“ ist. Der Iltis ist überhaupt ein Thier, mit dem es „nicht recht richtig“ ist. Das huscht und fliegt in seinem glänzenden Felle durch alle Winkel und Löcher, daß man nicht mehr weiß, „wo kommst du her, wo gehst du hin.“ Kein Loch ist ihm zu klein, und wenn er will, geht er ebenso gut durch's Schlüsselloch wie die Nachtmahrte. — Da hat ein alter Förster auf dem Söder einmal eine wunderbare Geschichte erlebt. Der konnte kein Huhn lebendig behalten; vergebens verstopfte und vermauerte er das Hühnerhaus, so daß auch kein Lüftchen hinein konnte, dennoch wurden die Hühner immer über Nacht todtgebissen oder fortgeschleppt. Alle erdenklichen Fallen hatte der Mann schon aufgestellt, um den Dieb zu fangen, aber umsonst.

Endlich ließ er auf den Rath eines frommen Mannes eine Falle vom Pater Marcellus besprechen, stellte sie auf und legte sich heimlich auf die Lauer. Die Falle hatte kaum ein paar Minuten gestanden, da ging's klapp, und — was war darin? — ein Strohwisch!

## 16. Dreibeiniger Hase.

Vor dem Goschenthore lag vor alten Zeiten ein Dorf, das hieß Hohnsen. Dies Dorf ist untergegangen, doch nennt man noch heute die Gegend, wo es gestanden hat, Hohnsen, und viele Leute haben dort ihre „Kampstücke" (Gemüsegarten). Wenn am Sonntag des Morgens alles so recht still ist, hört der Schweinehirt oft noch die Kirchenglocken tief unten in der Erde läuten, auch will er darauf schwören, daß er einmal die Orgel hörte, als er das Ohr auf die Erde gelegt hatte. Soviel ist gewiß, in Hohnsen ist's nicht richtig, und jeder, der dort ein Kampstück hat, kann am andern Morgen die Spuren von dem Dreibein eingedrückt sehen. Einige sagen, das Dreibein sei ein dreibeiniger Esel, der gehe zwischen zwölf und eins in Hohnsen und dann in die Stadt bis in die kleine Gasse an der St. Annenkirche*) im Poggenhagen. Das Dreibein ist aber kein Esel, sondern ein dreibeiniger Hase; man muß sich nur überzeugen und die Spuren genau ansehen. Doch mag uns der liebe Gott davor bewahren, daß wir den Hasen selbst sehen, denn es ist dem noch nie gut gegangen, dem das Dreibein begegnet ist. Wer deshalb des Nachts in Hohnsen nichts zu thun hat, bleibe da weg. — Auch auf der Steingrube ging sonst ein dreibeiniger, mit Ketten rasselnder Hund von der Judengasse bis zum Rabenstein, wo er verschwand. Dreibeinige, feurige Pferde standen Nachts in der Judengasse an der Steingrube und ließen niemanden durch.

## 17. Raben warnen.

Wenn man „über Feld geht", so achte man auf den Flug der Raben. Fliegt ein Rabe von der Rechten nach der Linken über den Weg und schreit: „Wahr' deck, wahr' deck, wahr' deck!",

*) Diese Kirche ist vor circa 50 Jahren abgebrochen.

so kehre man lieber um oder gehe einen andern Weg. Der alte Denkstein, der im Itzumer Holze auf dem Wege nach Lechstedt steht, würde nicht dastehen, wenn ein Mann, der „boteweis“ ging, der Warnung des Raben gefolgt wäre. Der Mann hatte viel Geld bei sich und ging mit einer Frau den Feldweg nach Lechstedt. Als sie nun im „Lichtenpahl“ angekommen waren, flog ein Rabe von rechts nach links über den Weg und schrie: „Wahr' deck, wahr' deck!“ Erschrocken blieb die Frau stehen und wollte nicht weiter mit; der Mann aber lachte, sagte, das wäre dummes Zeug und ging allein seinen Weg. Am andern Morgen fanden die Lechstedter den erschlagenen und beraubten Mann auf der Stelle, wo noch heute der Denkstein steht.

---

## 18. Vogelschrei.

Zu Neujahr wird der Tag um einen „Hahnenschrei“ länger. ‚Wahr' deck, wahr' deck!“ (Hüte dich! hüte dich!) ruft warnend der Rabe. „Kumm Fru!“ ruft der Täuber; „spinn' litteк! spinn' litteк!“ der Hänfling. „Harrut!“ (Heraus aus dem Hause, dem Leben) schreit das Leichhuhn. — Kräht ein Huhn wie ein Hahn, so droht schweres Unglück dem Hause. — Geht ein Brautpaar im Holze und hört den Kuckuck, so wird ihre Ehe mit Kindern gesegnet.

---

## 19. Gespenstische Gänse.

Jedermann weiß, daß in der Christnacht alles Wasser Wein ist. Das wußten auch zwei Burschen in Barienrode und hatten sich verabredet, in der heiligen Christnacht an die Beuster zu gehen und sich ein paar tüchtige Eimer Wein zu holen. Gesagt, gethan. Als sie nun mit ihren Eimern an den „Kolk“ kamen, aus welchem sie schöpfen wollten, standen ein paar ungeheuer große, schneeweiße Gänse am Ufer. „Das ist ja prächtig,“ sagte der eine zum andern, „da kriegen wir ja zu dem Wein auch den Braten“; und damit streckte er seine Hand nach den Gänsen aus. Aber plumps lagen die Gänse im Wasser und aus dem letzteren guckten zwei Menschenköpfe mit sehr langen Haaren und lachten laut die Burschen aus. Diesen lief es eiskalt über

den Rücken; sie ließen Wein Wein sein und liefen „was biste, was haste“ zu Hause. Nie haben sie wieder Lust gehabt, Wein in der Christnacht zu holen.

## 20. Gespenstisches Huhn.

Unter einem Hollunderbusch (Allhornbusch) bei Ochtersum saß ein schwarzes Huhn; wer das Huhn sah, dem brachte es Unglück.

## 21. Schwere Gänse.

1. Ein Nachtwächter in Hildesheim sah, als er eben bei der Andreaskirche die Zwölfe ausgebracht hatte, auf der Kirchhofs-Mauer eine große, fette Gans sitzen. Da dachte er: „Wenn du keinen Herrn hast, will ich dein Herr sein“, nahm die Gans unter den Arm und trug sie nach seinem Hause. Unterwegs wurde die Gans immer schwerer und schwerer, so daß er sie kaum bis zu seiner Wohnung schleppen konnte. Er rief nun seine Frau, welche mit ihm die schwere Gans in den Schweinestall brachte. Hierauf verriegelten sie die Thür und freuten sich nun beide auf den leckeren Braten. — Am andern Morgen stand der Nachtwächter ganz früh auf, wetzte sein Messer und ging vor den Schweinestall, um die Gans zu schlachten. Aber wie erschrack er, als er statt der Gans ein altes, nacktes Weib darin fand, das ihn wie mit Katzenaugen grimmig ansah. „Toif, dö Daak-hexe!“ rief der Nachtwächter, als er sich von seinem Schrecken etwas erholt hatte, nahm eine Mistgabel und warf damit die Hexe über den Zaun. „Siehst du,“ sagte seine Frau, „unrecht Gut gedeihet nicht!“ „Das ist wahr“, sagte der Mann und hat nie wieder eine Gans von der Kirchhofsmauer mitgenommen. Wenn er aber Nachts dort eine sitzen sah, so schlug er ein Kreuz und machte, daß er fortkam.

2. Eine Tagelöhnerfrau, welche mit einer Tracht Holz aus dem Itzumer Holze kam und sich verspätet hatte, sah auf der Neustädter Kirchhofsmauer, dicht unter der großen Linde, eine schöne, fette Gans sitzen. „Halt,“ dachte die Frau, „heute ist Markttag gewesen, gewiß hat eine Bauerfrau die Gans dort ver-

gessen, die schmeckt dir auch gut, deine Zunge ist auch nicht mit Brettern vernagelt.“ Die Gans ließ sich ruhig greifen und auf die Kiepe setzen. Unterwegs ward die Gans immer schwerer und schwerer, so daß die Frau sie nur mit Mühe und Noth zu Haus schleppen konnte. Ihr Mann und die Kinder freuen sich über den schönen Fund und schließen die schwere Gans sorgfältig in den Stall. Nachts aber, als alles schläft, erwacht die Frau durch ein Rascheln an ihrem Bette, und eine Stimme sagt: „Bring mek hen, wo dö mek härhaalt häst!“ Zitternd und bebend steht die Frau auf, nimmt die Gans in die „Slippe“ (Schürze) und trägt das „Gedierze“ (Gethier) wieder nach dem Kirchhofe. Nie war ihr eine Last so schwer geworden; unter Seufzen und Stöhnen brachte sie das Unding wieder auf die Kirchhofsmauer; kaum war die Gans wieder auf ihrem Platze, so fiel die Frau ohnmächtig zusammen. Acht Tage darauf starb die Frau.

---

## 22. Die schreiende Schlange.

Wer aus einer Schlange das Fett bratet und sich damit bestreicht, wird stark wie ein Löwe. Das hatte der kleine Jude Veitel, den die „Studenten“ auf dem Domhofe immer „Moritz machen“ ließen, auch gehört und dachte: „Wartet, ihr sollt doch noch eure Schläge kriegen.“ Veitelchen fing nun in der alten Mauer am Kehrwieder-Wall eine Schlange und brachte sie seiner Schabbesfrau zum Braten, denn die Juden dürfen keine Schlange in ihr Geschirr nehmen. Auch die Schabbesfrau wollte erst nicht dran, doch „für Geld kann man den Teufel tanzen lassen“; Veitel gab ihr einen Gulden, und die Frau warf die Schlange in die Pfanne. Aber wie konnten beide zur Küche hinaus flüchten, denn die Schlange schrie laut in der Pfanne: „Schma Jesroël! Schma Jesroël!“ — Veitel merkte, daß er eine große Sünde gethan hatte und dachte nicht mehr daran, daß er stärker werden wollte, als ihn Gott gemacht. Auch hatte er nachher Ruhe, denn als das Stift westphälisch wurde und die ganze Welt sich umkehrte, mußte man auch die Juden in Ruhe lassen.

---

## 23. Schlange mit goldener Krone.

Lange vor der westphälischen Zeit saß eine große, rothe Schlange, mit einer goldenen Krone auf dem Kopfe, im Walle am Hagenthore. Kinder, welche Veilchen suchten, sahen sie einmal in der Sonne liegen und liefen in Angst und Schrecken davon. Nur ein Junge war beherzt, warf einen Stein nach der Schlange und warf ihr gerade die goldene Krone ab; da huschte die Schlange mit einem kläglichen Geschrei in den Wall und ist nie wieder gesehen worden. Die goldene Krone aber war in den Stadtgraben gefallen und da liegt sie heute noch, denn soviel man auch gleich darauf und nachher danach suchte, konnte sie doch niemand finden.

Der Junge, der den Steinwurf gethan, hat es später oft bereut, denn er hatte von der Stunde an einen lahmen Arm, den er auch mit in das Grab nehmen mußte.

---

## 24. Schlangen.

Im Sundern sahen „Holzgänger" einst eine viele Ellen lange Schlange im Sonnenschein liegen. Sie glitzerte und blitzte wie eitel Gold; als aber die Leute näher kamen, war sie weg wie der Blitz, und auf dem Grase sah man nur einen langen Goldstreif, der nach und nach verschwand. — Auch im Hamberge gab es früher große Schlangen, aber die Jäger hüteten sich, sie zu stören oder zu beschädigen, denn das brachte Unglück.

Ein vermessener Junge aus Hildesheim hieb einst im Ziegenberge eine Schlange mitten auseinander. Da wurden aus den beiden Stücken zwei Schlangen, welche grimmig auf den Jungen losfuhren. Er wehrte sich tapfer und hieb beide wiederum in Stücke, da wurden aus den Stücken vier Schlangen, und als er auch diese zerhauen, wurden es acht und dann sechszehn. Nun ging dem Jungen die Kraft aus und ein ganzer Haufen von Schlangen stürzte über ihn her. Glücklicherweise kamen Holzgänger des Weges und verscheuchten das Gewürm. Der Junge aber war so zugerichtet, daß er bald darauf verstarb.

In dem alten Steinbruche im Itzumer Holze saß eine Schlange, die sich nur Nachts sehen ließ und weithin durch die Nacht leuchtete. Zeigte sie sich, so bedeutete das Unwetter, Hagelschlag, Feuersbrünste oder sonst ein Unglück. Kurz bevor wir westphälisch wurden, war's, als ob das ganze Holz brenne, so leuchtete die Schlange. Seitdem hat man nichts wieder von ihr gehört und gesehen.

Eine Frau in Hildesheim hatte eine Schlange im Keller, die täglich ihre Milch bekam und ihr nicht für tausend Thaler feil gewesen wäre. Diese Frau wußte alles vorher, was geschah, und in der Erntezeit gingen die Leute wohl zu ihr und nahmen sie wegen des Wetters in Rath. Oft stand die Frau bei hellem Sonnenschein vor der Thür und rief den Nachbaren zu: „Schließt die Fenster!" oder: „Bleibt hübsch zu Haus, es kommt ein starkes Gewitter!" „Dummes Zeug!" hatte dann wohl dieser oder jener gesagt, „der Himmel ist ja ganz hell!" Nachher aber mußten sie erfahren, daß die Frau doch richtig vorhergesagt hatte, und manche wurden durch Schaden klug.

Im alten Gemäuer am Kehrwieder-Walle sitzt tief verborgen ein „Hünnigschlangennest" (?); glücklich wäre der, der es auffinden könnte, denn alles, was man hineinlegt, wird Gold.

---

## 25. Drachen.

„Draken, Gluswänze oder Glubolte" sah man sonst fast jede Nacht; sie fuhren in die Schornsteine und brachten den Hexen Geld. Die „Töverschen" hatten immer eine Sätte Milch auf dem Herde stehen, wenn der Glubolt kam; fand er die Milch nicht, so steckte er das Haus in Brand.

---

## 26. Kellerhahn.

Mancher Mensch hat schon im Keller einen jähen Tod gefunden, und niemand wußte, wie das zugegangen sein mochte. Das Unglück aber kommt von der „Baselistsche" oder dem „Kellerhahn"; wen solch ein Unding mit den glühenden Augen anblitzt, der hat sein letztes Brod gegessen.

---

## 27. Vogel Unrecht.

Geht man Nachts über den Escherderberg, so hört man den weithallenden, schauerlichen Ruf: Unrecht! Unrecht! Bald ruft's aus weiter Ferne, bald donnert's dem nächtlichen Wanderer dicht an sein Ohr: Unrecht! Unrecht! so daß er schaudernd zusammenfährt. Ein Glück aber, wenn er mit dem bloßen Schrecken davon kommt, denn gar manchem ist es übler ergangen. Der Ruf kommt nämlich vom Vogel Unrecht, der sich dem Wanderer oft als ein ganz kleines, schwarzes Vöglein auf die Schulter setzt und dann wächst und wächst, bis der von ihm Geplagte unter seiner Last zusammenbricht. — Der Vogel ist der unselige Geist eines Holzaufsehers, welcher einst im Escherderberge einen Mönch aus dem Kloster Escherde erschlug. Der Mönch hatte in der Beuster eine schöne Zahl Forellen für sein Kloster gefangen, diese machte ihm der Holzaufseher unrechtmäßiger Weise streitig und erschlug ihn, als er die Fische nicht herausgeben wollte. Der Thäter wurde lange Zeit nicht entdeckt, obwohl die Mönche zu Kloster Escherde jährlich am Sterbetage des Bruders einen besonderen Gottesdienst abhielten und den lieben Gott baten, doch noch in diesem Leben den Mörder zu offenbaren und der verdienten Strafe zu überliefern. Endlich am dritten Jahrestage nach dem Morde rührte Gott das Gewissen des Mörders so heftig, daß er in Verzweiflung fiel und sich auf der Stelle erhing, auf welcher er den Mönch erschlagen hatte. Daß er der Mörder sein müsse, wurde bald durch ein Wunder offenbar, denn als man ihn abschneiden wollte, flog er mit dem Rufe: Unrecht! Unrecht! als ein schwarzer Vogel davon.

---

## 28. Nachtrabe.

In der Gegend von Alfeld und Freden fliegt Nachts ein großer Rabe mit eisernen Flügeln, der schon manchem das Leben genommen hat. Einst hörte ein Schäfer, der neben seinen Schafen schlief, den Raben heranrauschen und warf schnell sieben Hürden über sich, um sich gegen die Flügel des Raben zu schützen. Dieser aber zerschlug eine Hürde nach der andern und kam bis auf die siebente, an dieser versuchte er indeß seine Kraft ver-

gebens, denn sie war aus Kreuzdornholz gemacht, und dadurch ward der Schäfer gerettet.

## 29. Der spukende Schimmel.

„Ganz vor diesem“ wohnte einmal ein Ackermann an der Güntherstraße, der war sehr böse und glaubte nicht an unsern Herrgott. Seine Kühe und besonders seine Pferde waren ihm lieber als alles; anstatt Sonntags in die Kirche zu gehen, trieb er sich in den Ställen herum. Einmal hatte er ein paar schöne Braune, stand wieder unter der Kirche vor den Pferden im Stalle und sagte: „Na saun paar Pere, hätt doch de Düwel in der Hölle nich!“ Da schrie es aus der Futterkiste: „Toif, ek will dek minen Schimmel ok noch der tau schicken!“ Erschrocken lief der Sünder aus dem Stalle und wurde ganz nachdenklich; es schmeckte ihm den ganzen Tag über weder Essen noch Trinken, und unruhig legte er sich zu Bett. Nachts Schlag zwölf Uhr war es, als ob das Haus aus den Fugen sollte; trump! trump! trump! kam etwas die Treppe herauf und rasselte mit Ketten. Der Sünder fuhr unter die Bettdecke, aber Knechte und Mägde liefen mit einer Laterne herbei und sahen einen großen, mageren Schimmel, grausig anzusehen, der hatte statt des Geschirrs lauter schwere eiserne Ketten an, schnob Feuer und trampelte die Treppe herauf bis auf den Boden. Hier sprang, stampfte und polterte er, bis es eins schlug. So ging es von nun an jede Nacht. Da bereute der Ackermann seine Sünden, ließ daß Haus, welches niemand kaufen wollte, niederreißen nnd machte aus der Baustelle einen Garten. Aber in dem Garten kam nichts fort, war er heute zurecht gemacht, so fand man ihn am andern Morgen von Pferdehufen zerstampft, bis endlich ein frommer Kapuziner dem Höllenvieh mit dem Weihwedel den Weg wies. Ein Haus ist aber nicht wieder auf jene Stelle gebaut und ist dieselbe noch heute ein Garten.

## 30. Spukender Jude.

Auf dem Lappenberge, am Pulverthurm, spukte in Stift'schen Zeiten ein Jude. Einst taumelte ein vermessener Trunkenbold

Nachts aus einem Wirthshause, sah den unseligen Juden umgehen und rief ihm zu: „Schachmachai niks zu handeln!?“ „Krieg den Tippel!“ fluchte der Jude und gab dem Wüstling eine Ohrfeige, daß er zu Boden stürzte. Am andern Morgen fanden die Leute den Vermessenen noch am Boden liegen, fünf schwarze Finger saßen ihm im Gesicht und konnten durch keine Seife weggebracht werden. Der Mann bereuete sein sündiges Leben, ward bettlägerig und starb bald darauf.

---

## 31. Werfen von unsichtbarer Hand.

Es sind ungefähr vierzig Jahre her, als ein Mädchen in Wesseln, wo sie sich blicken ließ, von unsichtbarer Hand mit Steinen geworfen wurde. Auch die übrigen Leute der Familie, zu welcher das Mädchen gehörte, wurden auf dem Felde mit Steinen, im Hause mit Koth beworfen. Das Ding machte großes Aufsehen, und die Polizei, die sich in alles mischt, ließ Gendarmen im Felde aufstellen, wenn das Mädchen arbeitete, um den vermeintlichen versteckten Werfer zu fassen. Aber es war niemand zu sehen und zu hören; die Gendarmen bekamen selbst ihre Schmisse und wußten nicht, woher sie kamen.

---

## 32. Das Geheimniß.

Auf der Kesselei, nicht weit vom Kehrwieder, wohnte vor diesem ein armer Student mit seiner Mutter und seiner Schwester. Diesem erschien auf der Diele am hellem Mittage eine in aschgrau gekleidete Frau mit schwarzer „Plätjemütze“ und weißem Bande daran. Die Frau forderte den Studenten auf, es doch so einzurichten, daß am folgenden Tage Mittags um zwölf Uhr seine Angehörigen nicht zu Hause seien, sie habe ihm etwas zu vertrauen, das auch zu seinem Besten dienen sollte. Im Umsehen war die Frau fort. Das nahm sich der Student zu Herzen, ging früh am andern Morgen zu den Kapuzinern, beichtete und communicirte, und sein Beichtvater sagte ihm, was er zu thun habe, wenn die Frau wieder käme. Mittags um zwölf Uhr erschien dem Studenten die Frau richtig wieder und gab ihm

einen Auftrag, den sonst keine Menschenseele weiter erfahren durfte. Die Frau hatte dem Studenten einen schweren Eid abgenommen, Zeit seines Lebens von dem Auftrage zu schweigen, und ihn zuletzt noch aufgefordert, ihr seine Hand zur Bekräftigung des Schwures zu reichen. Der Student aber war nicht umsonst bei seinem Beichtvater gewesen und reichte statt seiner Hand ein Taschentuch hin; kaum hatte die Frau das Tuch berührt, so loderte es in Flammen auf und — weg war die Frau. — Der Student vollzog getreulich den geheimen Auftrag, und die Leute sagten, daß er zur Belohnung dafür in das Marienroder Kloster aufgenommen sei, das jedoch bald darauf aufgehoben wurde. Nachher ist der Mann noch lange Zeit Schullehrer in Dingelbe gewesen.

## 33. Glühende Hand.

Im Pfaffenstiege sah man früher an einem Hause eine steinerne Hand, welche eine kleine, steinerne Säule umfaßt hielt. Das bedeutete die abgehauene Hand eines Falschmünzers, der vor vielen hundert Jahren in diesem Hause sein Wesen getrieben. Mancher, wenn er Nachts durch den Pfaffenstieg gekommen ist, hat diese Hand und diese Säule in feuerrothem Scheine glühen sehen. Jedesmal auf den Tag nämlich, an welchem der Falschmünzer seine Strafe erlitten, erglühte die Hand um Mitternacht.

## 34. Verdorrte Hand.

An einem andern Hause im Pfaffenstiege sah man eine hölzerne Hand, welche ein Streichmaß hielt. Das war die verdorrte Hand eines Kornwucherers, welcher bei einer Theuerung armen, hungernden Leuten gegenüber seine Hand zum Fenster herausgestreckt und geschworen hatte, daß er kein Korn mehr habe; die Hand sollte ihm gleich verdorren, wenn er mehr im ganzen Hause habe, als man von einem vollgeschütteten Himpten streichen könne. Kaum hatte der Bösewicht, der alle Kammern und Böden voll hatte, das Wort gesagt, als ihm Arm und Hand verdorrte.

## 35. Hände wachsen aus Gräbern.

Wenn Kinder ihre Eltern geschlagen haben, so wachsen ihnen nach ihrem Tode die Hände aus den Gräbern. Darum sah man vor vielen Jahren, als der Lamberti-Kirchhof noch ein Todtenhof war, aus einem der dortigen Gräber eine Hand von einem dort begrabenen Manne hervorragen, der einst bei Lebzeiten seine Mutter geschlagen hatte. Der Magistrat befahl dem Scharfrichter, die todte Hand abzumähen, dies geschah, aber die Hand wuchs wieder; es geschah zum zweiten und dritten Male, doch die Hand wuchs immer wieder. Als das die noch lebende Mutter hörte, weinte sie bitterlich und bat im heißen Gebete Gott, daß er ihrem Sohne vergeben möge, sie habe ihm schon längst seine Unbesonnenheit verziehen. Da sprach's zu der Frau im Traume, daß sie um Mitternacht auf den Kirchhof gehen und die todte Hand zum Zeichen ihrer Versöhnung erfassen solle. Aus Mutterliebe überwand die Frau ihre Furcht vor dem schrecklichen Gang, ging um Mitternacht an das Grab, erfaßte die Hand und sprach es laut aus, daß sie ihrem Sohne längst verziehen habe. Da fühlte sie einen warmen Druck, wie von einer lebendigen Hand, und dann war die Hand für immer verschwunden.

---

## 36. Bäume von verruchter Hand gepflanzt.

Auf dem Wege von Ochtersum nach dem Heidekruge sieht man auf einem kleinen Hügel des Steinberges dreizehn kleine Bäumchen ganz einsam und verlassen stehen. Sie sehen recht klein und kümmerlich aus, haben schon seit Menschengedenken so ausgesehen und wollen nimmer recht gedeihen. Diese Bäume hat nämlich ein Räuberhauptmann mit seinen zwölf Gesellen als Zeichen und Bekräftigung des Bündnisses gepflanzt.

---

## 37. Jungfer mit langem Bart.

Wer des Nachts nichts im letzten Rosenhagen zu thun hat, bleibe da weg, denn es hat dort an der Mauer schon mancher etwas gesehen, was er in seinem Leben nicht wieder sehen möchte. Nachts zwischen zwölf und eins geht dort eine Jungfer in ganz

altfränkischer Tracht und mit einem langem, pechschwarzen Bart. Jeden, der ihr begegnet, hält sie an, stößt einen Seufzer aus, der einem durch Mark und Bein geht, und spricht die dumpfen Worte: „Man lebt nur einmal in der Welt!“ — dann aber fällt sie in ein Lachen, welches gräulicher klingt als alles Heulen und Geschrei der ärgsten Verzweiflung.

Die Alten wollten wissen, daß dieses Gespenst der Geist einer sehr schönen, aber unseligen Jungfrau sei, welche ganz vor diesem mit ihrer frommen, gottesfürchtigen Mutter im Rosenhagen lebte. So gottselig und fromm die Mutter dachte, so weltlich und leichtsinnig dachte die hübsche Tochter, ging tagaus tagein mit jungen Gesellen zu Spiel und Tanz und machte ihrer alten Mutter nur Kummer und Sorgen. Wenn die fromme Frau der ungerathenen Tochter Vorwürfe machte, so hatte diese immer nur das eine Wort darauf: „Man lebt nur einmal in der Welt!“ Die Mutter war von Herzen betrübt und nahm, da keine ihrer Ermahnungen helfen wollte, ihren Beichtvater in Rath. Der sagte, sie sollte einmal neun Tage hinter einander die heilige Kümmerniß um Hülfe anrufen, die würde schon Rath schaffen. Das that die Frau, aber die Tochter war die neun Tage über noch ausgelassener als je zuvor, so daß die alte Frau beinahe an der heiligen Kümmerniß verzweifelte. Doch nahm sie am letzten Tage, als die Tochter gerade wieder zum Tanz gegangen war, ihr Herz noch einmal recht zusammen und flehte zu der Heiligen, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Die Mutter hatte ihr heißes Gebet noch nicht beendigt, als die Tochter singend und springend in die Stube stürmte. „Jesus, Maria und Joseph!“ schrie die Mutter auf, „du gottloses Kind, nun bist du wieder auf einer Mummerei gewesen und schämst dich nicht einmal, mit einer schändlichen Larve und einem langen Kapuzinerbart durch die Straßen zu laufen!“ „Mutter, Sie ist wohl nicht recht klug,“ sagte die Tochter, „ich habe mich ja nicht vermummt und komme, wie ich gegangen bin, vom lustigen Tanze; man lebt nur einmal in der Welt!“ „So sieh doch mal in den Spiegel, du Unband!“ rief die Mutter wieder und hielt der Tochter den Spiegel vor. Aber die that einen Schrei,

als sie ihr Gesicht in dem Spiegel sah, denn dasselbe war häßlich geworden wie die Nacht, und ein langer, pechschwarzer Bart hing zottig an dem früher so glatten, hübschen Kinn. Da half kein Schreien und Jammern, kein Waschen und Rasiren; der Bart blieb ihr in dem häßlichen Gesichte, und die jungen Gesellen, welche sie früher so gern zum Tanze aufgezogen hatten, flohen jetzt vor ihr wie die Kinder vor dem Busemann. — Die heilige Kümmerniß, die ja selbst durch einen Bart vor Sünde und Schande bewahrt wurde, hatte die Sünderin, um sie auf andere Wege zu bringen, mit dem Barte beschenkt. Aber anstatt daß diese ungerathene Tochter sich nun gebessert hätte, fiel sie aus Schmerz über den Verlust ihrer Schönheit in ein Wüthen und Rasen und starb in Verzweiflung mit den lästerlichen Worten auf den Lippen: „Man lebt nur einmal in der Welt!"

Jetzt bereut sie nun schon ein paar hundert Jahre diese Lästerung und hat es zu ihrem und aller Welt Schrecken erfahren müssen, daß man nicht einmal, sondern zweimal lebt. Der Herr behüte uns in Gnaden!

---

## 38. Lebendig begrabenes Mädchen.

Am Steine wohnte ein Bäcker, dessen Tochter täglich den Mönchen im Martini-Kloster das nöthige Brod bringen mußte. Andere sagen, sie habe Gahre (Hefe), noch andere, sie habe Milch hingebracht. Kurz und gut, das Mädchen ging eines Tages ins Kloster und kam nicht wieder zurück. Im Kloster wurde nach dem Mädchen gefragt, aber es hieß, sie sei längst wieder weggegangen, auch alles andere Suchen und Nachfragen half nichts. Da dachte man, das Mädchen sei wohl in die Innerste gefallen, und vergaß es nach und nach. — Einige Jahre waren schon seit dem Verschwinden des Mädchens vergangen, da begab es sich, daß am Vorabend eines großen Festes ein alter Mann in die Martini-Klosterkirche gegangen und dort eingeschlafen war. Lange mochte er so in einem Beichtstuhl gesessen und geschlafen haben, als ihn Geräusch erweckte; die Zwölfe erdröhnte vom Thurme und zugleich hörte er einen feierlichen Chorgesang. Die Kirche wird hell und aus der Thür, welche vom Klostergang in die

Kirche führt, sieht er die Mönche in Procession mit Lichtern einherschreiten; in ihrer Mitte führen sie ein weißgekleidetes Mädchen, welches ein Kind auf dem Arme trägt und jämmerlich um Erbarmen fleht. Die Mönche aber führen das Mädchen mit dem Kinde vor den Altar, heben dort einen beweglichen Leichenstein auf, stürzen das Mädchen sammt dem Kinde in das offene Grab und verschließen dasselbe wieder mit dem schweren Steine. Darauf ziehen sie singend und in Procession wieder in das Kloster zurück. — Der Mann hatte in größter Todesangst alles unbemerkt gesehen. Früh am andern Morgen, als die Kirche geöffnet wurde und die ersten Beter kamen, schlich sich der Mann davon und zeigte den Gräuel dem Magistrate an. Der ließ das Kloster sofort mit Stadtsoldaten umstellen, aber die Mönche hatten Wind bekommen und waren über die Innerste entflohen, nur einer, welcher auf der Flucht ein Bein gebrochen hatte, fiel in die Hände der Gerechtigkeit. Von den übrigen hat man niemals weder etwas gehört noch gesehen. — Als man nun den von dem Zeugen bezeichneten Stein vor dem Altar aufhob, erkannte man in der Leiche, welche ein todtes Kind im Arme hielt, die vor Jahren verschwundene Tochter des Bäckers. Das Kloster wurde aufgehoben.

---

## 39. Eingemauerte Nonnen und Lebendigbegrabene.

In einem Hause im Pfaffenstiege ist eine Nonne eingemauert. — Auf dem Steine in der Nähe des „Riesensandkörnchens“ hat man zu unserer Voreltern Zeiten einmal eine vornehme Kindesmörderin lebendig begraben und ihr Dornen, Brennnesseln und glühende Kohlen untergelegt.

---

## 40. Blutendes Kind in der Mulde.

In einem Hause in der Burgstraße wirthschaftete emsig und fleißig, jedoch immer unsichtbar, ein Hausgeist. Auf wiederholtes Bitten der neugierigen Magd versprach er endlich, sich ihr einmal in seiner wahren Gestalt zu zeigen und bestellte sie in den Keller. Als die Magd nun in den Keller nach der ihr bezeich-

neten Ecke ging, fand sie dort eine Mulde, in welcher ein ermordetes, blutiges Kind lag.

## 41. Die armen Heidölmeken.

Am Pagelskirchhof gingen lange vor der westphälischen Zeit drei „Heidölmeken". Meine selige Mutter, welche Nachts oft aufs Waschen ging, hat sie mit eigenen Augen gesehen. Einmal lag eins im Wickelbunde dicht an der Kirchhofsmauer und schrie gottserbärmlich. Da dachte meine Mutter, es sei ein ausgesetztes Kind, und wollte es aufheben. Als sie aber danach greifen wollte, verwandelte sich das Wickelkind in ein Licht und hüpfte über die Mauer. — Es ist doch von den Eltern nicht zu verantworten, wenn sie mit der Taufe säumen und so ein „armes Wurm" als „Heidölmeken" hinsterben lassen. Die Welt ist aber heutiges Tages gar zu klug und glaubt nichts mehr.

## 42. Todesahnungen.

### a. Die weiße Rose.

Wenn ein Domherr in Hildesheim sterben sollte, so wußte er das schon am dritten Tage vorher, denn am Morgen des dritten Tages vor seinem Ableben fand er auf seinem Sitze im Chor eine weiße Rose; dann bestellte er sein Haus und bereitete sich zum Tode.

### b. Schauder.

Wenn es einem schaudert, so läuft der Tod eben über die Stelle, auf welcher man einst begraben wird.

### c. Sterbende rufen.

Es war schon spät im Herbste; mein kranker Mann fror, und es war kein Holz im Hause. Da bat ich die „Naberschen", daß sie bei meinem kranken Manne nach dem Rechten sehen möge, und nahm meine „Kiepe", um eine Tracht „Sprikholz" aus dem „Woole" zu holen. Mit manchem tiefen Seufzer hatte ich mein Holz gesammelt, setzte die Kiepe auf einen Brink und wollte sie eben aufnehmen, als es dreimal laut und hastig rief: „Marianne! Marianne! Marianne!" Da weinte ich laut, denn nun wußte

ich, daß mein Joseph gestorben war; er hatte gewiß recht scharf hergedacht. — Als ich zu Hause kam, lag er auch schon auf dem Stroh.

## 43. „Min Laken!"

Eine arme Tagelöhnerfrau, die „nicht gut was liegen lassen konnte", hatte sich „Sprikholz" im Itzumer Holze gesucht und kam mit ihrer Tracht spät Abends zurück. Schon als sie beim „Lichtenpahl" angekommen war, sah sie von fern auf einem Grabstakette des Neustädter Kirchhofes ein weißes Laken schimmern. Ei, denkt die Frau, das hat gewiß Jemand beim Trocknen hängen lassen, das kommt dir zu gute. Sie nimmt richtig das Laken mit und legt es, ohne ihrem Manne etwas davon zu sagen, in die Kammer. Um Mitternacht, als sie bei ihrem Manne und mitten unter ihren Kindern schlief, wird sie aufgerüttelt, und eine drohende Stimme ruft ihr zu: „Min Laken! Min Laken! Min Laken!" Die Frau ist halbtodt vor Schreck und rührt sich nicht. Da ruft es zum zweiten Male, und als die Frau noch keine Anstalt macht, das Laken zurückzugeben, da ruft es zum dritten Male mit so schrecklicher Stimme, daß die Frau zitternd und bebend aufspringt, das Laken ergreift und es in die Ecke wirft, aus welcher die Stimme kam. Aber die Stimme ruft noch drohender als zuvor: „Hoir hebbe ek niks verloren, bring' et hen, wo et herekoomen is!" Da macht sich die Frau, während ihr Mann und ihre Kinder in festem Schlafe bleiben, auf und trägt das Laken wieder zum Kirchhofe auf das Grabstakett. Indem sie es aber wieder an seinen Ort hängt, kriegt sie eine Ohrfeige, daß ihr Hören und Sehen vergeht. Als sie endlich wieder zu sich kam, eilte sie krank nach Hause und starb drei Tage darauf, nachdem sie ihrem Manne zuvor erzählt hatte, was ihr begegnet war.

## 44. Rettung durch Todte.

Im Dom zu Hildesheim sieht man über einer der nördlichen Eingangsthür ein schauerliches Gemälde; ein Geistlicher im bischöflichen Gewande steht predigend auf einer Kanzel, und ringsumher

erheben sich die in der Kirche begrabenen, fleischlosen und halbverwesten Todten aus den Gräbern. — Was das Bild erzählt, ist wirklich einmal in der Kapelle zu Lucienvörde geschehen. Ein frommer und heiliger Bischof von Hildesheim hatte vor seinen aufrührerischen Unterthanen aus der Stadt flüchten müssen. In dem benachbarten Kirchlein zu Lucienvörde suchte er Schutz vor den Verfolgern und bestieg die Kanzel, um die nachdrängenden Rebellen noch einmal eindringlich von ihrem übeln Thun abzumahnen. Die Rebellen aber richteten ihre Gewehre auf den heiligen Mann, und da dieser unter den Lebenden keinen sah, der zu seiner Hülfe bereit war, so rief er: „Ihr Todten, steigt aus euren Gräbern und steht mir bei!"

Kaum war das Wort gesprochen, da that Gott ein Wunder, und zum Grausen der bösen Verfolger erhoben sich unter ihren zitternden Füßen die Grabsteine, und drohend streckten sich fleischlose Arme den Rebellen entgegen. Da flüchteten diese eilends aus der Kirche, baten unter vielen Thränen den Bischof um Verzeihung und führten ihn im Triumph in die Stadt zurück.

---

## 45. Die Sülte.

Wer des Nachts nichts bei der Sülte zu thun hat, bleibe da weg, denn da hat schon mancher mehr gesehen, als ihm lieb war. Seitdem zwar die Kasernen auf die Sülte gekommen sind und der Bahnhof nicht weit davon angelegt ist, zeigt sich seltener etwas; aber vor alten Zeiten wimmelte es in dem Wasser von Gespenstern, bis der heilige Godehard ihnen mit dem Weihwedel den Weg zeigte und daselbst ein Kloster gründete. Auch ein höllischer Drache schwamm in dem großen Sülten-Teiche, der that Menschen und Vieh vielen Schaden, bis ihn der heilige Godehard mit einem geweihten Spieße erlegte und ihn in der ihm zu Ehren erbauten Godehardi-Kirche zum ewigen Gedächtniß aufhing. Da hängt er noch bis auf den heutigen Tag, ist aber so eingeschrumpft, daß er nur noch wie ein großer Fisch aussieht.

Noch in der westphälischen Zeit sahen die Leute oft um Mitternacht Gespenster in weißen Kleidern in einem Kahne auf dem Sülten-Teiche fahren. Da hatten einige das große Wort

und sagten, die Gespenster seien weiter nichts als „Fischdiebe“, jedoch hatte keiner den Muth, die Fischdiebe gefangen zu nehmen. Es ist auch wohl besser, daß sie mit ihrem Vorwitz davon geblieben sind.

## 46. Prallaas und Top.

Am Hagenthor standen früher die Steinbilder von Prallaas und Kattenbraak. Prallaas war ein Burgemeister in Hildesheim gewesen und hatte mit seinem Spießgesellen Kattenbraak die Stadt verrathen und den Feind zum Hagenthor einlassen wollen. Die Verräther aber wurden an ihrem bösen Vorhaben gehindert und zur Strafe in eisernen Körben am Thor aufgehängt, wo sie sterben und verderben mußten. Als sie nun gestorben waren, stellte man zum ewigen Gedenken der Verrätherei ihre Steinbilder auf der Stadtmauer am Hagenthor auf. Da standen sie Jahrhunderte lang und wurden von den Kindern mit Steinen geworfen. Auch liefen, so lange die Bilder standen, jedesmal am Charfreitags-Mittag die Kinder der ganzen Stadt vor dem Hagenthor zusammen, denn dann, hieß es, würden die Steingebilde Schlag zwölf Uhr auf eines Hahnenschrei's Länge lebendig und kehrten ihre sonst abgewandten Gesichter der Stadt zu. Ein ganz anderer Mensch als dieser Verräther Prallaas war der gute Top, dessen Steinbild in einer Mauernische am Hagenthor stand. Dieser Top war eines Büchsenmeisters Junge gewesen und hatte bei einer grausamen Belagerung den Stadtvertheidigern mit größter Lebensgefahr so fleißig Kanonenkugeln zugereicht, daß es endlich gelang, den stürmenden Feind abzuschlagen. Zum ewigen Gedenken steht noch heute das Steinbild des kleinen Top im Garten des Arneken-Hospitals.

## 47. St. Vitus.

Ein armer Tagelöhner, der oft den lieben Gott beim Umgange gemacht hatte*) und überhaupt ein sehr frommer Mann war, starb und hinterließ seinem Sohne außer einem alten Schubkarren und ein paar wackligen Stühlen und Tischen nichts als ein höl-

*) Bei Processionen und geistlichen Schauspielen den Christus vorgestellt hatte.

zernes Bild vom heiligen Vit. Den heiligen Vit, der nicht von seinem Christenglauben lassen wollte, hatten, wie aller Welt bekannt, die grausamen Heiden dazu verdammt, sich lebendig in einen Kessel voll siedenden Oels zu stellen. So war denn der Sünte Vit, den der Tagelöhner seinem Sohne hinterließ, auch in Holz abgebildet und standen seine Füße in einem großem Kloß, der wie ein Kessel gestaltet war.

Wie nun die Jugend keine Tugend hat und alle Tag schlimmer wird, so war auch der Erbe nicht so fromm wie sein verstorbener Vater. Der Sohn warf den heiligen Vit wie eine nichtsnutzige Scharteke in den Stall und dachte, das giebt für den Winter einen tüchtigen Kloß in den Ofen. An einem kalten Wintertage wollte er denn auch seinen bösen Vorsatz ausführen, legte den heiligen Vit auf den Sägebock und setzte die Säge an, um ihm zuerst den Kloß von den Füßen zu sägen. Das sah eine arme Frau, welche mit in dem Hause wohnte, und schrie den gottlosen Menschen an, ob er sich denn nicht der Sünde fürchte, er solle einhalten, sie habe zwar nichts übrig, aber sie wolle ihm doch vier Mariengroschen für den Sünte Vit geben. Das ging der Mann ein und verkaufte den Heiligen. Die Frau trug den Gemißhandelten in die Stube und sah zu ihrer Betrübniß, daß das eine Bein bereits durchgesägt war. Sie holte nun Leim herbei, um den Schaden wieder gut zu machen; aber als sie an dem Beine drückte und bog, knaks, da brach der ganze Kloß ab, rollte mit heftigem Gepolter durch die Stube und — o Wunder, hunderte von Goldstücken rollten aus seiner Höhlung hervor. Nun wurde die Frau steinreich. Den heiligen Vitus aber ließ sie vergolden und ihm statt des hölzernen Kessels einen ganz silbernen machen.

---

## 48. Maria als Wegweiserin.

Einem armen Holzhacker ging es einmal wie der Hildesheimer Jungfer; er verirrte sich im „Woole“ und jemehr er nach einem Auswege suchte, desto tiefer kam er in das dichteste Gebüsch. Ach, ich bin verloren, seufzte der Mann, hier muß ich verhungern oder den wilden Thieren zum Fraße dienen, was

soll nun zu Hause aus meiner Frau und meinen Kindern werden! Da brach auf einmal etwas durch die Büsche; erschrocken sah sich der Mann um, aber er lobte Gott, denn es war eine junge Bauerfrau, welche auf ihn zukam.

„Guten Abend, Kind Gottes", sagte die Bauerfrau, „du hast dich gewiß verirrt?" „Ach ja, junge Frau", sagte der Holzhacker, „dich schickt mir Gott zu, du kannst mir gewiß den rechten Weg zeigen". „Ei versteht sich", sagte die Frau, „der Weg liegt ja dicht vor dir, komm nur mit, ich will nach Diekholzen". Jetzt sah der Mann zu seiner großen Verwunderung, daß er auf einem breiten, ebenen Wege stand, der zwischen hohen Bäumen schnurgerade hindurch führte. „Das ist ja ganz wunderbar", sagte der Mann, „nun haue ich schon so viele Jahre hier im Holze und mein Lebtag habe ich diesen schönen Weg nicht gesehen". „Das glaube ich wohl", sagte mit lächelndem Munde die junge Frau, „aber in Gottes schöner Welt ist manches, was du noch nicht gesehen hast". Die Frau ging nun rüstig voraus und der Mann hinterdrein; aber wie erschrak er, als er sah, daß da, wo die Frau hintrat, die schönsten Blumen aus der Erde sproßten und auf beiden Seiten die hohen Bäume grüßend ihre Wipfel niederbogen, ohne daß sie ein Lüftchen bewegte. Es war eine so heilige Stille ringsum, daß dem Manne das „Herz aufging" und er nun wohl merkte, wer seine Wegweiserin war. Er sprach nichts mehr und betete nur leise ein „Gegrüßet seist du Maria" nach dem andern, bis sie vor dem Walde ankamen und in den helllichten Mondschein traten. „Nun geh' mit Gott", sagte die Frau und war verschwunden.

---

## 49. Maria über alle Nothhelfer.

Es war einmal eine Zeit, da lebte in Hildesheim alles auf dem besten Fuße, Barfüßer sah man nur in den Klöstern, denn selbst die ärmsten Leute hatten derzeit zwei oder drei Paar gute Schuh. Das ging so zu: Im Flohhagen wohnte ein blutarmer Schuster, der hatte für sich und die beiden unmündigen Kinder, die ihm seine verstorbene Frau hinterlassen, nichts zu beißen und zu brechen. Vergebens flehete er Tag aus, Tag ein zum heiligen

Crispinus, der doch am besten wissen mußte, wie's einem armen Schuster zu Muthe ist, um Hülfe; es kam weder Arbeit noch Brod ins Haus. Da wurde der arme Mann ungeduldig, warf seinen Schusterhammer mitten in die Stube und rief: „Nun, will Crispinus nicht helfen, so mag ein anderer helfen!“ Es mochte ihm dabei ein böser Gedanke durch den Kopf fahren, aber es kam zu seinem Seelenheile anders, wie er gedacht; denn kaum hatte er jene verzweifelten Worte gesprochen, so that sich die Thüre auf, und eine wunderschöne, vornehme Frau trat mit einem alten, grämlichen Bedienten, der einen großen, schweren Packen trug, in die Stube. Die Frau setzte sich auf einen Schemel, streckte ihre kleinen Füße vor und forderte den Schuster auf, ihr ein Paar neue Schuhe anzumessen. „Ach Gott, wenn ich nur Leder hätte!“ seufzte der Schuster. „Das Leder ist schon hier“, sagte die Frau und deutete dem Bedienten an, seinen Packen auf den Tisch zu legen, da war so viel Leder drin, daß man ein halb Regiment so kleiner Schuhe, wie sie die schöne Frau gebrauchte, daraus hätte machen können.

Nun ging der Schuster, nachdem er Maß genommen und die Frau mit ihrem Bedienten fortgegangen war, gleich rüstig ans Werk, bereuete seine Verzweiflung und dankte Gott für die erhaltene Arbeit. Schon am folgenden Tage kam die schöne Frau mit ihrem Bedienten wieder, zog die fertigen neuen Schuhe an und übergab dem Schuster ihre alten mit den Worten: „Da, die sollt ihr zum Lohn haben, da könnt ihr Leder von schneiden, so lange ihr lebt, je mehr ihr an den Schuhen schneidet, desto größer werden sie werden und euch unter dem Messer wachsen.“ Der Schuster meinte, die Frau mache gnädigen Spaß, nahm jedoch auf ein strenges Geheiß der Frau das Messer, schnitt und — o Wunder, bei jedem Schnitt fiel ihm das Leder lang und breit über die Hand herab, als ob es eben vom Gerber käme; hielt er mit schneiden ein, so waren die Schuhe wieder heil und ganz. Da merkte der Schuster wohl, daß er mit einem Wunder begnadigt sei, betete inbrünstig ein „Gegrüßet seist du Maria“ und wollte vor der Frau niederfallen, um ihr das Gewand zu küssen. Doch die war verschwunden. Der alte Bediente aber war geblieben

und sprach zum Schuster: „Ich bleibe bei euch als euer Gesell, denn ich verstehe mich auf's Schusterhandwerk. Lohn verlange ich nicht, aber dagegen will ich zwei Tage in der Woche für mich haben und an diesen Tagen für die armen Leute in der Stadt umsonst arbeiten, das Leder geht uns nicht aus."

Der Schuster war mit allem zufrieden, und der Gesell machte sich an's Werk. Aber der konnte mit Pechdraht und Ahle umgehen! So etwas hatte der Meister doch auf seiner ganzen Wanderschaft nicht gesehen; der Gesell war immer früher mit einem Dutzend fertig als der Meister mit einem einzigen Paar. Der Meister faßte einen gewaltigen Respekt vor dem Gesellen, denn es war alles ganz wunderbar und absonderlich mit ihm. Nie ging er mit anderen Gesellen auf die Herberge, aß und trank nicht, und Abends schien es ihm so wunderbar um den Kopf bei der Arbeit, daß er das Licht der Schusterkugel gar nicht nöthig hatte.

Als Meister und Gesell einen Vorrath von vielen hundert Schuhen gemacht hatten, ließ der Geselle den Ausrufer kommen und hieß ihn von Straße zu Straße auszurufen, daß sich alle armen Leute unentgeltlich Schuhe bei ihm abholen könnten. Da „latschte" es mit schlechtem Schuhwerk oder barfüßig aus der ganzen Stadt von armen Leuten zusammen, klein und groß, alt und jung, durch viele Wochen, bis alles gute Schuhe an den Füßen trug. Da war der Gesell, nachdem er dem Meister auch noch einen ungeheueren Vorrath Schuhe zum Verkauf angefertigt hatte, mit einem Male fort und ist nie wieder gesehen worden. Auch die schöne Frau kam nicht wieder, aber der nun reich werdende Schuster, der nie wieder Leder zu kaufen brauchte, bewahrte ihr das dankbarste Andenken und hatte bei der ganzen Geschichte seine eigenen Gedanken. Die schöne Frau, meinte er, sei die heilige Mutter Gottes selbst gewesen und der Gesell, den sie ihm zugeführt, kein anderer als der leibhaftige, heilige Crispinus, der, weil er früher für sein Gebet immer taube Ohren gehabt hätte, ihm nun eigenhändig zu Glück und Wohlstand habe verhelfen müssen. So viel ist gewiß, meine selige Mutter sagte immer, wenn sie uns diese Geschichte erzählte:

„Ek segg et und blieve darbi, de Mutter Gottes geit over alle Hilligen!“ (Ich sage es und bleibe dabei, Maria geht über alle Heiligen.)

## 50. Verzückung.

Einer armen Wittwe auf dem Lappenberge hatten die kaiserlichen Werber ihren einzigen Sohn genommen und in den siebenjährigen Krieg geschleppt. Die arme Frau konnte weiter nichts thun als weinen und beten, daß ihr der liebe Gott doch ihre einzige Stütze am Leben erhalten möge. Das that sie denn auch jeden Morgen in „Sünte Goer“ *) Aber Jahre vergingen, und keine Nachricht kam von ihrem Sohn. Die harten Nachbarn lachten und meinten, sie solle sich doch nur über ihren Sohn zufrieden geben, dem wäre nur geschehen, was so manchem Mutterkinde im Kriege geschähe. Aber die Frau ließ sich nicht irre machen; sie konnte nicht daran glauben, daß Gott ihr ihre einzige Stütze nehmen würde, und betete nach wie vor für das Wohlergehen ihres Sohnes.

Da war es ihr einmal im „Sünte Goer“, als ob sie in einen tiefen Schlaf fiele, und doch standen ihre Augen weit offen, so daß sie Wunderbares schaute. Sie sah in eine „weite, weite Welt“, und in der weiten Welt lagerten viele Tausende fremder Völker, und unter den Völkern stand ein König mit goldener Krone, der einem schönen, jungen Soldaten einen Kranz auf den Kopf setzte. — Jesus Maria, das ist ja mein Franz Karl! rief die Frau laut, so daß die andern Beter alle erschrocken umschauten und meinten, der Frau sei etwas zugestoßen. — Die Frau aber fühlte eine wunderbare Freude in der Brust und ging himmlischen Trostes voll aus der Kirche. Da sah sie draußen im Brühl die Jungen zusammenlaufen, schmucke Reiter trabten unter Trompetenblasen daher, und — bald wäre die Frau vor Freuden gestorben, denn all' den Reitern voran stolzirte als Obrister ihr Franz Karl und suchte seiner Mutter Haus auf.

*) St. Godehardi-Kirche.

## 51. Stein an der St. Godehardi-Kirche.

Aus der Mauer der Godehardi-Kirche hängt schon seit lieben, langen Jahren ein Stein. Einige sagen, er sei vom Blitz aus den Fugen gebracht, andere meinen, Pappenheim habe ihn mit einer Kugel getroffen. Wenn dieser Stein einst aus der Mauer fallen sollte, so kommt die Kirche an die Lutheraner.

---

## 52. Der große liebe Gott an der St. Godehardi-Kirche.

Der große „liebe Gott“, der neben der Orgel in der Godehardi-Kirche hängt, ist so groß wie ein Riese. Keiner weiß, wo er gemacht ist; denn er ist einmal bei einer großen Ueberschwemmung auf der Innerste hergeschwommen. Als er aber beim Godehardi-Kloster angekommen war, drehte er sich immer auf dem Wasser herum und wollte nicht weiter schwimmen. Da fischte man ihn auf und brachte ihn in die Kirche. — Schon viele hundert Jahre hatte er in der Kirche gehangen, als die Franzosen kamen und aus der Kirche ein Heumagazin machten. Dabei war ihnen der große liebe Gott im Wege. Schon machten sie sich daran, ihn von der Wand zu reißen, aber kaum hatten sie ihn angerührt, als er herabfiel und zwei von den gottlosen Franzosen erschlug. Seitdem hat man ihn wieder aufgehängt, und künftig wird wohl jeder seine Hände davon lassen.

---

## 53. Sagen und Wunder vom heiligen Konrad.

1) Vor uralter Zeit lebte im Martinikloster ein gottseliger Bruder Namens Konrad. Als dieser einst in der Stadt fromme Leute um Almosen für's Kloster ansprach, traf er auf ein Weib, welches einen Korb mit Eiern hatte fallen lassen und groß Jammer und Geschrei wegen der zerbrochenen Waare erhob. Da erbarmte sich der heiligen Konrad des Weibes und machte mit seiner Wunderkraft die Eier wieder so heil und ganz, als ob sie eben der Henne entfallen wären.

2) Ein andermal hatte er mit noch einem Bruder im Stift gebettelt und wollte über Poppenburg zur Stadt zurück-

kehren. Als die frommen Väter aber an die Leine kamen und die Schiffer baten, sie überzusetzen, weigerten sich die gottlosen Menschen und sagten: Umsonst sei der Tod! Das Mönchsvolk dürfe ja kein Geld bei sich führen, und ohne Geld kämen sie nicht über's Wasser. — Da faßte sich der heilige Konrad einen frischen, frommen Muth, zeichnete sich und seinen Gefährten mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes, trat mit ihm dreist auf das Wasser, und beide kamen trockenen Fußes über die Leine.

3) Wiederum einmal bettelte der fromme Mann mit einem Confrater auf einem Meierhofe bei Banteln. Des Meiers Frau aber war ein boshaftes, geiziges Weib; als sie die frommen Männer auf den Hof zukommen sah, bedeckte sie schnell eine Mandel Eier, welche sie eben auf einem Stuhle abgezählt hatte, mit einem Kissen und brachte auch alle anderen Eßwaaren auf die Seite. Der heilige Konrad trat ein, grüßte das mürrische Weib freundlich und setzte sich, da er sehr ermüdet war, auf den mit dem Kissen bedeckten Stuhl. Krach! brachen die versteckten Eier dem guten Pater unter den Lenden zusammen, und das Weib wurde rasend und wüthend, hieß die frommen Väter unter den lästerlichsten Worten vom Hofe weichen und drohte die Hunde auf sie zu hetzen. Da verließ Konradus eiligst mit seinem Confrater das Haus und vergaß seinen Rosenkranz, welchen er neben sich auf einen anderen Stuhl gelegt hatte. Als Konradus seinen Verlust bemerkte, bat er seinen Gefährten, in das Haus zurückzukehren und den vergessenen Rosenkranz zu holen. Dieser willfahrte seinem Bruder und ging zurück. Aber wie erstaunte er, als er weder Haus noch Hof wiederfand. Wo Haus und Hof gestanden hatte, war jetzt nichts zu sehen als ein schwarzes Gewässer, in welchem Haus, Hof, Weib, Vieh und Geräthe untergegangen war, nur ein einziger Stuhl schwamm noch auf dem Wasser und das war eben der, auf welchem der Rosenkranz lag. Langsam schwamm der Stuhl bis zu Konradus, der auf seines Bruders Schreckensruf auch herbeigeeilt war, heran, so daß er den Rosenkranz ohne Gefahr an sich nehmen konnte. Kaum hatte der Heilige seinen Rosenkranz genommen, als auch der Stuhl wie ein Stein in den Abgrund versank.

„Insonderheit ist merkwürdig", sagt eine Hildesheimsche Chronik von unserm Konrad, „daß, weil er in seinem Leben viel zu Fuße gegangen, seine Seele hingegen bei Abscheidung von dem Körper reitend auf einem weißen Roß zum Himmel aufgefahren ist."

## 54. Entstehung des Bernwardskreuzes.

(Nach einem Gedicht von Josef Graën.)

Der heilige Bernward saß in einem Thurmgemache der von ihm erbauten Michaeliskirche und arbeitete in Metall und Elfenbein an den gottgefälligen Kunstwerken, welche jetzt noch ein Kleinod der Stadt sind. Eines Abends, als die scheidende Sonne ihre letzten Blicke durch die Fenster von Bernwardi-Werkstatt warf, saß der Gottesmann wieder in tiefem Sinnen am Arbeitstisch. Vor ihm lag fast vollendet das schöne Kreuz, welches noch heute im Dome aufbewahrt wird. Ein köstliches Heiligthum, ein dreifach zersplitterter Spahn vom Kreuze Christi, welchen der Kaiser Otto dem Lehrer geschenkt hatte, lag daneben, und es war Bernwards Sorge, wie er den Spahn in vier gleiche Theile zerlegen möchte, denn jeder Arm des Kreuzes sollte ein gleiches Stück der unschätzbaren Reliquie umschließen.

Unter diesem frommen Sinnen fiel der Heilige in einen tiefen Schlaf, „aber erwacht im innern Leben", erblickte er Wunderbares: Ein kleines Myrthenbäumchen, welches er den Winter über gepflegt hatte, sah er mächtig wachsen, tausendästig die Zweige ausbreiten und die herrlichsten Blüthen entfalten:

„Und aus dem Laube flüstert's wie Zephyrhauch im Hain
Und aus dem Laube blitzt es wie lichter Sternenschein,
Und aus dem Laube lauscht wohl manch Engelangesicht,
Wie sie ein Klostermaler in Blumenkränze flicht." —

Und einen Gärtner sah der Heilige am Fuße der riesengroß erwachsenen Myrthe, der auf dem Grabscheit gestützt, sanft und sinnig vor sich hinschaute;

„Es war, als hätte Bernward den Mann bereits geseh'n,
Dies hochgestirnte Antlitz, das Locken lang umweh'n,
Den Bart, in sanfter Welle hingleitend aufs Gewand,
Die Augen sonnenhelle, wie segnend seine Hand."

Plötzlich erschien in einer finstern Ecke des Gemachs ein anderer Mann, „versunkene Hoheit trauert in Furchen um die verzogenen Lippen", und finstere, böse Blicke schießen unter den hochgezogenen Brauen hervor. Blick und Hauch des Bösen trafen vernichtend den prangenden Myrthenbaum, die Blüthen entfärbten sich, Laub und Zweige verschrumpften, und bald standen die nackten Äste da. Auch diese fielen nach und nach von dem vernichtenden Hauche, bis endlich nur der todte Stamm dastand und die beiden einzig ihm bleibenden Äste rechts und links als dürre Arme von sich streckte. Und da hing, wie Bernward beklommenen Herzens genauer hinblickte, an dem dürren Holze blutend und sterbend der Gärtner. Engel knieten auf jeder Seite des Kreuzes, und ihre Thränen gerannen zu Perlen.

Da erschüttert ein krachender Donner das Gebäude in seinen Grundfesten, entsetzt springt Bernward auf und umklammert Hülfe suchend den Stamm des wunderbaren Kreuzes; aber der Stamm schwindet und läßt nur ein Stück der Rinde in seinen Händen zurück.

„Der Vollmond schien ins Fenster in ruhig milder Pracht,
Und sinnend saß Sanct Bernward nun wieder im Gemach
Und dachte seinem Traume und dessen Deutung nach;
Da lag in seinen Händen, wiewohl der Traum zerschmolz,
Noch jetzo die Partikel vom heilgen Kreuzesholz,
Und mit geheimen Grauen fügt er den andern drei
Auch diesen vierten Splitter, das Kreuz vollendend, bei.
So ist das Kreuz entstanden, das schon achthundert Jahr'
Ein Schrecken der Dämonen, der Frommen Zuflucht war."

---

## 55. Wunder zu Ottbergen.

Am Kreuzerhöhungstage wallfahrtet man nach Ottbergen. Es sind noch keine zwanzig Jahre her, als es hieß, ein Hund sei mit zur Kapelle hinaufgegangen und, oben angekommen, zum Menschen geworden. Hunderte von Leuten hatten den Hund selbst gesehen und konnten es beschwören. — Nun sagte man, der Hund sei ein reicher Bauer und gräulicher Sünder gewesen, der im Aerger darüber, daß das Korn so billig am

Markte gewesen war, einen „lieben Gott“ im Felde mit den Worten geschlagen hatte: „Wenn ek wüßte, dat du daran Schuld wörst, dat dat Koorn sau billig is, so wolle ek dek hier glief in dusent Stücke slahen.“ — „Ne Häre, hei is doch slimmer as'n Hund“, sagte der erschrockene, gottesfürchtige Knecht, der den Bauern begleitete, und — im Umsehen war der Bauer verschwunden, den Knecht aber umheulte und umwinselte ein großer, rauher Hund. Da betete der Knecht, daß der liebe Gott doch die Strafe wieder von seinem Herrn nehmen möchte, denn der Herr sei betrunken gewesen und habe nicht bei Sinnen gehandelt. Aber der Hund blieb Hund, lief mit dem Knecht auf den Hof und wäre bald von den Hofhunden zerrissen. — Der Sünder saß nun da, wo er früher oben am Tische gesessen hatte, unterm Tische. Aber Gott hat noch Gnade für den ärgsten Sünder; als der Wallfahrtstag kam, wallfahrtete der Knecht mit dem Hunde zur Kapelle bei Ottbergen, und oben ward dem Bösewicht wieder seine menschliche Gestalt gegeben.

---

## 56. Die Prinzessin.

„Oh ganz vor diesem“, da kam einmal zu dem Ur-Urgroßvater des Bäckermeisters L. ein bildhübsches Frauenzimmer und bot sich als Magd an. Der Bäckermeister betrachtete kopfschüttelnd das feine Gesicht und die weichen Hände des Mädchens und meinte: Nein, die Jungfer möge nur weiter gehen, seine Frau sei schon bei Jahren und habe Gottlob kein Kindermädchen mehr nöthig; ja, wenn sie tüchtig mit zugreifen könnte und mit grober Haus- und Stallarbeit Bescheid wüßte, dann hätte sie wohl bleiben können, denn gestern erst sei die Kuhmagd, weil sie das Naschen nicht lassen können, zum Hause hinausgejagt.

Da weinte die junge Magd bitterlich und bat, es doch einmal mit ihr zu versuchen, sie schäme sich keiner Arbeit und wisse Vieh und Menschen zu behandeln, wie's ihnen zukäme.

Der Bäcker, der sehr weichherzig war und keinen Menschen weinen sehen konnte, rief seine Frau, trug ihr das Begehren des Mädchens vor und beide Eheleute kamen darin überein, es

mit der hübschen Magd einmal zu versuchen. Das Mädchen blieb also da und arbeitete von Morgens früh bis Abends spät, daß es eine Lust war; nie waren des Bäckers Kühe so blank, nie die Euter so strotzend gewesen; ja, und wenn's erst an die Feld- und Gartenarbeit ging, dann kam kein Mann mit dem Mädchen in der Arbeit fort.

Das gefiel denn den Bäckerleuten über die Maßen wohl, und sie hielten das Mädchen wie ihr eigen Kind. Ja, und was nun das Frauenzimmer erst gelehrt war und alles zu erzählen wußte! Wenn des Abends der eine oder andere Nachbar kam, um mit Meister L. bei einem Glase Broihahn und einer Pfeife Tabak von den schweren Zeiten und Kriegsläuften zu sprechen, dann leuchteten dem Mädchen, welches mit der Frau auf dem „Bankkasten" saß und spann, die Augen, und immer, wenn die Männer nicht eins waren über die Krieg führenden großen Herrn, so sprach das Mädchen mit ein und wußte alles so schön zu erklären, als ob es bei Kaisern und Königen zu Hause wäre. Dann fragten die Nachbarn oder der Meister wohl: „Mädchen, du weißt ja tüchtig in der Welt Bescheid, wo bist du denn eigentlich her?"

Auf solche Fragen antwortete aber das Mädchen nur mit einem Seufzer, trat eifriger das Rädchen, und wer genau hinsah, konnte merken, wie es den Faden mit seinen Thränen anfeuchtete. Das Mädchen brauchte auch garnicht zu sagen, wo es her sei, denn damals gab es noch keine Polizei und keine Dienstbücher, wer seine Arbeit that und keinem etwas in den Weg legte, war angenehm, er mochte nun aus dem „Pottjarlande" oder aus „Buxtehude" sein, danach fragten die Herrn auf dem Rathhause nicht.

Ein alter, weitgewanderter Nachbar mochte das Mädchen, weil es so schön von allem Bescheid wußte, besonders gern leiden, kniff es, wenn es keiner sah, gar zu gern in die rothen Backen und nannte es die „kleine Prinzessin". Den Namen behielt nun das Mädchen im Hause und auf der ganzen Nachbarschaft.

Schon drei Jahre hatte nun die Magd ihrer Herrschaft mit Redlichkeit und Treue gedient, da sollte etwas geschehen,

was die Stadt noch nicht erlebt hatte. — Vor der Einfahrt des Bäckers stand eines Morgens der Mistwagen, und Knecht und Magd faßten mit ihrer langen Grepe fleißig in den Dünger und schlugen und thürmten ihn emsig auf den Wagen. Am fleißigsten aber von allen war „die Prinzessin“ beim Aufladen, sie schlug und klappte mit der Grepe auf den alten Mistwagen los, daß ihr der Schweiß von der Stirne rann, darum hörte sie auch nicht das Schreien und Juchheien, welches plötzlich losbrach.

Auf der ganzen Goschenstraße drängte und lief es von Menschen zusammen, daß kein Apfel mehr zur Erde konnte. Mitten in dem Menschengewühl fuhren vergoldete und versilberte Kutschen. Vor den Kutschen her liefen in goldbetreßten Kleidern schnurrbärtige Heiducken, die mit ihren großen silbernen Tambourmajorsstöcken Platz machten, und ganz zuletzt kam, wie ein Schiff auf Rädern, ein großer offener Wagen, darin saßen wohl hundert Mohren und Affen, die trompeteten und paukten, daß die „Lüfte schütterten.“

Die Arbeiter bei dem Mistwagen standen auf ihre Grepen gestützt wie versteinert und starrten mit offenem Munde den glänzenden Zug an, der grade auf sie zukam; nur die „Prinzessin“ stach und klappte noch immer auf den Mistwagen los, als ob ringsumher nichts zu sehen wäre. — Da fuhr eine mit Sechsen bespannte, ganz goldene Kutsche dicht an den Mistwagen heran, der Schlag sprang auf und unter einem allgemeinen „Ah!“ stand in goldenen und silbernen Kleidern ein wunderschöner Ritter vor der „Prinzessin“, nahm sie in den Arm und rief: „Ei du meine herzliebe Marjanne, die Zeit der Prüfung ist um, der Kaiser hat „verspielt“*) und wir können nun Mann und Frau werden!“ — Die Prinzessin — und es war wie die Leute nun mit Schrecken einsahen, wirklich eine — freute sich nicht schlecht, und als die Heiducken nun zusprangen, um sie in den goldenen Wagen zu heben, schrie sie: „Aber laßt mich nur erst ein anderes Kleid anziehen, seht ihr denn nicht, wie ich aussehe?“ — „Nichts da“, rief der Prinz und hob die Magd in den Wagen, „dies Kleid wollen wir zum ewigen Andenken aufbewahren.“

---

*) Ist im Kriege unglücklich gewesen, hat die Schlacht verloren.

Der Bäckermeister stand mit offenem Munde in der Thür, als man ihm so mir nichts dir nichts seine Magd entführte, doch der Ritter warf ihm einen großen Beutel mit Gold vor die Füße und fuhr unter Jubelgeschrei mit seinem ganzen Gefolge wieder zum Thore hinaus.

Den Geldbeutel aber konnte der Bäcker kaum aufheben, so schwer war er vom Golde, davon haben nun seine Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag ihren großen Wohlstand.

---

## 57. Hödeken-Sagen.

1. Als der Graf Burghard von Winzenburg, Sohn des Grafen Cuno I., in der im Jahre 752 zwischen den Sachsen und Pipin bei Iburg geschlagenen Schlacht gefangen und nach Frankreich geführt wurde, machte Hödeken viel Geheul und Lärm auf der Winzenburg, und als nachher Graf Cuno aus Gram über den Verlust seines Sohnes gestorben war, heulte und lärmte Hödeken wieder.

2. Dem Grafen Cuno II. erschien Hödeken in allerlei Gestalt und suchte ihn zu verführen, daß er seinen Bruder, den Grafen Ridag I., den Stifter des Klosters Lammspringe, welcher die Grafschaft besaß und auf dessen Tod Cuno, welcher wenige Einkünfte hatte, hoffte, ermorde, aber es gelang dem Hödeken nicht, denn Graf Cuno war ein fester und braver Mann.

3. Als im Jahre 1001 der Graf Hermann II. zu Winzenburg, in der Leine ertrank, machte Hödeken in der Nacht vor diesem Unglück einen solchen Lärm über dem Schlosse Winzenburg daß es Schrecken und Verwunderung erregte. Am anderen Tage aber, als man das Unglück erfuhr, wußte man wohl, warum Hödeken so getobt hatte.

4. Am Tage vorher, ehe Dietrich III. den Grafen Burghard von Lüchow (1130) auf der Winzenburg erstach, schwebte Hödeken über der Winzenburg und schrie und pfiff laut. Nach dem Morde heulte er gewaltig und ließ sich darauf lange Zeit nicht mehr sehen.

5. Als Graf Hermann V. den Grafen Burghard ermordete, ließ sich Hödeken wiederum in der Nacht vor dem Morde hören und machte ein seltsames Geschrei. Als die Winzenburg kurz darauf belagert wurde, verschwand er und kam nicht eher wieder, bis das Schloß mit Sturm bedroht wurde. Da erschien er als Rabe und heulte kläglich; in der darauf folgenden Nacht wurde das Schloß erobert.

6. Nach der vom Grafen Dietrich III. verübten Mordthat hatte sich Hödeken in langer Zeit nicht sehen lassen. Endlich erschien er wieder in seinem Lieblingsschlosse, und da er sich in jeder Form zeigen konnte, so beliebte es ihm, sich in der Gestalt eines Raben wieder sehen zu lassen; er hatte aber seine alte Schadenfreude und Unhöflichkeit ebensowenig abgelegt, als sein altes Mäntelchen und nagelfestes Hütchen, denn kaum hatte er sich wieder eingenistet, so zeigte er seinen neckischen Sinn und suchte besonders einem armen Küchenjungen viel Schaden und Verdruß zuzufügen. Der Küchenjunge ward endlich der vielen Neckereien überdrüssig und begoß des neckenden Raben schwarzes Gefieder mit siedendem Wasser. Darüber ward der Geist überaus grimmig und beschloß sich fürchterlich zu rächen. — Eines Abends entfernte sich der Küchenmeister von der gräflichen Burg, nachdem er dem Küchenjungen Befehl gegeben, am anderen Morgen früh aufzustehen, Feuer anzuzünden und die Töpfe mit den zu kochenden Speisen darauf zu setzen, damit er bei seiner Rückkehr das Fleisch gar und alles in Ordnung finde. Der Küchenjunge verschläft die Zeit, Hödeken aber zündet Feuer an, setzt die Töpfe auf, hackt den schlafenden Küchenjungen in Stücke, wirft die Stücke in die Töpfe und verschwindet. — Der Küchenmeister kehrt zurück, findet zwar seine Befehle vollzogen und beim ersten Blick alles in Ordnung, als er aber die Kleidungsstücke seines Jungen daliegen sieht und der Junge selbst nicht zu finden ist, öffnet er die Töpfe und sieht mit Schrecken, was der Geist angerichtet. Hödeken erschien in der folgenden Nacht wieder und rief über dem Schlosse schwebend mit heller Stimme öffentlich aus, daß er die Rachethat an dem Küchenjungen vollbracht habe. Andere erzählen, Hödeken habe, nachdem er den

Küchenjungen abgeschlachtet und in die Töpfe gesteckt, den Koch mit lauter Stimme gerufen: „Koch, komm schnell, siehe das von mir bereitete Mus.“ Der Koch, aufgeschreckt durch das Knattern des Feuers und durch des Geistes Zuruf, springt aus dem Bette, geht in die Küche und findet die kochenden Glieder des Knaben. Entsetzen und Wuth bemächtigen sich seiner, und er flucht dem Geist mit harten Worten. Der aber antwortete: „Laß — ab vom Fluchen, damit es dir nicht ebenso gehe wie dem Jungen.“ Als nach einigen Tagen der Koch beim Fleischbraten beschäftigt war, trat der Geist herein und drückte große, fette und scheußliche Kröten über den Bratenstücken aus, indem er sagte: „Sieh', Koch, für deine Verfluchungen gebe ich dir von meiner Jagd diese Bratenbrühe“. Als der Koch sah, was der Geist gethan, ergriff er grimmig das gebratene Fleisch und schleuderte es heftig gegen den Geist. „Das soll dir nicht ungerochen hingehen“, sagte Hödeken und verschwand. Hödeken erfüllte seine Drohung. Eines Nachts rief er den Koch, angeblich um ihm etwas schönes zu zeigen; der Koch ließ sich verleiten und betrat eine von Hödeken gelegte Fallbrücke. Die Brücke wich, der Koch fiel in einen Graben und brach ein Bein. Als nun der Koch in heftigem Schmerz weinte, sprang Hödeken lachend herbei und sprach: „Nun, Koch, willst du mich wieder in der Küche mit Braten werfen? Jetzt habe ich die mir angethane Schmach gerächt, und ich hoffe, du wirst mich für die Folge ungeschoren lassen!“

7. Kurz bevor Hermann V., der letzte Graf von Winzenburg, sammt seiner Gemahlin Luitgardis am 3. Februar 1153 von einem ihrer Burgritter ermordet wurden, ließ sich Hödeken mehrere Tage und Nächte durch bald mit Frohlocken, bald mit Wehklagen hören.

8. Als Kaiser Lothar das Schloß Winzenburg mit Sturm genommen hatte und zerstören ließ, zeigte Hödeken darüber seinen Verdruß, weil sein Aufenthalt in eine Wüste verwandelt wurde; er heulte, schrie und weinte; als aber hernach das Schloß Winzenburg wieder aufgebaut und hergestellt werden sollte, frohlockte er gewaltig und zeigte dadurch, daß er an diesen Ort eine große Anhänglichkeit habe.

9. „In dussem jare (1371) was Hertoghe Magnus to dem Hove to Sangerhusen, de wile worden de Borgere to Luneborg rede (bereit, fertig zur That) in Lichtmissen avende und gingen icht (wenn, als ob) se Vesper wolden horen. Se hadden Harnesch under den Kledern unde wunnen de Starkenborch, de lach boven der Stad up dem Barge dat nu de Kalkbarch het und broken se in de Grunt u. s. w. Her van wart de Krych so breyt de twischen den Forsten was. To lesten wart dat in Frede und in Dage gesatt mit Segel und Breven. Den Frede helt Hertoghe Magnus nicht und fengk des Hertoghen van Sassen Dener unde leit Luwenburg stigen (ersteigen) in der elven dusent Megede Nacht u. s. w. Hoydeke van der Winsenborch de satt up der muren unde talde se in. Van den seven hunderden (soviel Ritter und Knappen waren eingedrungen) quam eyn nymich nicht enweg (es kam keiner davon); de nicht dot geslagen worden, de worden gefangen unde darna gekoppet uppe dem Markede."

10. Als im Jahre 1400 Herzog Heinrich von Braunschweig und Lüneburg bei Fritzlar erstochen war, hat Hödeken sich in der Nacht vorher auf der Winzenburg durch furchtbares Schreien und Lärmen hören lassen.

11. Als der Bischof Johann von Hildesheim (Graf von Hoya, 1402) das Schloß Winzenburg verödet liegen ließ, zeigte sich Hödeken außerordentlich traurig und verdrießlich, sobald aber der Bischof die Burg wieder aufgebaut hatte, bezeigte er sich überaus freudig.

12. Im Jahre 1446 hat Hödeken einen Hopfenfuhrmann nicht weit von der Winzenburg in die Irre geführt, sich auch endlich in der Gestalt eines Raben auf dessen Karren gesetzt und auf demselben allerhand Affenspiel getrieben. Noch an demselben Tage stürzte des Fuhrmanns Pferd vor dem Karren nieder und stand nicht wieder auf.

13. Während der Graf von Wunstorf das Schloß bewohnte, hat sich Hödeken garnicht sehen lassen; als aber Herzog Wilhelm von Braunschweig in der Woche nach Michaelis 1451 am Vils-

hagen gefangen genommen und auf die Winzenburg geführt wurde, hat Hödeken daselbst alle Nächte bis zur Auslösung des Herzogs erbärmlich geheult.

14. Am Tage vor der Schlacht bei Soltau hat Hödeken sich abermals mit erbärmlichem Geheul hören lassen.

15. Während die Winzenburg 1522 belagert wurde, flog der Pulvervorrath der Belagerten in die Luft und zerstörte ein Theil ihrer Vertheidigungswerke, so daß sie zur Uebergabe genöthigt wurden. Hödeken hat das Feuer in das Pulver geworfen. — Diesen Streich besang man damals in folgenden Versen:

Winzenborg ward belegt,
Dat hadde inne de rechte Knecht
Heinrich Ruschenplaten.
Dem kemen de försten recht tomote,
Dat se öhm uffschümen dat fett,
Dat he by den försten gesammelt het.
Hödeken hadde darmed sin Spel,
He makede, dat dat für in dat Pulver fel,
Do konden se seck nicht geweren,
So mosten se dat hus geven den Heren,
Da ward gwunnen dat hus gelik,
Do repen se alle Brunswick.

16. Ein Handelsmann in einer kleinen Stadt nahe bei der Winzenburg hatte ein ungetreues, verbuhltes Weib. Als der Mann nun einst eine Geschäftsreise machen mußte, welche ihn lange vom Hause fern hielt, übernahm es Hödeken, die Liebeshändel der Frau zu stören und darüber zu wachen, daß sie von fremden Männern unberührt bliebe. Dieses Geschäft wurde ihm aber durch die Lüsternheit der Frau und die Zudringlichkeit ihrer Liebhaber sehr erschwert, so daß er, als endlich der Ehemann wieder von der Reise zurückkehrte, ihm froh entgegen lief und ihm erklärte, er wolle künftig lieber alle Schweine des Sachsenlandes hüten als seine Frau.

17. Hödeken hielt sich häufig in Hildesheim auf, besonders am Hofe der Bischöfe. Unter der Regierung des Bischofs Bernhard errichtete er Küchenarbeiten auf dem Schlosse und ging den Köchen sichtbar und unsichtbar zur Hand. Auch ging der Geist zuweilen auf Reisen; so traf ihn einst ein Bürger aus Hildes-

heim, dem er persönlich bekannt war, in Aachen. Hödeken redete den Bürger an, erzählte ihm, er sei vom bischöflichen Hofe verbannt, und bat, ein gutes Wort beim Bischof für ihn einzulegen. Er wurde aber nicht wieder zu Gnaden angenommen.

18. Als ein Schäferknecht im Jahre 1574 das mit einer Magd zu Winzenburg außerehelich gezeugte Kind, welches sie ihm im Felde zur Erziehung und Versorgung übergeben, ermordet und in den Brunnen auf dem verfallenen Schlosse Winzenburg geworfen hatte, war Hödeken abermals zur Hand, denn in der folgenden Nacht hat er auf dem alten Thurm daselbst greulich geheult und geschrien. Als nachher der Schäfer auch die Mutter des Kindes in den Ruinen der Winzenburg ermordet und in den Brunnen geworfen hatte, machte der Geist etliche Nächte hindurch ein schreckliches Geheul und Geschrei, wodurch der Verdacht gegen den Schäfer besonders entstanden und verstärkt worden sein soll.

19. Als nach dem Tode des letzten Grafen von der Winzenburg Hödeken den Bischof von Hildesheim holte, damit er die Burg in Besitz nehme, begegnete ihnen unterwegs der Herzog von Braunschweig, welcher die Burg auch gern gehabt hätte. „Bischof", sagte der Herzog, „die Burg ist eigentlich mein, aber wir wollen uns darüber vertragen, und es soll dem die Burg gehören, der sie zuerst mit seinem Fuhrwerk erreicht". „Topp!" sagte der Bischof, stellte seinen Wagen mit dem des Herzogs in die Reihe, und dann ging's los im Galopp, so schnell nur die Pferde laufen konnten. Als aber der Herzog merkte, daß der Bischof ihm vorfahren würde, griff er zur List und fuhr dem bischöflichen Wagen ein Hinterrad ab. Da lag der Wagen im Dreck, und der Braunschweiger fuhr hohnlachend voraus. Aber er hatte zu früh gelacht, denn kaum war der Wagen gefallen, so sprang Hödeken herbei, stellte sich unter die gebrochene Achse und des Bischofs Wagen so hurtig und trieb durch Schreien und Pfeifen die Pferde zu so rascher Flucht an, daß des Braunschweigers Wagen weit dahinten blieb und der Herzog das Nachsehen hatte. — Seit dieser Zeit wurde der Weg, den die beiden Fürsten fuhren, der Rennstieg genannt.

20. Zu einer Zeit befand sich zu Hildesheim ein Geistlicher, welcher sehr wenig gelernt hatte. Diesen traf die Reihe, daß er zu einer Kirchenversammlung von der übrigen Geistlichkeit sollte verschickt werden, aber er fürchtete sich, daß er in einer so ansehnlichen Versammlung durch seine Unwissenheit Schimpf einlegen möchte. Hütchen half ihm aus der Noth und gab ihm einen Ring, der von Lorbeer-Laub und anderen Dingen zusammengeflochten war, und machte dadurch diesen Gesandten dermaßen gelehrt und auf eine gewisse Zeit beredt, daß sich auf der Kirchenversammlung jedermann über ihn verwunderte und ihn zu den berühmtesten Rednern zählte. — Einem armen Nagelschmiede zu Hildesheim ließ Hütchen ein Stück Eisen zurück, woraus goldene Nägel geschmiedet werden konnten, und dessen Tochter eine Rolle Spitzen, von der man immer abmessen konnte, ohne daß sie sich verminderte.

21. Seitdem die Winzenburg zerstört ist, treibt sich Hödeken, oder wie er jetzt in dortiger Gegend genannt wird, „Weißhütchen" im Felde umher und macht sich gern mit Pferden und Wagen zu thun, ladet auch wohl Heu auf und geht unsichtbar den Knechten zur Hand. Doch muß man sich hüten, ihn zu beleidigen. — Ein Bauer in der Winzenburger Gegend, der eben auf seinen Acker gehen wollte, sah aus der Ferne ein kleines, graues Männchen damit beschäftigt, den Dünger auseinander zu streuen. Der Bauer hatte niemand mit diesem Geschäfte beauftragt und beschleunigte seine Schritte, um zu sehen, wer ihm ungerufen den Dienst thäte. Als der Bauer aber zu laufen anfing, stand das Männchen still wie ein Stock, und als der Mann seinen Acker erreichte, sah er dort nichts als den alten, grauen Wegweiser, der auf dem Kreuzwege hart am Wege stand. „Du Lork hest mek wat ebrüet!" (Du Kröte hast mich geneckt) brummte der Bauer, der ganz außer Athem war, und gab dem Pfahl einen derben Schlag mit dem Stocke. Aber wie erschrak der Mann, als der Wegweiser kläglich aufschrie und mit seiner lebendig gewordenen Hand ihm eine Ohrfeige gab, daß er über und über stürzte. Der Bauer raffte sich auf, nahm die Rockschöße unter'n Arm und lief, was er laufen konnte, dem Dorfe zu. — Nachher ist er immer weit um den Wegweiser weggegangen.

22. Als Hans mit Hütchen den vermessenen Küchenjungen in den Kessel gesteckt hatte und von der Winzenburg weggezogen war, ging er nach Hildesheim zu einem Domherrn ins Haus. Da hatte er aber so faule Tage, daß er ganz mißmüthig wurde. Wenn man verstohlen in die Waschküche blickte, so konnte man ihn dort auf einer Tonne sitzen und gähnen sehen. Er hatte lange Hosen und eine kurze, grüne Jacke an und den „Wünschelhut" immer auf dem Kopfe. Als es ihm nun gar zu langweilig bei dem Domherrn wurde, zog er ins Zwergloch, da ist er König gewesen bis auf den Tag, an welchem alle Zwerge auswanderten.

23. Nicht lange vor der Schlacht bei Hastenbeck trug sich in dem Dorfe Pottholtensen ein wunderbares Ding zu. Auf dem Kornboden eines reichen Ackermanns rief es jeden Mittag: „Pottholtensen! Pottholtensen! Hans hat Hunger!"

Wenn man nun auf den Boden ging, um den sonderbaren Schreier zu entdecken, so wurde nichts gehört noch gesehen; man durchkroch alle Winkel, wandte alle Säcke um, — vergebens, weder Mann noch Maus saß auf dem wohlverwahrten Boden; sobald aber die Leute wieder unten im Hause waren, hörten sie denselben seltsamen Ruf. Da erklärte der Pastor dem Ackermanne, daß die Stimme von einem unsichtbaren Geiste herkommen müsse; er solle nur dem hungrigen Hans jeden Mittag eine Schüssel mit Essen auf den Boden bringen lassen.

So geschah es. Das Essen wurde heraufgebracht, und wenn die Leute nach einer kleinen Stunde nachsahen, war das Essen fort und die Schüssel so blank, als ob sie der Hofhund unter der Zunge gehabt hätte. Ließ man den unsichtbaren Hans 'mal etwas länger als gewöhnlich auf das Essen warten, so schrie es vom Boden herab, daß das Haus zitterte: „Pottholtensen! Pottholtensen! Hans hat Hunger!" Im größten Schrecken beeilte man sich dann, den Appetit des Unsichtbaren zu stillen.

Das ging so durch Wochen und Monate bis auf den „Tod von Hastenbeck," da fielen die fremden, französischen Kriegsvölker zu Hauf in der Bauern Häuser und verzehrten alles, was sie mit den Zähnen bezwingen konnten, so daß eine große Hun-

gersnoth entstand. Das war nun nicht zum Verwundern, hatte es doch der unsichtbare Hans lange vorher prophezeit.

## 58. „Hülfe."

Schlimmer als Weißhütchen ist „die Hülfe", welche in den Gehölzen zwischen Winzenburg und Lammspringe spukt. Man sieht nichts, hört aber oft einen lauten, kläglichen Hülferuf. Sobald nun ein unkundiger Mensch dem Rufe nachgeht, springt ihm etwas auf den Rücken und läßt sich von dem zu Tode Geängstigten eine weite Strecke tragen. An ein Umsehen ist nicht zu denken.

## 59. Weiße Jungfrau.

Es sind kaum zwanzig Jahre her, als ein Junge von der Winzenburger Glashütte, der im Walde auf einem hohen Baume dürres Holz brach, eine weiße Jungfer von der „Schanze" herabsteigen sah, und kaum hatte er sie erblickt, als sie auch schon dicht neben ihm auf den Zweigen saß. Sie reichte dem Jungen drei knospende Rosenzweige und sprach: „Pflanze diese Knospen, und komm morgen wieder an diese Stelle, dann sollst du mich durch einen Kuß aus einer hundertjährigen Gefangenschaft erlösen, und es soll dein Glück sein." Damit verschwand die Jungfer. — Der Junge lief ganz voll von dem, was er gehört und gesehen, zu Haus und brachte das ganze Dorf in Aufruhr. Pastor und Schulmeister meinten, der Junge sei ein Lügner, und straften ihn mit einem derben Haarzauser. Allein der Junge blieb bei seiner Aussage, und am folgenden Tage zog das ganze Dorf mit ihm zu Holze nach der bezeichneten Stelle. Es war aber keine weiße Jungfer zu sehen, doch wollen einige ein behaartes Unding am Baume gesehen haben, welches verschwand, als die vielen Leute näher kamen.

## 60. Zwerge und Verwandlungen.

Ein Musikant, der zu einer Kindtaufe auf der Mordmühle gewesen war, kam spät in der Nacht mit seiner Geige am Zwergs-

loche vorbei. Da sah er im Mondschein an dem „Brinke“ vor dem Zwergsloch etwas Lebendiges sitzen. Der Musikant dachte, es wäre ein Räuber, und fürchtete sich sehr, doch er wollte nicht merken lassen, daß er ängstlich war, und schrie so laut er konnte: „Heda, guter Freund, immer lustig! Wollt ihr auch noch nach der Stadt? Kommt her, in Gesellschaft geht sich's besser!“ — „Gut, du sollst Gesellschaft haben,“ sagte das lebendige Ding, und als es der Musikant nun recht besah, war es ein alter Mann, nicht größer als eine Elle.

Ah, dachte der Musikant, dich kann ich bezwingen, und sagte übermüthig und im Zorn über seine vorherige Furchtsamkeit: „Du Knirps, sackermentscher, was treibst du dich des Nachts hier herum und erschreckst die Leute, mach' gleich, daß du in dein Loch kommst, sonst wirst du was anderes gewahr werden.“ — „Erdwürmchen, elendiges,“ rief nun aber wüthend der Zwerg mit funkelnden Augen, „jetzt sollst du dir das Loch doch selbst einmal besehen!“ — Kaum hatte der Zwerg das Wort gesprochen, als sich der hülfeschreiende Musikant auch schon von unsichtbaren Händen gepackt und fortgetragen fühlte. Da half kein Zappeln, er mußte in das finstere, dumpfe Zwergsloch, und dann gings weiter und weiter, viele Meilen weit unter der Erde fort. Nun legte sich der Musikant auf's Bitten und flehete die Zwerge an, ihm doch seine Grobheit diesmal zu vergeben und ihm das Leben zu lassen, er sei ja doch nur eine arme Musikantenseele und habe neun lebendige Kinder zu versorgen. — Da hörte er die Stimme des alten Zwergs, der sagte: „Daß du deine Grobheit bereuest, ist dein Glück, das Leben soll dir geschenkt sein und noch Geld und Gut dazu, wenn du alles verschweigst, was du gesehen hast und sehen wirst.“ Der Musikant „verschwur und vermaß“ sich, daß er keiner Menschenseele etwas sagen wollte. Da flog eine Thür auf, und der Musikant fühlte sich wieder auf den Füßen. Er stand in einem Saale, der war so groß wie eine ganze Stadt, der Fußboden war von Silber, die Wände von Gold, und tausend und aber tausend Lichter brannten in den schönsten Regenbogenfarben an Kronleuchtern von Edelstein; aber in diesem großen Saale war außer dem

alten Zwerg kein lebendes Wesen zu sehen. „Marschire dort nach dem Throne und spiele deine besten Stücklein," befahl der Zwerg, „aber hebe deine plumpen Füße nicht zu hoch auf!" Der zitternde Musikant glitt vorsichtig auf dem glatten Boden hin und hörte um sich ein Schnupfen, Husten, Prusten, Lachen — aber zu sehen war nichts.

Als er beim Throne angekommen war, setzte er sich darauf und fing an einen Walzer zu spielen. Da klatschten wohl tausend Hände im Saale zusammen, und der Musikant hörte deutlich, wie man nach seiner Musik tanzte; doch sah er niemand außer dem alten Zwerg, der ihm eine Flasche Wein brachte. Das war ein kostbares Getränk, der Musikant ließ sich's schmecken und verlor nach und nach alle Furcht. Wenn eine Flasche leer war, trug ihm der Zwerg eine neue zu, und der Musikant wurde endlich so kühn, daß er das Männchen bei der Hand faßte und sagte: „Mein lieber Herr Zwerg, kann ich denn nicht einmal die Herren und Damen sehen, welchen ich aufspiele?" „Nun ja," sagte der Zwerg, „das ist grade kein Unglück, da setze meinen Hut auf."

Kaum hatte der Musikant den großen, runden Hut auf den Kopf gesetzt, als er tausende von ellenlangen, geputzten Menschen sah, Männchen und Weibchen und Kinder, wie ein Daumen groß. Sie kamen nun alle lachend und in die Hände klatschend auf ihn los, sprangen ihm auf den Nacken, zupften ihn bei den Ohren und bei der Nase und schleppten ihn unter großem Gelächter im Saale herum. Der Musikant lachte und jubelte, als man ihn endlich an eine lange, gedeckte Tafel führte, auf welcher Braten und Kuchen, Aepfel, Birnen und Nüsse in goldenen Schalen standen. Da waren Gänsebraten, so groß wie gebratene Sperlinge, gebackene Hechte, so groß wie Steckerlinge, auch lag da in einer großen Schüssel ein ganzer gebratener Ochs, der war nicht größer als ein Lamm. Nur Weinflaschen und Obst hatten die gewöhnliche Größe, denn Wein und Obst haben die Zwerge nicht selbst, sondern stehlen es den Menschen.

Das gab nun einen Jubel unter den Zwergen, als der Musikant gleich vier Gänsebraten hinter einander in seinen Magen

spazieren ließ und sich dann über den gebratenen Ochsen hermachte, von welchem auch nicht viel mehr als die Knochen übrig blieben. Der alte Zwerg forderte ihn auf, sich von den Aepfeln und Birnen alle Taschen vollzustecken, half ihm selbst mit die Taschen füllen und versäumte auch nicht, ihm tüchtig Wein einzuschenken. Als nun dem Musikanten Beine und Zunge recht schwer wurden, rissen ihn die Zwerge vom Stuhle und wollten mit ihm tanzen. Der Musikant strengte sich eben an, ein paar Sprünge zu machen, da stellte ihm der alte Zwerg den Fuß vor, und plumps lag der betrunkene Musikant am Boden. — — Mühsam richtete er sich auf, rieb sich die Augen und — blickte in die lichte Morgensonne, er sah sich nach dem goldenen Saale, nach der lustigen Gesellschaft um, aber er sah weiter nichts als den grünen, von Steinen überſäeten Brink, auf welchem er vor dem Zwergsloche saß, und zu seinen Füßen die Innerste mit ihren grünen Wiesen. Vor ihm aber stand ein Schäfer mit einer großen Heerde, der hatte ihn mit dem Fuße angestoßen und aus dem Schlafe geweckt: „Heda! munter, Johannes Meier,“ (so hieß der Musikant) rief der Schäfer den ganz dumm vor sich hinstarrenden Musikanten an, „du hast gewiß gestern auf der Mordmühle tüchtig was heruntergegossen, liegst hier unter Gottes freiem Himmel und sperrst den schnarchenden Mund auf, daß die Ohrwürmer hineinlaufen. Na, es ist gut, daß ich nicht in deinen Schuhen stecke, du wirst einen Anschuß kriegen von deiner Frau!“

Der Musikant war noch immer vor Verwunderung keines Wortes mächtig, er staunte den Schäfer, der so bekannt that, groß an und besann sich nicht, diesen Schäfer jemals gesehen zu haben. Aber auf einmal ging ihm ein Licht auf, denn jemehr er dem Schäfer ins Gesicht starrte, desto deutlicher wurde es ihm, daß dies Gesicht kein anderes war, als das des alten Zwerges, auch war der große Hut, den der Schäfer aufhatte, kein anderer, als des Zwerges Wünschelhut. — Dem armen Musikanten lief es eiskalt über den Rücken, er nahm seine Geige und Mütze, sagte dem Schäfer, den er höhnisch anlachte, einen guten Morgen und wollte eiligen Schrittes davon, aber wie mit

Zangen hielt es ihn zurück. Der Musikant dachte, der Schäfer hätte ihn gepackt, kreischte laut und sah sich um, aber da war weder Schäfer noch Heerde zu sehen, doch die Last hing noch immer an dem geängstigten Mann. Endlich merkte er, daß es nichts anderes als seine eigenen, schweren Rocktaschen waren, welche ihn am Raschgehen hinderten, und besann sich auf die Aepfel und Birnen, welche er bei den Zwergen eingesteckt hatte. Um sich völlig zu überzeugen, griff der Musikant in die Taschen — und zog eine Hand voll ganz goldener Aepfel und Birnen heraus. Hei, wie frohlockte nun der Musikant, jetzt war er ja so reich, daß er halb Hildesheim kaufen konnte.

So schnell es die schwere Last erlaubte, ging er der Stadt zu. Daß er den Zwergen Schweigen gelobt, hatte er in seiner Freude ganz vergessen und jubelte zum Thore herein: „Hurrah, Thorschreiber, wißt Ihr nicht, was halb Hildesheim kostet!?"

Der Thorschreiber schüttelte den Kopf und meinte, der Musikant sei ein Narr. „Nun so wißt," sagte der Musikant ärgerlich, „daß mir die Zwerge im Zwergsloch so viel Gold geschenkt haben, daß ich ein Fürst werden und Euch zu meinem Hofnarren machen könnte!" Darauf griff er mit stolzester Miene in die Rocktaschen und zog — eine Hand voll ganz verschrumpfter und halb fauler Aepfel aus der Tasche. Nun schüttelte der Thorschreiber noch stärker den Kopf, dem armen Musikanten aber stand das Weinen nah, und er schlich traurig davon. — Hätte er schweigen können, so wäre Gold Gold geblieben. „Reden ist Silber, aber Schweigen ist Gold."

---

## 61. Zwergsloch.

1. Wenn man an der Innerste aufwärts von Hildesheim nach Marienburg geht, findet man etwa auf der Hälfte des Wegs eine Höhle, welche das Zwergsloch (twärgeslock) heißt. In diesem Loche hatten die Zwerge ihre Schmiede, davon ist es noch heutigen Tags so schwarz. Die Zwerge schmiedeten aber nichts als Gold und Silber, und wenn sie fleißig arbeiteten, so wuchs von der Hitze unten das Korn auf den Feldern überm

Zwergloch so, daß es eine Pracht zu sehen war. Auch sagen die Leute, daß oft lauter silberne und goldene Körner in den Aehren gewesen wären. Das glaube ich aber nicht. Nur so viel ist gewiß, daß das Korn an dem „Brinke“ nicht mehr so gut wächst wie sonst, als die Zwerge noch ihre Schmiede unten im Loche hatten. Der Magistrat von Hildesheim hat die Zwerge verjagt, weil die Zwergenkinder immer in die Erbsenfelder gingen und die grünen Schoten stahlen. Es weiß aber keiner, ob die Zwerge über die Innerste nach Amerika gegangen sind, oder ob sie sich tiefer in der Erde verkrochen haben. Meiner Mutter Vater ließ es sich nicht nehmen, daß das Loch weit unter der Erde fortginge, und daß die Zwerge noch darin wären. Auch hat er einmal, als er die Schafe hütete, nicht weit von dem Loche ein ganz kleines Weib an der Innerste sitzen sehen, das lauste zwei kleine Kinder, die nicht größer wie ein Pflanzer*) waren.

2. Ein Junge „ging“ einmal „Schulen“**) und trieb sich am Zwergsloch umher. Da sah er eine feuerrothe Maus in das Zwergsloch laufen, die dachte er zu fangen und lief der Maus nach. Als er nun in dem dunkelen Loche war, lief die Maus wie eine glühende Kohle immer vor ihm her, er wurde nicht müde sie zu verfolgen, und endlich hatte er sie beim „Gripse.“ Aber der Junge konnte aufschreien! Die Maus brannte ihm in der Hand wie ein glühend Eisen, und als er sie von sich warf, wuchs sie zu einem kleinen, feurigen Kerl auf, der packte den zappelnden Jungen, klappte ihn tüchtig ab und schrie: Toif! Wut du Schaulen gahn?! Wut du Schaulen gahn! — Der Junge schrie gottserbärmlich und schwur hoch und theuer, daß er in seinem Leben nicht wieder Schulen gehen wollte. No, denn gah hen! sagte der Zwerg und warf ihn von sich. — Als sich der Junge erholt hatte, fand er sich in einem Gebüsche. Er stand auf, lief einen Waldweg entlang und wußte gar nicht,

*) Plänter, Wörtelplänter, ein kegelförmiges Instrument zum Pflanzen, etwa 9 Zoll lang.

**) „Schulen gehen“, Provinzialismus für unerlaubt die Schule versäumen und sich umhertreiben.

wo er war. Endlich kamen Leute des Wegs, die sagten ihm auf sein Fragen, daß er in der „Ilse“ wäre.

3. Das Zwergsloch geht ein paar Meilen weit unter der Erde weg. Die Alten wollten wissen, daß es einen Ausgang am „Knebel“ habe. An einem Pfingstmorgen sind auch 'mal mehrere Jungen beim Knebel in die Erde gestiegen und nach langem Wandern zum Zwergsloche wieder herausgekommen. Als sie aber aus dem dunklen Loche in den hellen Sonnenschein traten, blickten sie sich ganz verwundert einander an, denn sie waren alte Männer mit langen, greisen Bärten geworden. Als sie nun vor die Stadt kamen, wollte sie der Thorwächter nicht einlassen, so „strabulsterig“ und abgerissen sahen sie aus, und als sie ihre Namen nannten und nach ihren Angehörigen fragten, sagte der Thorwächter: „Ihr möget mir wohl Erzvagabonden und Schelme sein; die Leute, von welchen Ihr sprechet, sind schon begraben, als ich noch ein kleiner Junge war!“ Da weinten die Wanderer bitterlich, kehrten wieder um, und kein Mensch weiß, wohin sie gekommen sind. Einige sagen, sie wären wieder in das Zwergsloch zurückgegangen und wohnten da noch.

---

## 62. Die Mühlenzwerge.

In einer Mühle im Hildesheimschen trieben die Zwerge einstmals eine heillose Wirthschaft, so daß der Müller nicht weiter kommen konnte. Des Nachts kamen sie in die Mühle, jagten und balgten sich, machten einen Lärm, der das Klappern der Mühle und das Brausen der Räder überbot, neckten die Knappen, rissen die Säcke auf, streuten Korn und Mehl umher, daß sie durch den Dampf und Staub einander selbst nicht sehen konnten. Hatte der Knappe die Mühle eben voll geschüttet und nickte ein bischen ein, flugs klingelte das Glöckchen, und wenn der Knappe auffuhr und nachsah, so war das Korn noch nicht halb durchgelaufen. So hörten denn die Knappen die Glocke klingeln und dachten: Das ist wieder ein Schabernack, und gingen nicht um Korn aufzuschütten, und die Steine rieben sich selbst ab. — Die ewigen Possen wurden dem Müller zu bunt, und um zu sichern,

was er sichern könne, ließ er Korn und Mehl in eine Scheune bringen und glaubte nun sicher zu sein. Aber ja wohl! Am ersten Morgen lag Korn und Mehl auch in der Scheune durcheinander, und so wurde, weil die neue Einrichtung auch ungelegen war, alles wieder in den alten Stand gebracht; die Zwerge spektakelten nach wie vor wieder in der Mühle, und der Müller mußte sich in Geduld schicken. — Da kamen eines Abends Bärenzieher zu dem einsamen Hause und baten um ein Nachtlager. Der Müller bewilligte ihnen die Bitte, und die Bärenführer legten sich, weil gerade kein besserer Platz da war, mit ihren Bären in der Mühle nieder. In der Nacht kamen die Zwerge wieder, jagten und balgten sich, streuten Korn, Mehl und Säcke umher, sprangen auf die Bären und wälzten sich vor „Wähltagen“. Aber sie kamen schön an. Die Bären ließen sich das Springen einmal gefallen, aber als es nicht nachließ, schnappten sie ein paar von den kleinen Kerlen und schluckten sie über. Da konnten die anderen Beine machen, und im Umsehen waren sie zur Mühle hinaus.

Lange Zeit ließ sich kein Zwerg wieder spüren, aber nachher kam einstmals solch ein kleiner Kerl wieder, steckte den Kopf durch die Thür und fragte, ob sie noch von den Katzen hätten. „Von den Katzen?“ fragte der Müller, „o ja, die hätte er noch, ob sie eine haben wollten?“ „Ja nicht!“ rief der Zwerg, lief davon, und seitdem war die Mühle von den Ruhestörern befreit.

---

## 63. Lehnort.

Ein Bauer im Hildesheimschen war so tief verschuldet, daß er nicht mehr aus und ein wußte, und da er bei niemand Hülfe fand, ging er hin und kaufte sich für seinen letzten Mattier einen Strick, um sich aufzuhängen. Als er so ins Holz ging und nach einem passenden Baume suchte, begegnete ihm bei einem großen Steine ein kleines Männchen, das ihn fragte, was er vorhabe. „Was will ich vorhaben? Mir ist mit der Welt nichts mehr gedient. Ich sitze bis über beide Ohren in Schulden, und keiner will mich herausreißen; da will ich nun ein Ende davon machen und mich an den ersten besten Baum hängen!“ Da erbot sich

der Zwerg, ihm eine Summe vorzuschießen, und der Bauer nahm das Erbieten mit Freuden an. Das kleine Männchen gab das Geld her, bedang sich aber aus, daß es sein Darlehn dann und dann richtig wieder haben müsse. „Wenn du bezahlen willst", sagte er, „so klopfe nur hier an den Felsen und rufe dreimal: „Lehnort!" *) Der Bauer nahm das Geld, bezahlte seine Schulden und arbeitete sich wieder in die Höhe, so daß er zur bestimmten Zeit das geliehene Geld wieder in den Wald an die bestimmte Stelle tragen konnte Als er an den Felsen kam, klopfte er daran und rief dreimal: „Lehnort!" Alsbald öffnete sich der Stein, und ein Zwerg trat heraus und sagte, als der Bauer seine Absicht, das Geld wieder zu erstatten, zu erkennen gegeben hatte, Lehnort sei unterdeß gestorben; aber er habe in seinen letzten Stunden noch befohlen, daß, wenn der Bauer das Geld wiederbringe, die Zwerge es ihm lassen sollten, weil er sich so rüstig angegriffen und sich wieder in die Höhe gearbeitet habe. — Indem sah der Bauer in den offenen Felsenschlund hinein und sah, wie sie den todten Lehnort gerade dahin trugen.

---

## 64. Zwerge in Schafe verwandelt.

Einige wollen sagen, die Zwerge seien gar nicht ausgewandert, sondern wohnten noch heute im Zwergsloche, nur ließen sie sich vor keinem Menschen mehr in ihrer natürlichen Gestalt sehen. Zuweilen aber sieht man in der Mittagsstunde einen Schäfer seine Heerde vom Zwergsloche nach der „Kerbe" treiben und von der Kerbe wieder nach dem Zwergsloche. Wenn's Eins schlägt, sind Schäfer und Schafe verschwunden. Das soll der Zwergkönig mit seinen Unterthanen sein, die er täglich einmal an die Sonne führt.

---

## 65. Schaperjohann in der „Kerbe."

Einige sagen, als „Schaperjohann" vom Kehrewieder weggebannt wäre, habe er seine Zuflucht nach der „Kerbe" genommen und säße dort in der Mitte in dem großen Wasserloche. Es ist auch wohl im ganzen Stift an keinem Orte so „grisselich", als

*) Lehnhort?

in der Kerbe, wenn man da so allein in der Mitte steht und weiter nichts sieht als die beiden kahlen Bergwände und das Stückchen vom blauen Himmel, welches sich in dem Wasserloch spiegelt.

## 66. Wicht in Garbolzum.

Einem Ackermann in Garbolzum wurde von unsichtbarer Hand allerlei „Schabernack“ gespielt. Nachts wurden die Stallthüren aufgerissen, Knechte und Mägde aus den Betten geworfen, das Vieh losgebunden und auf dem Hofe umhergetrieben. Bei all dem Lärm regte sich der schlimme Kettenhund auf dem Hofe gar nicht, sondern kroch furchtsam in seine Hütte, während sich doch sonst kein Mäuschen vor ihm regen durfte. Nun merkten die Leute wohl, daß der Unfug von einem Gespenste herkommen müsse, und der Bauer versprach dem, der ihn von dieser Plage befreien könnte, sechs Malter Roggen. Da kam der Kuhhirt und legte etwas unter alle Thürschwellen, wollte aber nicht sagen, was er darunter lege, und wenn man ihm zwölf Malter gebe. Seitdem war Ruhe im Hause, bis eine Magd, welche die Neugier plagte, den Zauber kennen zu lernen, der unter den Schwellen lag, einen Spahn nahm und unter der Stallthür nach dem verborgenen Dinge suchte. Sie fand aber blos Staub und einige Haare. In der folgenden Nacht hob sich das frühere Unwesen wieder an, und der Bauer schickte den andern Morgen eiligst zum Kuhhirten. Dieser kam und sagte, er wisse schon, was vorgegangen sei, die und die Magd habe durch ihre Neugier den Bann gestört, und der Geist ließe sich nur dann wieder festmachen, wenn die neugierige Magd alle ihre Haare hergebe und unter die Schwelle legen lasse. Da mußte sich denn die Neugierige, so sehr sie auch weinte und schrie, den Kopf blank abrasiren lassen; der Kuhhirt legte die Haare unter die Schwelle, und seitdem wurde nichts mehr von dem Geiste verspürt.

## 67. Poltergeist in's Haus gezaubert.

Böse Menschen können einem Gespenster ins Haus bannen. Wenn man nämlich die Leber von einer Fledermaus hinter dem

Schornsteine versteckt, so ziehen die „Undinger“ durch den Schornstein in das Haus und plagen die Leute. So hat es einmal einer auf der Almsstraße gemacht, der wollte gern seines Nachbars Haus haben, aber der Nachbar wollte es für kein Geld abstehen, weil es seiner Voreltern Haus war. Der böse Mann, der sich nicht an das Gebot kehrte: „Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus“, steckte heimlich dem Nachbar eine Fledermausleber hinter den Schornstein. Von da an war des Nachts ein Gepolter, „Geschlurfe“ und Gerassel in dem Hause, als ob der wilde Jäger durchzöge. — Das ganze Kapuziner-Kloster wurde aufgeboten, um den Geist zu bannen, aber da half weder Gebet noch Weihwedel, und der geplagte Mann mußte sich endlich entschließen, sein Haus zu verlassen und dem bösen Nachbar um einen Spottpreis zu verkaufen. Der Bösewicht lachte hinten im Halse, als er Herr des Hauses geworden war, und das erste, was er that, war, daß er hinter den Schornstein ging, die versteckte Fledermausleber an sich nahm und unten auf dem Herde ins Feuer warf. Brdautz! that es einen Knall, als ob ein Pulvermagazin aufgeflogen wäre, das Haus stürzte zusammen, und unter dem Schutte zog man den Bösewicht todt hervor.

---

## 68. Sonntagskinder sehen Geister.

Leute, die am Sonntag geboren sind, können Geister sehen. Auch andere Leute können Geister sehen, wenn sie einem Sonntagskinde über die rechte Schulter blicken. Mein seliger Mann ging einmal mit dem Silberdiener „beim Süstern“*) vorbei. „Ach mein Gott“, sagte auf einmal der Silberdiener, „da tragen sie Registerschreibers Joseph hin.“ „Was? wo?“ fragte mein Mann. „Guck mal über meine rechte Schulter“, sagte der Silberdiener. „Gottlob, daß ich nicht am Sonntag geboren bin“, seufzte mein Mann, als er ihm über die rechte Schulter geblickt hatte. „Ja, das ist auch ein wahres Leiden, wenn man so alles sehen muß“, meinte betrübt der Silberdiener, „gieb Acht, der Joseph lebt keine acht Tage mehr.“ Am andern Tage aber

*) Schwesternkloster St. Magdalenen.

kam schon die „Grabbittersche“ und lud zur Seelenmesse ein für Registerschreibers Joseph.

## 69. Geist schreckt durch seinen schweren Gang.

Wer des Nachts von Ochtersum nach der Stadt zu gehen hat, gehe nicht über die „Wisch“, sondern scheue den kleinen Umweg nicht und bleibe lieber auf der Heerstraße. Auf der Wisch, sagen sie, ginge ein Mann ohne Kopf. Aber wer hat ihn gesehen? Gesehen hat da noch niemand etwas, aber desto mehr gehört, und das ist noch viel schlimmer. Mir stehen die Haare noch zu Berge, wenn ich an den Gang denke, den ich in einer Mondscheinnacht einmal von dem alten Wasser bis zur Hohnser Brücke habe machen müssen. Kaum war ich zehn Schritte vom alten Wasser weg, so trappt es hinter mir her, wie von dicken, nägelbeschlagenen Schuhen. Ich sehe mich um und spüre keinen Menschen, mutterseelenallein stand ich auf der weiten Wisch. Da pupperte mir das Herz, ich ging rasch meinen Weg und betete ein Vaterunser und ein Gegrüßet seist du Maria nach einander, aber ich mochte so laut beten, wie ich wollte, immer hörte ich die schweren Tritte dicht an meinen Fersen. An jedem Haar hing mir ein Schweißtropfen. Endlich kam ich an die Hohnser Brücke, da begegneten mir Leute, welche die Nacht durch nach Alfeld zum Freischießen gehen wollten; ein Stein fiel mir vom Herzen, als die Leute mir guten Abend boten. Von den schweren Tritten hörte ich nun nichts mehr.

## 70. „Dat is de Garen mate.“

Am Rathhause zu Hildesheim finden sich auf der Seite nach der Marktstraße zu die Worte eingehauen: „Dat is de Garen mate.“ Daran hat ein geiziger Kaufmann Schuld, der einen großen Garnhandel hatte und die Leute übervortheilte. Kaufte er den armen Leuten ab, so konnte er das Maß nicht groß genug kriegen; verkaufte er aber, so verkürzte er das richtige Maß. Als dieser Kaufmann gestorben war, trat er seiner erschrockenen Frau nachts vor das Bett, klagte und jammerte, daß er so viele Pein in der Hölle leiden müsse, weil er immer

unrichtig gemessen habe, und warf eine eiserne Elle mit den Worten auf den Tisch: „Dat is de Garen mate.“ Dann ermahnte er die Frau, doch ja nach diesem richtigen Maße immer zu kaufen und zu verkaufen, damit es ihr nicht dereinst gehe wie ihm. Darauf verschwand der Mann, und die Frau hatte vor Schrecken beinahe den Tod. Am andern Morgen fiel ihr erster Blick auf den Tisch, auf welchen ihr unseliger Mann die Elle geworfen hatte. Aber es war keine Elle zu sehen, statt dessen sah die Kaufmannsfrau eine ellenlange Ritze im Tische, als ob sie hineingebrannt wäre; dieselbe Ritze ging auch unter dem Tische durch den Fußboden und durch alle Decken des Hauses bis auf die Diele, wo sie so tief eingebrannt war, daß man den Grund nicht sehen und auch mit dem längsten Stocke nicht fühlen konnte. Die Frau konnte in ihrer Seelenangst die Geschichte nicht verschweigen, und als der Magistrat die Sache erfuhr, ließ er von einem Rathsdiener die Länge der eingebrannten Ritzen messen, und diese stimmte genau mit dem gebräuchlichen, richtigen Garnmaß. Da ließ der Magistrat zur ewigen Warnung jene Worte in einen Stein der Rathhausmauer hauen.

---

## 71. Gespenst wird abgebunden.

Wer die Kunst versteht, kann ein Gespenst „abbinden“. Eine Frau wurde in ihrem Hause von einem schrecklichen Gespenste hart geplagt. Nachts kam es mit verbundenem blutigen Kopfe vor ihr Bett und hob wie zum Schlagen die knochendürre Hand auf. Dann schrie die Frau immer, so daß die Nachbarn aus dem Schlafe fuhren, jämmerlich: „Et is der allweer! Et is der allweer!“ *)

Man versuchte alle Mittel, das „Unding“ zu bannen, aber nichts wollte anschlagen. Da kam ein gelehrter Kapuziner vom Eichsfeld, der besah sich alle Winkel im Hause, schlug in einem großen Buche nach und sagte, aus dem Hause könne er den Geist nicht bringen, aber aus der Kammer sollte er schon wegbleiben, die Frau sollte nur vor dem Zubettgehen nie vergessen,

*) Es ist schon wieder da.

das Kammerthürschloß mit ihrem Strumpfbande zuzubinden. Das that die Frau, und das Gespenst kam nicht wieder in die Kammer. Draußen aber konnte es so viel poltern, als es wollte, das wurde die Frau gewohnt.

## 72. Das geopferte Huhn.

Auf dem Lamberti-Kirchhofe liegt ein Schatz vergraben, der brennt alle 99 Jahre in der heiligen Christnacht. Aber jeder kann ihn nicht sehen. Wer ihn brennen sehen will, muß mit einem kohlschwarzen Huhn dreimal um die Kirche gehen und sich durch nichts irre machen lassen. Ist man zum dritten Male herumgekommen, so schlagen die Flammen lichterloh aus der Erde, dann muß man das Huhn dem Bösen opfern und, rückwärts sehend, in die Flammen werfen.

Das wußte auch vor 99 Jahren eine Frau auf der Knollenstraße, die sagte keinem Menschen etwas, nahm in der Christnacht ein kohlschwarzes Huhn, welches sie sich aufgezogen hatte, unter den Arm und ging auf den Lamberti-Kirchhof. Nachdem sie drei Vaterunser gebetet, fing sie ihren Gang an. Als sie nun zum ersten Male an die Ecke kam, wo die Sakristei ist, hätte sie fast vor Schrecken das Huhn fallen lassen, denn an der Ecke stand ein längst verstorbener Nachbar und sagte: „Guten Abend, Lisbeth, nimm mich mit, mich friert's!“ „In Gottes Schooß ist es warm“, sagte die Frau und ging weiter. Da flogen blaue Funken aus der Erde, auf der Stelle, wo der Schatz lag. — Die Frau ging zum zweiten Male herum, und als sie an die Stelle kam, wo der todte Nachbar gestanden, da pupperte ihr erst recht das Herz, denn jetzt lag da ein kohlschwarzer Hund mit glühenden Augen, der that seinen Rachen auf und rief: „Nimm mich mit, mich friert's!“ „In der Hölle ist es heiß“, antwortete die Frau und ging weiter. Nun schlugen helle Flammen empor auf der Stelle, wo der Schatz lag, und die Frau dachte: Gottlob, nur noch einmal herum. Sie trat den dritten und letzten Gang an. Da stand auf der gefährlichen Stelle der Böse selbst und brüllte: „Nimm mich mit, nimm mich mit, sonst

bist du mein!“ „Das Huhn ist dein!“ rief die beherzte Frau, lief, ohne sich umzusehen, auf die hellen Flammen zu, die jetzt über dem Schatze aus der Erde flackerten, und warf das Huhn in die Glut. In demselben Augenblicke war alles verschwunden, und der Frau wurde es in der stockfinsteren Nacht mit einem Male so grausig, daß sie sich nicht weiter nach dem Schatze umsah, so schnell, wie sie konnte, zu Haus lief und sich tief unter der Bettdecke verkroch.

Am andern Morgen wurde sie durch ein lautes Gackern geweckt. Verwundert ging sie nach dem Hühnerwiemen und fand das schwarze, geopferte Huhn gesund und munter auf dem Neste. Als das Huhn nun vom Neste aufstand, lag ein goldenes Ei darin, und so ging's Tag für Tag bis zur nächsten Christnacht; da fand sie am Weihnachtsmorgen den Hühnerwiemen voll Blut, und war im ganzen Stalle ein brandiger Geruch.

Auf das laute Schreien und Jammern der Frau liefen die Nachbarn zusammen, und als sie den blutigen Wiemen sahen, meinten sie: „Das hat der „Ilk“ gethan; aber wer wird denn um ein lumpiges Huhn einen solchen Lärm machen!“ — Die Nachbarn aber wußten nicht, was für Eier das Huhn gelegt hatte und welch ein „brandiger Höllenilk“ der Räuber war.

---

## 73. Schatz auf dem Krählah.

Zwei Männer aus Himmelsthür wollten auf dem Krählah einen Schatz heben. Sie verabredeten sich, drei Tage zu fasten und dann nachts 12 Uhr, ohne ein Wort zu sprechen, an's Werk zu gehen. So hielten sie's nun auch und fingen Punkt 12 Uhr an der Stelle, wo sie den Schatz hatten brennen sehen, zu graben an. Da kam ein Mann daher, der den Kopf unter dem Arm trug, stieß den einen der Schatzgräber beinahe um und sagte „Guten Abend ok!“ Die Leute antworteten aber nicht und arbeiteten weiter. Richtig stießen sie bald auf den Deckel einer eisernen Kiste, und aus der Kiste sprach es: „Wollt Ihr Silber oder Gold?“ Die Männer antworteten aber wieder nicht und hoben die schwere Kiste mehr und mehr aus der Tiefe. Da kam

es den Berg herauf gelaufen wie ein Regiment Mohren, die schrieen: „Platz da, Platz, wenn Euch Euer Leben lieb ist!" Die Schatzgräber rührten sich aber nicht von der Stelle, und das ganze Heer ging ihnen wie ein Nebel über den Köpfen weg. — „Sau, Düwel, nu kannst du deck wat braen laten!" rief in unmäßiger Freude der eine der Schatzgräber, und in demselben Augenblick versank der Schatz in eine bodenlose Tiefe. Hätte der Mann nur noch ein paar Minuten geschwiegen und es Eins schlagen lassen, so wäre der Schatz gewonnen gewesen.

---

## 74. Gespenst belohnt einen „Söltjer".*)

Vor vielen Jahren, als wir noch „Stiftsch" waren, begegnete einem „Söltjer", der spät am Abend erst wieder aus der Stadt zurückkehrte, hinter Marienburg ein Mann mit einem langen Rocke und einer großen Pelzmütze. Der Söltjer rief ihm schon von weitem „Guten Abend" zu, aber der Mann antwortete nicht und kam schnurgerade auf den Salzhändler los, so daß dieser ganz erschrocken zurückprallte. Als der fremde Mann dennoch weder rechts noch links ausbog, sondern ihm gerade auf den Leib ging, hielt der Söltjer seinen langen Stachelstock vor und sagte: „Wieke oder ek stäke!" **) „Ach, ich bin ja schon genug gestochen," antwortete seufzend der fremde Mann, warf seinen langen Rock ab und zeigte dem schaudernden Söltjer fünf tiefe, blutende Stichwunden. „Versprich mir, für mein ehrliches Begräbniß zu sorgen," fuhr der Geist fort, „so will ich Dich reich und glücklich machen." Der Söltjer versprach es zitternd. „Gut," sagte der Geist, „da, wo die Lamme in die Innerste fließt, wirst Du mich finden. Zigeuner haben mich erstochen und in's Wasser geworfen, aber die Bösewichter haben nichts bei mir gefunden, denn über tausend Thaler Gold, welches ich bei mir führte, hatte ich in meinen Rock genäht. Die sollen Dein sein, wenn Du mir ein ehrliches Begräbniß verschaffst; nun gehe in Gottes Namen." Der Geist verschwand, und der Söltjer lief in größter Angst seiner Heimat zu. — Am andern Morgen

*) Ein Einwohner von Salzdetfurth, der mit Salz hausirt.

**) Weiche oder ich steche!

erzählte er dem Pastor, was ihm begegnet war. Der ließ in dem Wasser nachsuchen, und richtig fand man einen halbverwesten, ganz fremden Mann, der fünf Stichwunden in der Brust hatte. Als man seinen langen Rock untersuchte, fand man das Geld, welches dem Söltjer zuerkannt wurde; der richtete nun, wie er dem Geist versprochen, ein schönes Begräbniß an und hat sein Lebelang Glück und Frieden gehabt.

## 75. Hexen als Katzen.

Ein Nachtwächter in Hildesheim schlug, als er die Runde machte, nach einer großen, schwarzen Katze, die ihm im Wege saß; knurrend und prustend sprang die Katze zur Seite. Als aber der Nachtwächter an's Ende der Straße kam, saßen ihm zwei solcher Katzen im Wege. Aergerlich nahm er seinen Spieß und warf ihn nach den Katzen; diese sprangen wieder prustend zur Seite, thaten zum Schrecken des Nachtwächters ihren Mund auf und sprachen: „Wenn wir nur erst zu dreien sind, wirst du deinen Lohn schon bekommen.“ Da schlug der erschrockene Mann ein Kreuz und tutete seine Kameraden herbei, allein statt der übrigen Nachtwächter kam ein ganzes Heer von Katzen und stürzte sich auf den Mann los. Ein Glück war's für ihn, daß eben auf dem Thurme die „Eins aushob“, denn noch war der Schlag nicht heraus, als die Katzen nach allen vier Winden auseinanderstoben und verschwanden. Die übrigen Nachtwächter hatten von seinem Tuten nichts gehört. — Der hat des Nachts nie wieder nach einer Katze geschlagen.

## 76. Frösche hervorgezaubert.

Im Katharinen-Hospital war einmal ein böser „Homeister“, der sich immer betrank und, wenn er betrunken war, den alten Frauen viel Unrecht und Drangsal anthat. Da dachte die älteste und klügste Frau im Hospital, wenn man dem Homeister das Trinken abgewöhnen könnte, so würde es besser werden. Darum stahl sie ihm einmal den „Buddel“ weg, besprach ein Stückchen von dem Schwanz einer Kuhlquappe (so nennt man die Frösche,

wenn sie noch ganz klein sind und Schwänze haben) und that es hinein. Allemal, wenn nun der Homeister den Buddel an den Mund nahm, „quadderte“ ihm ein Frosch vor den Lippen. Da dachte der Säufer, daß das eine Strafe Gottes sein möchte, warf den Buddel in die Mistgrube und gewöhnte sich das Trinken ab.

Nun hatten die alten Frauen wohl Ruhe vor dem Homeister, aber nicht vor den Fröschen, denn in der Mistgrube entstanden Millionen von Fröschen, die hüpften im ganzen Hause umher und krochen den alten Frauen sogar in die Betten; ja sie machten es endlich so arg, daß das Hospital verlegt werden mußte. Hätte man gewußt, wer der Frösche Großmutter eigentlich war, so hätte man die „Altersche“ ohne Gnade „gebrannt“, denn damals brannte man noch „Töverschen“.

## 77. „Dillen und Duſt, dat hew' ek nich ewußt!“

Hexenweiber, die wicken und nachweilen können, kann man am besten von den Wiesen und Feldern abhalten, wenn man Dillen und Dust kreuzweis säet. Eine Schulmeisters-Tochter in Gronau hatte eine Frau schon lange in Verdacht, daß sie die Sämerei verdürbe, wenn diese eben im Aufgehen war. Einmal kam diese Frau im Anabend richtig wieder in den Garten und machte einen „Queif“,*) als ob sie nach den gelegten Erbsen sehen wollte. Das Mädchen sah den Spuk von weitem ruhig an. Als die Hexe nun an die Stelle kam, wo Dillen und Dust kreuzweis gesäet war, da ließ sie vor Angst das Wasser und schrie laut: „Dillen und Dust, dat hew' ek nich ewußt!“

## 78. Straußfeder.

„Dreimal drei sitt up den Dake, dreimal drei sitt up den Tun, Strußfedder, Strußfedder, kumm herum“, so sagen die Hexen, wenn sie ihren höllischen Bräutigam rufen. Den Spruch sprach auch eine Bauersfrau, als sie glaubte, ihr Mann läge neben ihr im tiefsten Schlafe. Aber der Mann hatte sich vor

*) Verwand.

dem Zubettgehen mit seiner bösen Frau gezankt und vor Aerger nicht einschlafen können, darum hörte er sehr wohl die sonderbaren Worte, welche die Frau sprach. Nun that er aber erst recht, als ob er schliefe, und schnarchte, daß die Kammer dröhnte. Auf einmal ging die Kammerthür mit einem rothen Schein auf, und ein wunderschöner Jagdjunker in grünem, goldbesetzten Rocke trat herein. Der Junker blieb an der Thür stehen und sprach: „Es sind zwei Lichter zu viel, soll ich sie ausblasen?" „Straußfederchen, Straußfederchen," sagte die Frau, „komm näher, die Lichter brennen nicht!" Doch der Junker rührte sich nicht von der Stelle und sagte noch einmal: „Es sind zwei Lichter zu viel, soll ich sie ausblasen?" „Blase dich der heilige Blasius in Gottes Namen in den Abgrund der Hölle!" schrie jetzt der Bauer und sprang auf. Da verschwand der Junker mit einem gräulichen Fluche, aber noch ärger fluchte und schrie die „Töversche", als ihr Mann sie nun bei der Gurgel packte, über den Boden hob und die Nachbarn zusammenrief. Die haben dann die Hexe auch bald hingebracht, wohin sie gehörte. Auf dem Anger, wo sie „gebrannt" wurde, wächst noch heute kein Gras wieder.

---

## 79. Greitchen-Kuhle.

Man macht die Mäuse nicht, wie jetzt die dummen Jungen, aus Schnupftüchern, sondern dazu gehört mehr. Ein Junge von zwölf Jahren hatte von seiner Mutter das Hexen gelernt, und bald wollte keiner mehr in der Schule bei ihm sitzen, denn wenn er eine Hand voll Staub auf seinen Katechismus legte und darüber wegblies, so sprangen die Mäuse zu Dutzenden den anderen Kindern in's Gesicht oder krochen ihnen wohl gar in die Kleider. Als das nun der Schulmeister gewahr wurde, zeigte er es dem Magistrate an. Der ließ den Jungen fangen und todtbluten. Seine Mutter aber hieß Greitchen, die wurde auf dem Galgenberge in der großen Kuhle verbrannt; davon nennt man die Kuhle noch heute Greitchen-Kuhle.

---

## 80. Gott verschworen, auf ewig verloren.

Es war einmal in der Gegend von Peine ein lutherischer, aber ganz frommer Pastor, der hatte ein achtjähriges, hübsches Töchterchen, welches von seiner boshaften „Wase" *) das Mäuse- und Fliegenmachen gelernt hatte. In seiner Unschuld freute sich das Kind über die neue Kunst und machte vor den Augen seines Vaters ein halbes Dutzend Mäuse. Da raufte sich der verzweifelte Mann das Haar und weinte bitterlich, denn nun mußte er das Kind verlieren. Man setzte es in eine Wanne und ließ es todtbluten.

Als das Kind nun starb, lag der Vater in seiner Stube auf den Knieen, betete laut zu Gott und flehte ihn an, daß er nun doch wenigstens die Seele des Kindes zu Gnaden aufnehmen möchte. Wie nun der arme Mann eben das Amen gesprochen hatte, flatterte ein großer Rabe auf einen hohen Baum, der vor des Pastors Fenster stand, und rief, daß es allen, die es hörten, durch Mark und Bein ging: „Gott verschworen, auf ewig verloren."

---

## 81. Buttermachen gehindert.

In Gr. Düngen kam eine Ackermannsfrau, als sie gerade am Butterfasse stand, mit einem Hausirer in Streit. Gleich darauf bemühte sich die Frau vergebens beim Buttermachen, sie konnte sie nicht zu Stande bringen, sie mochte arbeiten, wie sie wollte. Nun ist es eine Kleinigkeit, das Buttermachen zu verhindern: man darf nur einer Buttermacherin unbemerkt die Reife am Butterfasse von unten herauf zählen, so mag gebuttert werden bis an den jüngsten Tag und wird doch keine Butter daraus, bis man die Reife am Fasse wieder von oben herab gezählt hat. So hatte es auch der Hausirer mit der Ackermannsfrau gemacht. Es ist das gerade noch keine Hexerei, aber man soll so etwas auch nicht thun, etwas Gutes ist es nicht.

---

*) Base, Tante.

## 82. „Derwit derweit, nu bist du heit, Derwit derwoolt, nu bist du koolt, Hest mek nich umsüs versohlt!“

„Ganz vor diesem“ wohnte ein Schuhmacher auf der Braunschweiger Straße, der eine böse Nachbarin hatte. Schon seit ein paar Jahren waren dem Schuhmacher immer die Schweine unsinnig geworden oder krepirt, so daß er in großen Schaden kam. Endlich gelang es dem Manne, wieder einmal zwei Schweine aufzuziehen, das wurden „prächtige Stücke“, so groß wie Esel. Darüber hatte nun der Schuhmacher eine unbändige Freude, that den Schweinen mit Hege und Pflege alles zu Liebe und wurde ordentlich stolz, wenn Bekannte kamen und seine Schweine lobten.

Vierzehn Tage vor Weihnachten sollten die Schweine geschlachtet werden, da kam den dritten Tag vorher die böse Nachbarin über die Hecke und bat um einen Haspel. Der Schuhmacher hatte schon lange einen Pik auf die Frau gehabt und wollte ihr den Haspel nicht geben, seine Frau aber, die nicht gut nein sagen konnte, ließ es geschehen, daß die Nachbarin den Haspel nahm, und begleitete sie bis auf den Hof. — „Ach, was machen denn die Schweine“, sagte da die Nachbarin, „davon ist ja die ganze Stadt voll, ich muß doch die Dinger auch einmal sehen.“ Die arglose Schuhmacherfrau zeigte der Falschen die Schweine und bemerkte nicht, daß die „Dakhexe“ dreimal heimlich ausspuckte und den Haspel, den sie in der Hand hielt, unvermerkt rückwärts drehte. Nun war sie vor Freuden über die schönen Schweine ganz außer sich und ging lachend mit ihrem Haspel davon.

Den andern Tag ging der Schuhmacher, wie gewöhnlich, wenn er eben aus dem Bette aufgestanden war, nach dem „Schweinskoben“; — ach du große Güte! Da lag seine größte Herzensfreude verreckt und streckte alle Viere von sich.

Der Mann wurde ganz unsinnig, schrie und raste im Hofe und im Garten herum: „Ach, meine schönen Schweine! Ach, meine schönen Schweine!“ so daß alles zu Thür und Fenster

kam. Auch die böse Nachbarin guckte über den Zaun und rief: „Nun, Nachbar, was ist's denn wieder mit den Schweinen, die habe ich ja noch gestern frisch und gesund gesehen?“

„Hah, hah, hast du sie gestern frisch und gesund gesehen, du Donnerhexe, so müssen sie heute wohl todt sein,“ rief der Mann, sprang über den Zaun, nahm einen Bohnenstiefel und schlug so fürchterlich auf die Nachbarin los, daß er sie gewiß todtgeschlagen haben würde, wenn nicht andere Leute zugesprungen wären. — Dem Schuhmacher wurde es von der Wuth und dem Aerger ganz schlimm, er mußte sich zu Bett legen und bekam ein heftiges Fieber.

So lag er bis Fastnacht und länger, und wurde es von Tage zu Tage schlimmer mit ihm. Besonders heftig packte ihn morgens und abends zwischen sechs und sieben das Fieber mit Hitze und mit Kälte, daß er hoch aufflog im Bette. Es war ein Jammer anzusehen, und kein Doctor konnte ihm helfen. — Da kam einmal ein Löffelhändler aus dem „Oberlande“*) in des Schuhmachers Haus, sah den Jammer mit an und fragte die Schuhmachersfrau und die Gesellen nach allem scharf aus. Als er nun von dem Vorfall mit den Schweinen und von dem Aerger über die böse Nachbarin gehört hatte, sagte er Adieu und ging mit seinen Löffeln in der Nachbarin Haus; das war gerade gegen sechs Uhr abends. Der Hausirer bot nun der Frau seine Löffel an und handelte mit ihr. „Ach, wie wird mir doch auf einmal so schlimm, gute Frau,“ sagte der Mann, als es eben sechs schlug, „erlaubt doch, daß ich mich erst ein bischen hier ausruhe.“ „Wohl erlaubt,“ sagte die Frau, „setzt Euch da nur ganz still bei den Ofen und rührt Euch nicht an, Ihr seht auch ganz erschrecklich aus, wartet, ich will Euch ein Warmbier kochen.“ Der Mann setzte sich wie ganz ermattet auf den Stuhl, und die Frau ging in die Küche. — Bald ließ der Mann den Kopf auf die Brust sinken und schnarchte; die Frau kam wieder in die Stube, und als sie sah, daß er schlief, murmelte sie vor sich hin: „So is et recht, Männeken“ und ging wieder in die Küche. Der Löffelmacher aber stellte sich nur so, als ob er

*) Süddeutschland, besonders Oesterreich.

schliefe, und als das schlimme Weib wieder in der Küche war, hörte er darin ein leises Gemurmel, er legte das Ohr an die Wand, das Gemurmel wurde immer lauter und lauter, und zuletzt hörte er ganz deutlich, daß das Weib immer sprach:

„Derwit derweit, nu bist du heit,
Derwit derwoolt, nu bist du koolt,
Hest mek nich umsüs versohlt!"

Da schlich der Mann auf den Zehen an das Küchenfenster und sah, wie die Frau ein kleines Eisen in's Feuer hielt, den seltsamen Spruch sprach, das Eisen wieder aus dem Feuer nahm und in einen Napf mit Wasser steckte. Hatte das Eisen im Wasser ausgezischt, so steckte sie es wieder in's Feuer und so immer „umschicht" und immer schneller. Und schneller und immer schneller sprach sie auch ihren Spruch, verdrehte die Augen, trampelte mit den Füßen, und ging es ihr zuletzt wie ein Mühlrad immer aus dem Munde: „Derwit derweit! Derwit derweit! Derwit derweit!" Sie sah und hörte nichts mehr.

Jetzt ist es gute Zeit, dachte der Löffelmacher, schlich sich an das Straßenfenster, sprang heraus und schrie um Hülfe. Leute liefen herbei und in das Haus, da fanden sie die Hexe in der Küche in Krämpfen liegen und nahmen sie gefangen. Das kleine Eisen aber, welches sie fest in der Hand hielt, war ein Ort, welcher dem kranken Schuhmacher vor langer Zeit weggekommen war. Von der Stunde an fühlte sich der Schuhmacher besser und war schon wieder ganz auf, als die Hexe gebrannt wurde.

---

## 83. Augen verblenden.

Vor uralten Zeiten kam einmal ein Gaukler nach Hildesheim und ließ die ganze Stadt auf den Neustädter Markt zusammentrompeten, wo er den Leuten ein großes und nie gesehenes Kunststück zeigen wollte. Als nun eine große Menge zusammen war, trat der Gaukler in einen Kreis mitten auf den Markt und hatte einen schwarzen Hahn unter dem Arme. Diesen setzte er mitten in den Kreis und band ihm einen großen Wiesebaum, den zwei Männer kaum tragen konnten, an das Bein. Der

Hahn ging mit dem Wiesebaum vorwärts, als wenn es nichts wäre, und fing sogar an zu tanzen, so daß die Leute vor Verwunderung nicht wußten, was sie sagen sollten. — Da kam eine Magd vom Felde, welche Klee geholt hatte, worunter ein vierblättriges Kleeblatt war. Als das Mädchen nun die vielen Leute sah, die alle vor Verwunderung laut aufschrieen, rief es: „Was giebt's denn hier? Ich sehe ja nichts?“ „Ist Sie denn blind?“ riefen die Leute, „sieht Sie denn nicht, wie der Hahn dort mit dem Wiesebaum am Beine auf dem Markte spazieren geht?“ Da lachte das Mädchen und sagte: „Was seid Ihr doch für dumme Leute, ich sehe wohl dort einen schwarzen Hahn mit einem langen Strohhalm am Beine, aber keinen Wiesebaum.“ Da merkte der Gaukler, daß ihm die Magd in die Karten sah, konnte ihr aber wegen des vierblättrigen Kleeblattes nichts anhaben. Diese ging über die thörichten Leute lachend davon. Als sie nun zu Hause ihren Tragkorb abgesetzt hatte und noch immer so viele Menschen nach dem Neustädter Markte strömen sah, beschloß sie, noch einmal hinzugehen und die dummen Leute auszulachen. Kaum war sie aber wieder auf den Markt gekommen, als sie auf einmal ihre Röcke in die Höhe nahm und schrie: „Hülfe! Hülfe! Das Wasser geht mir schon bis an den Hals, ich ertrinke!“ Nun war die Reihe des Lachens an den versammelten Leuten; denn die sahen kein Wasser und standen alle im Trockenen, sowie auch sie im Trockenen stand. Es hatte ihr nämlich der Gaukler, der die „Augen verblenden“ konnte, diesen Streich gespielt; denn da sie bei ihrer Rückkunft das vierblättrige Kleeblatt nicht mehr bei sich hatte, konnte er ihr etwas anhaben.

---

## 84. Der Heckethaler.

In Hildesheim hatte eine Frau einen Alraun, den legte sie Jahr und Tag in eine Schachtel, und als Jahr und Tag um war, da lag bei dem Alraun ein Heckethaler. Wenn nun die Frau zum Kaufmann oder Bäcker ging, so bezahlte sie die gekaufte Waare immer mit dem Heckethaler. Dieser blieb aber nicht lange in dem Geldkasten des Verkäufers, sondern folgte ihr

immer unvermerkt wieder nach. Das ging so eine Zeitlang recht gut, bis endlich ein Schlachter, bei dem die Frau oft Fleisch für ihren Heckethaler gekauft hatte, aufmerksam wurde und der Frau auf die Finger zu sehen beschloß. Einst kam sie wieder, kaufte ein Pfund Schweinefleisch, gab dem Schlachter einen Thaler in die Hand und ließ sich das übrige Geld wieder herausgeben. Kaum war sie aus der Thür, so wollte auch der Thaler in der Hand lebendig werden; doch der Schlachter, der ein starker Mann war, hielt die Hand fest zu, holte Hammer und Nagel und nagelte den Thaler auf den Hackeblock. Da ward der Hackeblock lebendig, tanzte mit schrecklichem Gepolter auf der Diele herum, zum Hause hinaus und eiligst hinter der Frau her, die keinen geringen Schrecken kriegte. Zur Strafe mußte sie Hab und Gut hergeben, und der Magistrat ließ ihr kein Hemd auf dem Leibe.

## 85. Zauber und Gegenzauber.

Als ich noch ein kleines Mädchen war, mußte ich mich immer verstecken, wenn die alte Bükersche in unser Haus kam, und wenn sie weg ging, schlug meine Mutter immer ein Kreuz hinterher, nahm dann den Besen und fegte die ganze Diele rein ab. Das geschah aber deshalb, weil die Bükersche eine Hexe war und viele Bosheiten ausübte: sie nahm den Ziegen die Milch, den Schweinen die Lust zum Fressen und hexte den Hühnern den Pips an. — Einmal aber ist sie schön weggekommen. Mein jüngster Bruder nämlich, der damals noch in der Wiege lag, schrie erbärmlich ganze Wochen lang, so daß wir alle glaubten, das Kind wäre sehr krank. Mein Vater schickte mehrmals nach dem Doctor. Dieser sagte, das wären Blähungen, wir sollten dem Kinde nur fleißig Rhabarber eingeben, dann würde es schon zu schreien aufhören. Da bin ich wohl nach der Apotheke gelaufen und habe Rhabarber geholt. Doch das Geld war weggeworfen, der Junge hörte nicht auf zu schreien, sondern wurde von Tage zu Tage schlimmer. Meine selige Mutter wurde ganz elend und wußte sich nicht zu rathen und zu helfen. Da kam einmal hinten aus der Altstadt eine kluge Frau zu uns,

der meine Mutter ihre Noth klagte. Diese wußte gleich Rath, schloß die Stube zu, nahm den schreienden Jungen auf den Arm und sagte zu meiner Mutter, sie solle doch einmal alle Betten aus der Wiege nehmen und das Bettstroh durchsuchen; es müßte da etwas im Bettstroh stecken, was nicht dahin gehörte. Meine Mutter that, wie die kluge Frau sagte, und zog bald ein Gebinde verwirrtes Garn aus dem Bettstroh, wovon kein Mensch wußte, wie es dahin gekommen war. Nun mußte meine Mutter das Bett wieder zurecht machen, die kluge Frau legte den Jungen wieder hinein, und von der Stunde an war er ganz still und schrie nur noch, wenn er etwas haben wollte. „Jetzt wollen wir die Hexe, die dem Kinde den Schlaf nimmt, bald heraus haben", sagte die kluge Frau, ließ von meiner Mutter Thüren und Fenster im ganzen Hause verschließen, ging dann mit dem Garn in der Hand in die Küche, setzte einen Kessel mit Wasser auf das Feuer und fing an das Garn zu kochen. Dieses hatte noch nicht lange in dem kochenden Wasser gelegen, als jemand an unsere Thür pochte. Meine Mutter wollte hingehen und öffnen, doch die kluge Frau hielt sie am Arme fest und rief: „Bleiben Sie hier; machen Sie auf, so geht es uns allen nicht gut!" Meine Mutter gehorchte und half noch mehr Holz unter den Kessel legen. Da ward das Pochen immer stärker, und dann schrie es durch's Schlüsselloch: „Nachbarin, machen Sie doch einmal auf, ich habe Ihr ja etwas ganz Nothwendiges zu sagen!" Da merkte meine Mutter an der Stimme, daß es die Bükersche war, rührte sich deshalb nicht vom Platze, sondern warf noch immer mehr Holz unter den Kessel. In diesem schrie und pfiff es, als wenn lauter Heimchen darin wären. Auf einmal hören wir hinten auf dem Hofe am Kammerfenster ein Kratzen und ein Gewinsel, und was ist es? Nichts anderes als die Bükersche, die in ihrer Angst in's Kammerfenster steigen wollte und erbärmlich schrie: „Nachbarin, ich bitte Sie um Gotteswillen, nehmen Sie doch nur einen Augenblick das Feuer unter dem Kessel weg! Ich muß ja sterben und verderben!" „Stirb und verdirb in des Teufels Namen, du Hexe!" rief ihr meine Mutter zu und warf einen ganzen Arm voll Holz unter den

Kessel. Da fiel die Bükersche auf den Mist, kroch auf allen Vieren zu Hause und war nach einigen Tagen todt. Am ganzen Körper aber hatte sie Brandblasen.

## 86. Düweletgen.

In einem Dorfe bei Hildesheim hatte vor langer Zeit ein reicher Bauer eine hübsche, junge Frau, die ging in Sammt und Seide und trug auch selbst alltags goldene Mützen. Aber keiner im Dorfe mochte das stolze Weib leiden, und die Leute sagten, es gehe doch wohl nicht mit rechten Dingen zu, daß die Frau immer die beste Butter an den Markt bringe und so viel Geld verdiene. Die Frau ließ aber auch nicht gern einen andern an's Butterfaß, sondern butterte immer selbst. Eines Tages hatte sie einen nothwendigen Weg nach der Stadt zu machen und befahl der Magd, die unterdessen buttern sollte, recht fleißig zu sein und das Butterfaß ja nicht von der Stelle zu rücken, sonst würde es ihr schlimm gehen. Als die Frau fort war, konnte die Magd vor Neugier nicht ruhen und rasten und hätte für ihr Leben gern unter das Butterfaß gesehen, aber sie fürchtete sich vor ihrer bösen Frau und fing an zu buttern, was auch sehr gut ging. Ei, dachte die neugierige Magd, es wird doch nicht schaden, wenn du das Butterfaß nur ein wenig auf die Seite biegst. Als sie es gethan hatte, sah sie eine dicke, fette Kröte (Lork) unter dem Butterfasse sitzen. Die Magd, die nicht wußte, daß ihre Frau eine Hexe war, sagte: „Was hast du häßliches Lork hier zu sitzen?“ nahm eine Feuerzange, faßte die giftige Kröte damit und warf sie vor die Thür mitten auf die Straße. Nun ging die Magd wieder rüstig an die Arbeit, aber sie mochte buttern, soviel sie wollte: die Butter ward nicht fertig. Da wurde sie recht bange, als es Abend wurde und die Frau zurückkam. Diese war sehr böse, als sie in's Haus trat. „Nun, ist die Butter fertig?“ sagte sie zur Magd und sah sie zornig an. „Was hast du angerichtet? Was hast du unter dem Fasse gesehen?“ Da weinte die Magd bitterlich und sagte: „Ach, ich habe nur eine häßliche Kröte unter dem Fasse weggenommen und auf die Straße geworfen.“ Da gab die böse Frau der

Magd eine Ohrfeige, daß ihr der „Hexenschuß“ durch alle Glieder fuhr und sie sich zu Bette legen mußte. Die Frau aber trat vor die Thür und rief:

„Düweletgen,
Kum under use botterfättgen!
Use magd is uneweten,
Het dek up de straten esmeten.“ *)

Da kroch die Kröte aus einem Wagengleise hervor und wieder unter das Butterfaß. Nun fing die Frau an zu buttern, und in wenigen Minuten war die schönste Butter fertig.

Die geschlagene Magd aber wußte nun, daß ihre Frau eine Hexe war, und sagte ihrem Herrn, was sie erlebt hatte. Von dem Augenblicke an war dem Bauern, der ein frommer Mann war, seine Frau zuwider, und er beschloß, ihr ordentlich auf die Finger zu sehen. Noch in derselben Nacht, als er mit seinem bösen Weibe zu Bette gegangen war, that er, als ob er schliefe, und als die Glocke zwölf schlug, sah er richtig seine Frau aufstehen und sich anziehen. Dann ging sie in die Küche, wo sie einen alten eisernen Kasten stehen hatte, wozu sie den Schlüssel immer auf der Brust trug; — nie hatte der Mann dahinter kommen können, was eigentlich darin war. Diesen Kasten nahm nun die Frau unter den Arm, setzte sich auf die Ofengabel und war alsbald zum Schornstein hinaus. Da zog der Bauer sich die Bettdecke über den Kopf, denn an jedem Haar hing ihm ein Angstschweißtropfen. Er hatte noch nicht lange so gelegen, als die Hexe wieder mit ihrem Kasten durch den Schornstein herunterfuhr. Ehe sie nun ihre Last auf dem Herde niedersetzte, ging sie in die Kammer, um zu sehen, ob ihr Mann nicht erwacht sei. Dieser that, als ob er schliefe, und schnarchte laut. Da machte die Hexe ihren Kasten auf, nahm verweste Menschenköpfe heraus, die sie auf dem Kirchhofe aus den Gräbern gewühlt hatte, und aß davon das vermoderte Gehirn. Dann verschloß sie ihren Kasten wieder und legte sich zu ihrem Mann in's Bett. Der Mann wäre vor Angst und Ekel fast gestorben, doch ließ er sich nichts merken.

---

*) Unsere Magd ist unwissend, hat dich auf die Straße geworfen.

Am andern Morgen, als seine Frau noch schlief, stand er ganz früh auf und bestellte heimlich den Amtmann mit Gensdarmen. Dann kam er ruhig wieder zu Hause, setzte sich in die Stube und sah zum Fenster hinaus. Die Hexe merkte nichts und brachte das Frühstück herein. „Siehe," sagte der Bauer, „da kommt der Amtmann, der kann unser Gast sein, wenn er will." Die Frau war in ihrem besten Staate und nöthigte den Amtmann, als er in die Stube trat, recht freundlich zum Mitessen. Der Bauer und der Amtmann rührten aber nichts an. Da fragte die Frau, ob denn der Schinken faul wäre, da sie nicht davon essen wollten. „Was faul ist, schmeckt manchen Leuten auch gut!" rief nun auf einmal der Mann, zog den eisernen Kasten, den er vorher in der Bankkiste versteckt hatte, hervor und schlug ihn mit einer Axt auf. Da sah der Amtmann die ganze Bescherung. — Die Hexe konnte vor Schrecken erst nicht von ihrem Stuhle aufstehen, dann aber sprang sie auf, griff nach einem Messer und wollte ihren Mann erstechen. Doch es war um sie geschehen; denn ehe sie ihren Mann treffen konnte, hatten sie die Gensdarmen, die nun in die Stube gesprungen waren, gepackt und aufgehoben, so daß sie sich nicht fest machen konnte. Das ganze Dorf jubelte, als man die Hexe zu einem großen Holzhaufen schleppte und verbrannte. Auch ging der Scharfrichter in das Haus, holte die Kröte mit einer Zange unter dem Butterfasse hervor und warf sie zu der Hexe in's Feuer.

## 87. Hexenbankett.

Ein Mann, der spät in der Nacht von Hildesheim nach Salzdetfurt „boteweis" ging, sah am Sonnenberge auf der Haide auf einmal einen hellen Schein. Neugierig ging er näher und sah bei einem hellen Feuer und viel hundert Lichtern eine große lustige Gesellschaft von Männern, Frauen und geputzten Jungfern, die sprangen und tanzten, aßen und tranken, als ob Freischießen wäre. Ei, dachte der Bote, da kannst du wohl auch noch einen auf die Nacht nehmen, und wanderte munter auf die lustige Gesellschaft los. Doch kaum war er auf Steinwurfsweite

herangekommen, als ein großer schwarzer Mann mitten aus der Gesellschaft aufstand und bis in die Wolken wuchs, der that seinen Mund, in welchen man wohl mit einem Fuder Heu hätte fahren können, auf und rief: „Es sind zwei Augen zu viel, soll ich sie ausblasen?“ — Da merkte der Bote, wen er vor sich hatte, und schrie laut: „Jesus, Maria und Joseph!“ Kaum waren die Worte aus seinem Munde, so stand er in der dichtesten Finsterniß, und statt des Jubels und des Lachens hörte er nur Heulen und Geschrei; das kam aber aus weiter weiter Ferne, in der Nähe war alles todtenstill geworden. Der Mann betete ein Vaterunser nach dem andern und wollte sich auf den Weg machen, aber es war ihm nicht möglich von der Stelle zu kommen, so dicht war die Finsterniß ringsum. Da dachte er, es kann nicht mehr lange hin sein bis zum Morgengrauen, ich will hier warten. Er befahl sich in Gottes Schutz und setzte sich da, wo er gestanden, auf den Rasen nieder, um den Morgen zu erwarten. Aber er wartete Stunde um Stunde, und es wollte immer nicht Tag werden. Da merkte der arme Mensch endlich, daß er blind geworden war, und jammerte laut. Auf sein Hülfeschreien kam ein Schäfer herbei, der ihn zu Leuten brachte, die ihn mit zur Stadt nahmen. Neun Monate, neun Wochen und neun Tage lang blieb er blind, als diese Zeit aber um war, da hauchte es ihm auf einmal in der Morgenfrühe wie von Rosen und Nelken an, und er war wieder sehend. — Seine Freunde und Vettern hatten ihn oft aufgefordert, vor den Rath zu treten, und die Leute, welche er in der lustigen Gesellschaft auf der Haide erkannt habe, anzuzeigen. Allein er schüttelte immer den Kopf und sagte: „Mit großen Herren ist nicht gut Kirschen essen!“ Da merkte man wohl, daß recht vornehme Leute, vielleicht gar Rathsverwandte, an dem sündigen Werke Theil gehabt hatten.

---

## 88. Scharfrichter Kraft.

Vor hundert Jahren lebte in Goslar ein Scharfrichter Namens Kraft, dem die Macht gegeben war, Geister und Menschen festzubannen. Auf seinen Willen standen sie unbeweglich

wie Bildstöcke, und wiederum nur sein Wille konnte sie aus der Erstarrung lösen. So that er es einst mit einer Frau, die sich schon oft an seinen Gartenfrüchten vergriffen hatte. Er ertappte sie einst in seinem Garten, wie sie eben mit ihrem schwer beladenen Tragkorbe die Gartenmauer erklettert hatte, um sich davon zu machen. Da rief Kraft: „Sitze da bis morgen Abend um diese Zeit, damit alle Kirchgänger dich sehen!“ — und wie angeschmiedet hockte das Weib den ganzen folgenden Sonntag auf der Mauer, allen frommen Kirchgängern zur Augenweide und zum Spott; erst in später Abendstunde löste Kraft den Bann. — Die Frau hat nie wieder fremde Gärten in diebischer Absicht besucht.

Kraft konnte indeß seine Hände auch gerade nicht in Unschuld waschen, denn ein Stück Wild in fremdem Gehäge zu schießen, achtete er für keine Sünde. Er meinte nämlich, daß der an seinen Früchten angerichtete Wildschaden am besten dadurch wieder gut gemacht würde, wenn ihn ein guter Hirsch oder feister Rehbock mit Haut und Haar selbst bezahle. Als er einst einen Rehbock erlegt hatte und eben das Knie auf die Beute setzte, um sie auszuweiden, erblickte er in geringer Schußweite den Förster, der das Gewehr auf ihn anschlug. „Warte mit dem Schießen, bis ich fertig bin!“ rief Kraft, und — der Förster stand, das Gewehr im Anschlag, ohne ein Glied rühren zu können. Kraft weidete nun ganz ruhig seinen Rehbock aus und machte sich dann gemächlich damit auf den Heimweg. Zu Hause angekommen, sagte er einem Juden, der des Weges ging, er möge nur dem Förster sagen, das Warten sei nicht länger nöthig, Kraft sei schon im Hause. Erst als der Jude die Bestellung ausgerichtet hatte, wurde der Förster wieder lebendig; er ging fluchend seiner Straße, wagte aber nie wieder, den Scharfrichter zu stören, wenn dieser sich für angerichteten Wildschaden bezahlt machte.

Auf einer Reise kam Kraft in ein einsames Wirthshaus. Er bat um ein Nachtlager, ward jedoch vom Wirthe barsch abgewiesen, weil kein Platz mehr im Hause sei. Kraft machte Gegenvorstellungen, und auf das laute und heftige Reden der

beiden öffnete ein Reisender das Fenster und bat Kraft, nachdem er gehört, warum es sich handele, das Zimmer mit ihm zu theilen. Das Anerbieten nahm Kraft gern an, obgleich der Wirth heftig widersprach. Der Reisende war ein Kaufmann, der viel Geld bei sich führte, und die Angst um seine Habe und sein Leben, welches ihm in dem unheimlichen Hause nicht gesichert schien, hatte ihn veranlaßt, sich in Kraft einen Gesellschafter und nöthigenfalls einen Beschützer zu suchen. Der Reisende hatte aus Furcht weder Essen noch Trinken berührt, welches sich der Scharfrichter nun ganz sorglos und gemüthlich schmecken ließ. Doch die Befürchtungen des Fremden waren nicht ungegründet gewesen, denn gegen Mitternacht traten leise sechs vermummte Kerle mit geschwärzten Gesichtern und gezückten Messern in das Zimmer, um die beiden Fremden, die sie schlafend wähnten, zu ermorden. Allein sie hatten sich bitter getäuscht, Kraft wachte, und auf seinen raschen Befehl standen die Räuber mit erhobenen Messern unbeweglich da. „Jetzt muß ich Euch erst einmal Eure schwarzen Gesichter waschen“, sagte Kraft, „später werde ich noch mehr mit Euch zu thun haben.“ Die Gebannten mußten das Waschen erdulden, ohne eine Miene verziehen zu können, und als das Geschäft beendigt war, erkannte man in ihnen lauter berüchtigte Bösewichter und als ihren Anführer den Wirth vom Hause. Als hinreichende Mannschaft zusammengebracht war, um die Räuber abzuführen, machte Kraft sie los, um sie einige Wochen später den Raben zur Speise auf dem Rade festzumachen.

---

## 89. Mordmühle.

Auf dem Wege von Hildesheim nach Salzdetfurt liegt die Mordmühle. Vor lieben langen Jahren in einer heiligen Christnacht war der Müller (denn dazumal war die Mordmühle noch eine wirkliche Mühle) mit Frau und Kindern und allen seinen Leuten nach Detfurt zur Nachtkirche gegangen. Nur eine einzige junge Magd war zu Hause geblieben, um für die Herrschaft und die Knappen ein Warmbier zu kochen. Die Magd stand nun, es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, in der Küche, welche dicht am Mühlenbett lag, bei ihrem Topfe und ahnte nichts

Böses. Mit einem Male fängt's draußen an zu flüstern und an den Wänden zu graspeln, daß der Magd die Haare zu Berge steigen. Doch sie befiehlt sich Gott und allen Heiligen und fängt zu horchen an. Da hört sie denn, daß ein Mann sagt: „Es ist bloß die Magd zu Hause, mit der wollen wir bald fertig werden, ich will hier durch das Wellenloch einkriechen, und Ihr andern könnet nachfolgen; ich weiß, daß der Müller mehrere tausend Thaler im Hause hat." — Da dachte die Magd: Jetzt heißt es ich oder du! nahm eine schwere, scharfe Barte und — sowie der Kopf des durchkriechenden Kerls zum Vorschein kommt, — hast'n nich' gesehen! — haut sie ihn auf's Genick, daß der Kopf gleich dabei liegt, dann zieht sie leise den Rumpf nach und läßt ihn langsam auf den Boden gleiten. — „Bist du d'rin?" flüstert es jetzt draußen. „Ja!" antwortet leise die Magd, und gleich darauf kommt ein zweiter Kopf zum Vorschein. Auch der blieb nicht auf dem Rumpfe sitzen, und es ging ihm gerade wie dem ersten. Als die Magd den Körper nachgezogen und neben dem andern leise niedergelegt hatte, hieß es wieder draußen: „Bist du d'rin?" „Ja!" sagte das Mädchen, und gleich darauf versalzte es wiedernm einem Räuber das Einsteigen, und so ging's fort, bis es neun Räuber geköpft und hineingezogen hatte. Da hörte alles Flüstern und Graspeln auf, und es ward todtenstill.

Als sich nun die Magd so mutterseelenallein mit den blutigen Leichen im Hause sah, konnte sie es vor Angst nicht mehr aushalten, sie stürzte hinaus und lief, was sie laufen konnte, auf Detfurt zu und ihrer Herrschaft entgegen. Die Herrschaft war auch schon auf dem Heimwege und bog eben da, wo der große Busch steht, um den Brink, als das Mädchen herangelaufen kam, noch einmal um Hülfe rief und dann vor Ermattung und Angst dicht am Busche zur Erde stürzte. Davon heißt der Busch noch heute der „Störtebusch" (Stürzebusch). — Die erschrockenen Müllersleute hoben die ohnmächtige Magd auf und trugen sie in's Haus zurück; da sahen sie denn mit Staunen und mit Grauen, was das beherzte Mädchen ausgerichtet hatte. Der Müller ließ gleich satteln und holte den Doctor von Salzdetfurt aus dem

Bette; der brachte denn die Magd wieder in's Leben, und die Müllersleute haben sie ihr Lebtage keine Noth leiden lassen. — Seit jener Mordnacht aber hieß die Mühle die Mordmühle.

## 90. Bestrafter Spott.

Durch den Ort Salzdetfurt fließt die Lamme, ein kleines Flüßchen, welches aber in Regenzeiten ebenso wie das Flüßchen Nette bei Bockenem zu einem wilden Strome anwachsen kann. Darum sagt man auch: „Wenn de Lamme werd taun Schape un de Nette taur Lus, so blieve jeder to Hus!" — Einst wurde durch den Leichtsinn und die Vermessenheit gottloser Leute ganz Salzdetfurt unter Wasser gesetzt. Es war nämlich im heißen Sommer an einem Sonntagnachmittag und noch unter der Kirche, als eine Kegelgesellschaft mit vielem Toben und Schreien ihr Spiel trieb, und von verständigen, frommen Leuten ermahnt, mit dem Kegeln und Toben doch bis nach dem Gottesdienste zu warten, den Ermahnungen nur Spott und Hohn entgegensetzte. Ja, als ein Gewitter aufzog und der Donner immer drohender und drohender rollte, vergaß sich einer der Spötter soweit, daß er sagte: „Der da oben kegelt ja auch und muß doch am besten wissen, was sich schickt!" Doch bald verging den Leuten das Spotten, denn das Gewitter entlud sich gerade über dem Flecken, und ein Wolkenbruch prasselte nieder, der in wenigen Minuten die Lamme so hoch trieb, daß die meisten Leute nur noch Schutz auf ihren Böden finden konnten. Da nahmen viele großen Schaden an ihrem Eigenthum, die Spötter aber ertranken alle.

## 91. Die Wünstedtsche.*)

Im Jahre 1564, kurz nach dem Osterfeste, zankten sich zwei Nachbarfrauen auf der Neustadt, und die eine rief der andern zu, daß sie eine Hexe sei. Die eine war Andreas Wünstedts, die andere Curd Meiers eheliche Hausfrau, beide Männer waren angesehene Bürger und Wollenweber. Die Wünstedtsche war ein vermessenes Weibsstück, und obwohl sie arg beschuldigt war,

*) Aus der Oldekoppschen Chronik.

so kümmerte sie sich nicht viel darum, sondern verkehrte wieder mit der Meierschen, als ob nichts vorgefallen wäre.

Ein ehrbarer Rath auf der Neustadt ließ einen Meister von Hannover kommen, der die beiden Weiber peinlich verhören sollte, aber, wie man sich in's Ohr flüsterte, hatte Wünstedt dem Meister die Hände geschmiert, und die Weiber wurden, da sie nichts bekannten, wieder freigelassen. Während dieser Zeit und hernach begann Curd Meier zu verarmen und verlor in seinem Hause das Geld aus der Kiste und aus dem Beutel, welchen er an seinem Gürtel trug, dazu die Speckseiten aus dem Schornsteine und die Butterbecken mit der Butter aus dem Schranke, kurz: er nahm großen Schaden an seinem Eigenthum.

Curd, der sehr nahe bei Andreas wohnte (beide trennte nur ein kleines Haus), soll nach diesen Unglücksfällen zu Andreas gesagt haben: „Wie lange wollet Ihr beide, du und dein Weib, mich noch mit Eurer Bosheit verfolgen? Ich dachte eben auf den Markt zu gehen und einzukaufen, aber du und der Teufel haben mir mein Geld aus dem Beutel geholt!“ Bitter und böse war der Curd und stieß noch viele harte Worte gegen Andreas aus. — Solche Rede und Beschuldigung wollte Andreas nicht vertragen, er ging daher zu dem Bürgermeister, klagte über Gewalt und Unrecht und begehrte Recht und Hülfe vom Rathe. Da wurde Curd vor seine Herren beschieden, und als er bei seinen Worten blieb, Andreas aber nichts bekennen wollte, wurden sie beide in den Diebskeller gelegt. Ein ehrbarer Rath wollte aber um vieler Ursachen und wohlbewußter Gründe willen nicht sogleich zur Rechtfertigung schreiten, sondern zog einen Mittelweg vor, ließ beide Bürger wieder los und gab ihnen auf, Freunde zu bleiben und sich binnen vier Wochen wieder zu vertragen. —

Etwa vierzehn Tage nach diesem Vorfalle und zwar zum ersten am St. Godehardstag, darauf aber auch zu vielen andern Malen ließ sich ein teuflisches Gespenst blicken, und war auch unerhörtes Toben bei Tag und Nacht. Von demselben Tage an wurden auch aus Wünstedts Hause und Hofe Steine und Kalkstücke durch die Glasfenster in Curd Meiers Haus geworfen. Auch kam bisweilen der böse Geist in Meiers Haus und jagte

die „Wullenknappen“ von dem Gestell, stieß sie in den Nacken, wenn sie ein Laken aufspannten, und that überhaupt Curd Meier, seiner Frau und seinem Gesinde großes Herzeleid an. Auch hatte die Meiersche eine Magd von fünfzehn Jahren, dieselbe besetzte der böse Feind zu derselben Zeit und quälte das arme Kind dermaßen, daß es nur mit Jammer und Noth angesehen werden konnte.

Die Obrigkeit wußte oder wollte noch nichts dazu sagen, zog aber doch die Prädikanten zu Rathe. Diese wußten von der Wünstedtschen nichts Böses, sondern sagten aus, daß sie gemeinlich alle vierzehn Tage zu Gottestische ginge. Die Wünstedtsche hatte nun freilich dem obersten Prediger auf der Neustadt öfters Braten, Hühner, frische Butter und dergleichen gegeben, darum dachten die Prädikanten nichts Uebles von der Wünstedtschen oder wollten die Wahrheit nicht sagen und ließen also den bösen Geist mit seiner Frau Base, der Wünstedtschen, gegen Curd Meier nach ihrem bösen Willen handeln.

Indeß war die Wünstedtsche mit ihrem bösen Thun noch nicht zufrieden und sandte den ihr dienenden bösen Geist hier in die Altstadt in des Fürsprechers Thomas Gödeken Haus. — So geschah es am 17. August in der Dämmerung, daß Thomas Gödeken Sohn und seine Magd einen großen, langen Mann in's Haus kommen und auf den Boden steigen sahen. Als Thomas Gödeken zu Haus kam, erzählten die beiden, was sie gesehen hatten, worauf Thomas die Nachbarn zusammenrief und einen Spieß und ein Feuerrohr zur Hand nahm. Darauf ließ er eine Leuchte vor sich hertragen und wollte den großen Mann suchen, aber er fand niemand. Als nun Thomas, ärgerlich darüber, seine Magd und seinen Sohn thörichte Leute nannte und ausschimpfte, soll man plötzlich des bösen Geistes Gelächter gehört haben. Dann habe er die Magd „schimpflich“ *) in die Seite gepricht und mit einer feinen und heiseren, aber verständlichen Jungfernstimme deutlich die Worte gesagt: „Nimm den Jungen bei der Hand und tanze mit ihm, ich will Euch derweil eins aufspielen.“ — Der junge Mann bot in seiner Unwissenheit der

*) Scherzend.

Magd die Hand, als diese aber nicht tanzen wollte, tanzte der Junge allein, und die Umstehenden wollten deutlich Musik gehört, den Spielmann aber nicht gesehen haben. Zuletzt soll der Junge zu dem unsichtbaren Spielmann gesagt haben: „Willst du nicht besser spielen, so will ich auch nicht besser tanzen.“ Darauf, heißt es, hätte der böse Geist ein unerhört teuflisches und lustiges Saitenspiel angefangen, dergleichen vor diesem sei nie gehört worden. Aber Thomas Gödeken habe seinem Sohne das Tanzen verboten, alle hätten sich bekreuzt und wären von dem Boden auf die Diele gegangen. Mittlerweile hatte auch der böse Geist unten im Hause einen teuflischen Rumor gemacht, gleich als ob er das ganze Haus zusammenwerfen wollte; in der Nacht aber soll er wieder mit lieblicher Stimme gesagt haben: „Thomas, sei ohne Sorgen, ich bin zwar hierher gesandt, darf dir aber keinen Schaden thun.“ Da fragte Thomas, wer ihn denn hierher gesandt hätte. Da antwortete der böse Geist, das hätte sein Mühmchen, die Wünstedtsche, gethan dafür, daß er der Meierschen Anwalt und Fürsprecher gewesen sei. Darauf soll Thomas gesagt haben: „Der Teufel ist ein Lügner, packe dich weg, ich bin ein getaufter Christenmensch, ich will der Meierschen gegen die Wünstedtsche auch nicht mehr das Wort reden.“ „Nein, Thomas“, habe darauf der böse Geist gesagt, „du mußt noch einmal daran, und hernach will ich meinem Mühmchen den Lohn geben, denn ihre Zeit ist schon vor der Thür.“ Es mochte wohl Mitternacht sein, als der böse Geist solches gesprochen hatte, dann war er ruhig und ließ sich diese Nacht hindurch nicht weiter hören. Die folgende Nacht, als am 18. August, kam derselbe böse Geist wieder in Thomas Gödeken Haus und wandte alle Macht und Fleiß an, die Menschen zu ängstigen und zu schrecken, ließ sich aber in keinerlei Gestalt sehen. Bald war er auf dem Boden, bald auf der Diele, das Rumoren dauerte wohl eine Stunde lang, so daß alle Nachbarn zusammenliefen und ihn mit Fragen angingen, er gab aber fast jedem eine gebührende Antwort oder sagte: „Mum! mum!“ Als darauf Thomas Gödeken dem bösen Geiste sagte, er solle in die Hölle fahren und ihn mit den Seinigen zufrieden lassen, hat ihm der böse Geist

geantwortet: „Thomas, was willst du mir geben, daß ich hinfahre von deinem Hause und nicht wiederkomme?“ Sogleich warf man einen Mariengroschen auf den Tisch und sagte zu dem bösen Geiste: „Da, den nimm und fahre hin!“ Der dicke Wulfhagen, Bürger zu Hildesheim, der ein dreister und vermessener Mann ist, setzte hinzu: „Teufel, du sollst diesen Mariengroschen aber selbst vom Tische nehmen, damit wir dich alle sehen.“ Der böse Geist aber spottete seiner und sagte zu Gödeken: „Gieb mir einen Goldgulden, den will ich vom Tische nehmen, damit Ihr mich alle sehet, und hernach will ich hinfahren und nicht wiederkommen.“ Darauf sagte Gödeken, er habe keinen Goldgulden. „Ha, wie lügst du nun!“ antwortete der böse Geist, „hast du nicht zwei Goldgulden in der Lade liegen, die dir Niklas Rolwes zu Alfeld gegeben hat, dafür du sein und seiner Sache Fürsprecher geworden bist? Von diesen Gulden gieb mir einen, daß ich ihn meinem Mühmchen bringe, ich kann ohne das nicht bei ihr schlafen!“ Da antwortete Thomas: „Ich kann keinen von den Gulden missen.“ Spricht der böse Geist: „So gieb mir von den Thalern einen, die bei den Gulden liegen.“ „Ich habe dir ja schon gesagt,“ antwortete Thomas, „daß ich soviel Geld nicht entbehren kann, meine Einnahme ist gering; nimm den Groschen und fahre hin!“

Darnach sind noch allerlei Schwänke und Fragen vorgekommen; die Bürger, die gekommen waren, um das Teufelswerk zu sehen und Gödeken Gesellschaft zu leisten, fragten den bösen Geist viel nach den Töverschen, nach Prädikanten und nach Gottes Wort. Auch fragten sie, ob er gern bei seinem Mühmchen schliefe und wie oft er dies gethan hätte. Ich will aber des bösen Geistes Antwort auf der Bürger Frage hier nicht verzeichnen, ist aber alles bei der weltlichen Obrigkeit gezeichnet und verwahrt. Vorgemeldeter Wulfhagen, als ein kecker Mann, ging dem bösen Geiste mit den meisten Fragen zu Leibe, rückte auch dem Teufel seinen Glauben vor und sagte, daß er ein gut evangelischer Christ sei, worauf der Teufel entweder eine geschickte Antwort gab, oder bloß „Mum! mum!“ sagte. Nach langem Hin- und Herreden fährt endlich der Teufel in die Lade, auf

welcher der große Wulfhagen saß, hebt dieselbe mit dem schweren, großen Kerl in die Höhe und setzt sie dergestalt wieder nieder, daß dem Wulfhagen die Rippen davon knacken mochten. Der ward nun still, fragte den Teufel nicht mehr und ging zu Hause, der Teufel aber rief ihm nach: „Gehe hin, du Großhans, ich will dir auch schon einmal näher kommen!“

Ehe Mitternacht herankam, fragte Thomas den bösen Geist nach seinem Namen. Darauf antwortete er ganz freundlich, daß er Straußfeder heiße. Kaum aber hatte der Teufel seinen Namen genannt, als jemand im Namen Jesu zu dem Teufel sagte: „Nun fahre hin, du böser Geist, mit deiner Straußfeder und komme nicht wieder!“ Es blieb aber jedermann verborgen, von wem der Teufel in dieser Weise angeredet war, doch bewirkten die Worte, daß der böse Geist das Haus verließ, und von nun an zu Thomas Gödeken nicht wieder kam. Uebrigens hielten der böse Geist und die Wünstedtsche wieder vier Wochen lang keine Ruhe. Die Meiersche, der Wünstedtschen Widerpart, hatte, wie oben vermeldet, eine Magd, welche der böse Geist besaß, der er große Pein und Herzeleid anthat. Ferner ist oben vermeldet, daß der Rath Andreas Wünstedt und Curd Meier wieder aus dem Gefängniß lassen wollte. Aber Curd Meier wollte nicht aus dem Gefängniß gehen, sondern blieb gegen des Raths Willen darin; er wollte nicht eher frei werden, bis er, wie er oft sagte, mit der Hülfe Gottes die Wünstedtsche überführt habe, daß sie eine Töversche sei. Aber der Rath wollte die Töversche noch nicht antasten, sondern gab dem unschuldig gefangen sitzenden Mann auf, er solle binnen vierzehn Tagen den Andreas Wünstedt überführen, daß er oder der Teufel, einer Frauen Diener, ihm, dem Curd Meier, das Geld aus dem Beutel gestohlen habe, und ferner sollte er beweisen, daß Wünstedts Frau eine Töversche sei.

Die Wünstedtsche blieb derweil hoffärtig und muthwillig. Als sie einmal an zwei Bürgern, welche zusammen sprachen, vorbeiging, sagte sie lachend: „Nun, sprechet Ihr auch von der Hexe?“

Wenige Tage nach diesen vermessenen Worten war sie auf ihrem Garten im Gödißkampe und sagte zu der Kempeschen,

der alten Flibbischen ihrer Tochter, die da stand und arbeitete: „Wolltest du meiner Lehre folgen, so solltest du Ehre und Geld genug davon haben und solche saure Arbeit nicht mehr thun.“ Darauf antwortete die junge Frau und sprach: „Liebe Wünstedtsche, wenn Ihr was Gutes lehren und Geld geben könnt, so will ich das gern von Euch annehmen.“ Auf dies Wort zog die Wünstedtsche sofort den Beutel und gab der jungen Frau zwei Mariengroschen. Kaum war dies geschehen, so stand ein junger Gesell neben ihnen, der war angethan mit einem ganz grünen Kleide, hatte auch eine goldene Kette um den Hals und eine Straußfeder am Hute.

„Siehe,“ sagte die Wünstedtsche, „der wird uns Geld und Gut genug geben, komm morgen in mein Haus und gehe stracks zu mir in die „Dönsen“, dann sollst du weiteren Bescheid haben.“ Der jungen Frau aber wurde der geschlossene Handel leid, und sie erzählte alles ihrer Mutter.

Den andern Tag ging sie zu der Wünstedtschen in's Haus, Andreas stand auf der Diele und zeigte die junge Frau in die Dönse. Die junge Frau trat ein und wollte der Wünstedtschen die zwei Mariengroschen wiedergeben, aber die Wünstedtsche sagte: „Laß das, liebe Tochter, und behalte dein Geld. Siehe, der hier bei mir sitzt, soll dir nach acht Tagen noch genug dazu geben, komm, trink einmal mit diesem jungen und feinen Gesellen!“ Der aber bei ihr saß, war derselbe junge Gesell in grünem Kleide, der sich gestern auf dem Garten gezeigt hatte. Die junge Frau ließ sich bereden, trank eins, behielt die zwei Groschen und ging wieder zu ihrem Manne Niklas Kempe in's Haus.

Endlich aber konnte Gott dem Dinge nicht mehr länger zusehen und beschloß, den armen gefangenen Curd Meier zu retten und der neustädtischen Obrigkeit zu zeigen, daß die Wünstedtsche wirklich eine Hexe sei. Dies kam nun auch gar seltsam und wunderlich an den Tag.

Am Montag den 11. September war eine Hochzeit auf der Neustadt, zu welcher auch Claus Stute der Schmied mit seiner Hausfrau und seinen Töchtern geladen war. Als diese

nun alle aus dem Hause kamen, kam Stutes eigene Magd her und legte Feuer in des Nachbars Scheune an.

Als nun das Feuer angegangen war, bestahl sie ihre Frau und deren Töchter und trug die gestohlenen Kleider in der vorgemeldeten Kempeschen Haus, diese bewahrte der Diebin die Kleider in einem Sacke. Indeß wurde das Feuer bald ohne großen Schaden gelöscht, und man fragte deshalb nicht hart nach dem Mordbrenner, obwohl die Leute Verdacht auf das Weibstück hatten.

In der folgenden heiligen Kreuznacht ward aber die Diebin mit dem Sacke, der die Kleider enthielt, von dem Wächter ertappt und auf das Rathhaus geführt. Die Kleider wurden aus dem Sack geschüttet, und die Diebin bekannte; auch zeigte sie die Kempesche, welche, wie oben gemeldet, die zwei Mariengroschen von der Wünstedtschen erhalten hatte, als ihre Hehlerin an. Der Rath schickte eilig hin und ließ die Kempesche holen, und ehe diese ankam, war noch kein Wort von Zauberei vorgekommen. Da nun die Kempesche vor den Rath trat, sah sie, verblendet von ihrem ängstlichen Gemüthe, die Diebin nicht und fuhr unaufgefordert mit den Worten heraus: „Ach, jetzt will man gewiß uns armen Töverschen das Recht sprechen!“ Diesen Worten setzte sie sogleich hinzu, daß der Rath aber nun auch die Wünstedtsche holen möchte, denn von der habe sie das Hexen gelernt.

Da sandte der Rath, nachdem er an vielen Orten die Wachen aufgeboten, hin, ließ die Wünstedtsche aus ihrem Bette holen und legte sie in's Gefängniß. Das diebische Weibstück ward bloß um ihre Dieberei gefragt und dadurch befunden, daß sie das Feuer angelegt habe, um desto besser stehlen zu können.

Als man nun die Wünstedtsche peinlich verhören wollte und ihr die „Rüstung“ angelegt hatte, soll sie mit lauter Stimme gerufen haben: „Sträußchen! Sträußchen! das hast du mir nicht gelobt, daß ich geplagt werden und von Menschen Händen sterben soll!“ Und von der Stunde an soll sie in die Höhe gereckt und wieder niedergestoßen sein, daß ihr der Hals laut knackte. Die dabei standen, haben niemand gesehen, aber an ihrer Furcht und Verzagtheit wohl bemerkt, daß der Straußfeder unsichtbar zugegen

war, um das Kunststück an seinem Mühmchen auszuführen. Solch ein Ende hatte die Wünstedtsche begehrt und auch bekommen. Bewahre uns Gott in Gnaden!

Des Montags nachher, als am 25. September, wurde die todte Wünstedtsche in einen alten Sack gethan und auf einen Karren geladen, der Kopf hing ihr gräulich aus dem Sacke. Der Flibbischen ihre Tochter, des vorgemeldeten Kempes Eheweib, ward nun auch vernommen und nach gehörter Klage und Antwort zum Feuer verurtheilt und nebst der Töverschen verbrannt. Also erhielten zwei Töverschen ihren Lohn. Zu derselben Zeit und Stunde ward auch das Weibstück, welches das Feuer angelegt und gestohlen hatte, an einen Pfahl geschmiedet und todt geschmaucht. Diabolus dixerat se rem habuisse cum Wünstedtschen per decem et octo annos.

---

## 92. Historische Facta mit sagenhaften Zügen.

### a. Entstehung des goldenen Domthurmes.

Herzog Magnus von Braunschweig fiel im Jahre 1367 mit einem großen Heere und mächtigen Bundesgenossen in das Stift Hildesheim und brachte durch Plündern, Sengen und Brennen die Leute in große Noth. Da sammelte der Bischof Gerhard seine streitbaren Männer um sich und zog, auf sein Recht und die heilige Jungfrau vertrauend, muthig dem bei weitem größeren feindlichen Heere entgegen. „O seligste Jungfrau," rief der Bischof, als er an der Spitze seiner Mannen einherzog, „heute kommt es auf dich an, ob du unter einem Strohdache oder unter einem goldenen Dache wohnen willst; siegen die Feinde, so werden sie den Wohlstand der Stadt und der Kirche vernichten und wir werden nicht mehr die Mittel haben, deinen Tempel würdig zu schmücken; giebst du uns aber den Sieg, so fällt großes Gut in unsere Hände, und dann sollst du unter einem goldenen Dache wohnen!"

Als des Bischofs gerüstete Männer nun in der Gegend von Dinklar den übermächtigen Feind in seiner Siegesgewißheit jubelnd heranrücken sahen, da wurden viele verzagt, aber Ger-

hard richtete ihren Muth wieder auf und rief, indem er seinen linken Aermel schüttelte: „Leven Kerle, truret nich, hier hebbe ek noch dusend in miner Maven!“ *) Der Bischof hatte nämlich das größte Heiligthum der Stadt, das von Ludwig dem Frommen dem Dome vermachte Reliquiengefäß, in seinem Aermel.

Nach diesen Worten ihres Führers waren die Krieger gewiß, daß die Hülfe der heiligen Jungfrau mit ihnen war; gewaltig andrängend setzte das kleine Häuflein in den mächtigen Feind, und nach kurzem Kampfe bedeckten 1500 Feinde, unter ihnen viele Ritter und Edle, die Wahlstatt. Was von den Feinden noch brauchbare Beine behalten hatte, suchte sein Heil in der Flucht, und das ganze Lager fiel mit seinen großen Schätzen in die Hände der Hildesheimer. Von diesem Gute nun ließ der Bischof, seinem Gelübde getreu, das goldene Dach machen, welches noch heute den östlichen Domthurm schmückt.

## b. „Plettner wake up, de greveschopp to winsenborch de steyt los.“ **)

In der schrifft stat geschreven, dat de keyser luder de Winsenborch aff wan unde brak de borch in de grunt. so holt eyn kroneke ut wü de greve van der winsenborch by sik hadde eynen ridder ut swaven de was ut gereden un de ridder hadde eyn schon erlik wyff de wonde up dem vorwarke. dar gingk de greve hermen hen unde schaffede synen willen an der erliken fruwen dangk. De fruwe de moyde sik sere unde was drovich. do de ridder to hus kam se clagede dat dem ridder mit bedrovenisse. de ridder de wart tornich un schickede syn dingk un ging an einen morgen up de kemnade dar de greve by syner fruwen lach und stack öm mit einen swerde dot. Do sprak de fruwe (des erstochenen Grafen Hermann) wat deystu nu ik hebbe under dem gordel de dat wreken (rächen) schal unde se war schwanger. do stack he de fruwen ok dot dad blod sprangk an de muren unde me sicht dat warteken sitte dar nach. Unde de ridder gingk do van der borch unde satte sik up syn pert unde nam de fru-

*) Lieben Leute, seid unverzagt, hier habe ich noch tausend Mann in meinem Aermel.

**) Aus Bothes Croneken der sassen.

wen hinder sik up unde reyt ut dem lande. Do packede sik hodeke de geyst to dem bischopp bernde to hildessem un sede „Plettner, wake up, de greveschopp to winsenborch de steyt los.“*) de bischopp wart rede unde nam winsenborch in. also kam de keyser un gaff de greveschopp to den stichte to hildessem alse winsenborch un alvelde.

## c. Der Glockenstein bei Einum.

Als man im Winter 1590 die Cantabona bei großer Kälte unvorsichtig läutete, zersprang sie und wurde zweimal umgegossen. Der erste Guß mißglückte dem Meister, der zweite Guß gelang dem Lehrling, jedoch zu seinem Verderben. Der Meister war nämlich in Geschäftssachen nach Goslar gegangen und hatte dem Lehrling aufgetragen, zu einer bestimmten Zeit das Glockenmetall in Fluß zu bringen, er werde dann zurückkommen und einen besseren Beweis seiner Kunst geben. Der Lehrling befolgte genau des Meisters Befehle und brachte zu der verabredeten Zeit das Metall in Fluß; als dieses aber in heftiges Sieden kam und zum Gusse drängte, der Meister indeß noch immer nicht erschien, so sah sich der Lehrling genöthigt, des Meisters Arbeit zu übernehmen: er ließ das flüssige Metall in die Form brausen, und der Guß gelang über alles Erwarten vortrefflich. Hoch erfreut über diesen Erfolg läuft der Lehrling dem Meister entgegen und verkündet ihm jubelnd den gelungenen Glockenguß. Doch der Meister nahm diese Botschaft keineswegs so auf, wie der Lehrling erwartet; Zorn und Neid übermannte den Mann, und er erstach den kühnen Lehrling im Felde vor Einum. Zur Erinnerung an diese grausame That steht daselbst heute noch ein Denkstein, der Glockenstein genannt.

## d. Sagen vom Dorfe Eberholzen und der Umgegend.

1.

Den Namen Eberholzen leitet man von einem Herrn von Eberhardt ab, der Besitzer des Dorfes gewesen sein soll. Eine Sage berichtet, es seien zuletzt drei Brüder in dieser Familie

*) Erwache, Glatzkopf, die Grafschaft Winzenburg ist herrenlos.

gewesen, die zu dem Orden der Tempelherren gehört hätten. Bei der allgemeinen Verfolgung der Tempelherren sei die Familie gänzlich ausgerottet worden. — Der eine dieser Herren von Eberhardt soll im Banne verstorben und in dem steinernen Sarge (extra limites ecclesiae) begraben worden sein, welcher noch an der westlichen Seite der Kirche steht. In diesem Sarge sollen ein Degen und Todtengebeine vor nicht langer Zeit sich noch vorgefunden haben. Ein Herr von Eberhardt soll der Sage nach seine Burg nicht weit von dem Platze gehabt haben, wo jetzt die Pfarre liegt, ein anderer soll auf dem Treuenberge gewohnt haben, wo sich noch bis auf den heutigen Tag der Name **Burgstätte** erhalten hat und wirklich noch oft Grundmauersteine zum Vorschein kommen.

## 2. Sage vom Scheidebrunnen.

Nicht weit von der Burgstätte findet sich unter einer alten Linde ein Brunnen, der seit undenklichen Zeiten den Namen Scheidebrunnen geführt hat und so namentlich in einem Landverzeichnisse vom Pastor Leinemann von 1616 genannt ist. Ueber den Ursprung dieser Benennung berichtet die Sage Folgendes: Ein junger Ritter der Nachbarschaft, Namens Lobesang, entbrannte von heißer Liebe zu Isabella, der Tochter des Burgherrn vom Treuenberge, doch der alte Burgherr, mit welchem des jungen Ritters Vater in langem Zwiste lebte, trat zürnend zwischen die Liebenden und wollte ihren Bund trennen. Streng ließ er seine Tochter bewachen; allein sie fand Mittel, in mitternächtiger Stunde die Wächter zu täuschen und an der bezeichneten Linde des Geliebten zu harren und ihm in die Arme zu eilen. Von der stets so bitteren Trennung erhielt der dabei befindliche Brunnen den Namen Scheidebrunnen. — Einst ward des Morgens die holde Isabella in der Burg vermißt und vergebens überall gesucht. Nichts ward gefunden als ein Dolch und ein Schleier unter der Linde am Scheidebrunnen.

Eine andere Sage berichtet, es habe sich einst der Ritter in Verzweiflung selbst erdolcht, weil er vergebens der Geliebten geharrt, und als sie ihn in seinem Blute gefunden, habe sie denselben Dolch sich auch in's Herz gestoßen.

### 3. Sage von einem ausgegangenen Dorfe in der Umgegend.

Zwischen Eberholzen und Sibbesse soll ein Dorf Namens Abbensen gestanden haben, und noch jetzt heißt der Ort in Abbensen. Es sind jetzt sumpfige Wiesen in dieser Gegend. Man bezeichnet noch den Versammlungsplatz der dortigen Einwohner mit der Benennung „auf dem Thie." Die Sage berichtet, das Dorf sei in Kriegszeiten zertrümmert worden; es ist jedoch unbekannt, wann solches geschehen. Im dreißigjährigen Kriege kann es, den vorhandenen Nachrichten zufolge, nicht mehr gestanden haben.

### 4. Die frühere Lage des Dorfes Eberholzen.

Es geht eine allgemeine Sage, das Dorf habe früher mehr nördlich nach Eitzum zu gelegen. Es wird dies aus Folgendem wahrscheinlich. Die Höfe und Häuser oben im Dorfe stehen sämmtlich auf dem Ackerlande; man hat noch einen Mühlstein unterhalb des Dorfes gefunden, welchen noch jetzt der Ackermann Arve vor seinem Hause hat. Ob diese Verlegung der Höfe nach einem Brande oder nach Kriegsverheerungen geschehen sei, ist durchaus unbekannt. Die Sage berichtet, die Bewohner hätten der Kirche näher wohnen wollen und hätten sich deshalb weiter oben nach Süden hin angebaut.

### 5. Sage vom neuen Kirchhofe.

Unten im Dorfe befindet sich eine Stelle, welche der neue Kirchhof heißt. Der Sage nach soll hier früher eine Capelle gestanden haben; auch hat man wirklich vor etwa sechsundfünfzig Jahren an dieser Stelle ein Stück von einer Glocke gefunden. Spuren von Gräbern finden sich indeß an diesem Orte nicht vor. Kirchhof scheint also nur in eigentlichem Sinne als der Platz um die Kirche verstanden werden zu müssen.

Die ersten Protestanten sollen in der hier gestandenen Capelle ihren Gottesdienst gehalten haben, indem sie vorher nach Wrisbergholzen in die Kirche gegangen wären, auch dort ihre Todten beerdigt und einem noch vorhandenen Wege dahin die Benennung Leichweg gegeben haben, welche derselbe noch heu-

tiges Tages führt. Schriftliche Nachrichten finden sich darüber nicht vor; nur soviel ist bekannt, daß schon um 1616 diese Stelle jenen Namen geführt hat.

## 93. Todtenberg.

Wenn man von Bodenburg nach Lamspringe geht, muß man über den Todtenberg. Den Namen führt der Berg von den Riesen, welche an seinem Abhange begraben liegen. Noch heute sieht man dort die ungeheuren Grabhügel, und unterscheidet leicht die der Riesenkinder von denen der erwachsenen Riesen. — Der Ort ist nicht geheuer.

## 94. Lamspringe.

Der Ort Lamspringe führt seinen Namen vom Lämmchenspring oder Lämmchenborn. Dieser Born öffnete sich durch die Wunderkraft des Gebetes. Vor uralten Zeiten nämlich stand auf der Stelle, wo später das Lamspringer Mönchskloster erbaut wurde, ein Nonnenkloster. Einst kamen dort die frommen Schwestern in große Noth, weil in Folge anhaltender Dürre alle Brunnen versiegt waren, und weder für Thiere noch Menschen das hinreichende Wasser beschafft werden konnte. Diese Noth schnitt einer Schwester recht tief durch die Seele, als sie, im Klostergarten lustwandelnd, sehen mußte, wie alles durch die anhaltende Dürre erstorben und verdorrt war; sie warf sich auf die Kniee nieder und flehte im inbrünstigen Gebete zu Gott, der Noth gnädig ein Ende zu machen und das ihm geweihte Haus mit Wasser zu versorgen. Kaum hatte die Nonne das Gebet vollendet und sich gestärkt erhoben, als ihr Blick auf ein Lämmchen fiel, das sie aufgezogen hatte, und welches ihr wie ein Hündlein überall hin zu folgen pflegte. Das Lämmchen scharrte eifrig den Boden, und plötzlich entsprang der Stelle, wo das Lämmchen gescharrt hatte, ein kräftiger, klarer Quell. Da war der Noth für immer ein Ende, und noch bis auf den heutigen Tag sprudelt dort der Quell als Ursprung des Flüßchens, welches den Namen Lamme führt. Zum ewigen Gedenken des Wunders ward der Brunnen überwölbt, und das Bild des

Lämmchens, durch welches das Wunder geschehen war, ziert noch heute einen der bemoosten Steine des Brunnens.

## 95. Der Glockenborn bei Freden.

Der Klöppel in der Glocke darf nicht anders als mit bloßer Hand aufgehalten werden. Den Glauben wollte ein vermessener Läuter (Glöckner) in Freden einst zum Spott machen und den Klöppel mit einem Handschuh an der Hand aufhalten. Aber kaum war der Klöppel von dem Handschuh berührt, als sich die ganze Glocke von dem Glockenstuhl löste, durch das Schallloch flog und sich nach einer langen Fahrt durch die Luft auf einer Wiese niederließ. Die offene Seite der nach und nach im Wiesengrunde versinkenden Glocke war nach oben gekehrt, und bildet noch heute einen stets offenen Brunnen. Daher heißt die Wiese die Glockenbornswiese.

## 96. Hülfersberg bei Sarstedt.

Dotemalen, as dei drüttigjährige Krieg maket weren solle, güngen dei katholischen Zoldaten tauirst na Hilmeßen un wollen dat ganze Nest in Klumpen scheiten, wenn se nich uphören wollen luthersch tau wieren. Doch dei Hilmschen Börgers wören sau klauk, as en Minsche, und dachten, bange maken gelt nich, wenn ok dei Dübel sülvst kumt. Sau dachte dei General Pappenheim, holt, dachte hei, hier gift et wat up de Lappen, most maken, dat du füdder kumst, denn dei Hilmschen Börgers, dachte hei, fackelt nich. Sau was et nu gut, hei harre hürt, dat ok in Sastie (Sarstedt) dei Lüde alle luthersch würen, un sau dachte hei denn, teuf, de schült nu mal hotte hüren. Nu tog hei mit sienen Zoldaten up Sastie los un eine vertel Stunne darvorre, boben up einen Barge, make hei Halt. Sau schicke hei nu sienen Adjutanten in dei Stadt un leit den Sastie'schen Borgemester seggen, dat hei da würe, un entweder schöllen se seck ergieben un katholsch wieren oder se schöllen starben. Dat is starken Toback, dachte dei Borgemester, un würe balle vor Angst int Museloch kropen. Düt was gerade am 12. März.

Doch fate dei Borgemester en Harte, wo hei keint harre, gaf seck in siener Angst up de Strümpe un leit den ganzen Urt tehope blasen. „Wat is hier tau maken," segt hei, „wenn wie üsch widersettet, sau drücket üsch dei Zoldaten in eine Wost." Sau ist denn dei Pastor ok da, un as dei dat hürt, segt hei, „wie müget den Dübel verloren sin, Quackelsputzen sind Quackelsputzen, wenn de Noth an größten, is de Hülpe am nächsten. Et fallt mek wat in: hüte, am 12. März, is de Gregorsdag, ik will mek en lang witt Hemd obersmieten un da schüllt luter Mützenbänder anbunnen weren, in der rechten Hand hole ek einen blanken Degen un da stäke ek 'ne Citrone up, denn seie eck ut, as de Papst Gregor utsein hett. Dei ganzen Schaulkinder süllt seck ok en witt Hemd obertein un jeder en bunte Fahne in der Hand holen, „sau willt wi denn nahn General trecken." „Dei Slag gift Oellig," segget se alle, un in Tiet von tein Minuten was alles klipp un klar. Dei Pastor tog mit den ganzen Kinnern los un sungen den lutherschen Gesang: „Ein' feste Burg ist unser Gott" — un die Klocken moßten datau lut weren. As dei General den Zug von wieen kumen sagg, make hei en langen Hals un dachte: Dübel, dachte hei, watt schall den dat? Se tügen nu na den General, dei up einen hogen Kippel stund, un süngen ühme den ganzen Gesang vor. De Pastor segt nu den General, hei schüll doch de Sastie'schen gewiehren laten, dei härren ühne ja noch nichts dahn; un was wat te danne, dei General kummandiere sienen ganzen Zoldaten, se schöllen man wier na Hus gahn. Jetzt tog dei Zug wier nah Sastie un süngen den Gesang: „Nun danket alle Gott." As se wier kumet, fregt dei Borgemester, no, wü süht et ut? Dei Pastor vertellt nu dei ganze Geschichte. As hei damit fertig is, segt dei Pastor: „Hört mal, dei Barg, wo üsch hulpen is, schall nu Hülpersbarg hetten, und den twölften März willt wie taun Fierdage maken." Damie was alles inverstahn. Noch hüte werd de twölfte März fiert, denn tüt de Schaulmester mit den Kinnern in allen Stratens um; ein Junge hett en witt Hemd anne, mit Mützenbändern besettet, un helt den Degen, wu 'ne Citrone up steckt, in der Hand, dei anderen Jungens hebbet alle bunte Fahnen un singet

dei Gesänge: „Ein' feste Burg“ un „Nun danket alle Gott“. Davor lett de Schaulmester Speck un Eier sammeln. Jetzunder teiet se ok hen nah Giften un Barnten, weil dei nar Sarstieschen Karken hört, un sammelt sek ok Speck un Eire. Dei Kippel up den Hülpersberge aber, wu Pappenheim stahn hett, werd dei Kipphant nennt, un da is taun Andenken en Bohm upplantet, dei hütigen Dag noch da steit.

---

## 97. Pappenheims Lager.

Auf der höchsten Spitze des Galgenberges bei Hildesheim erkennt man noch heute den Ort, wo Pappenheims Lagerzelt stand. Von dort aus flogen die Kugeln in die Stadt, von welchen die eine den Thurm der Godehardikirche traf.

---

## 98. Brunnentrog im Beelter Felde.

Zwischen den Dörfern Giesen und Emmerke lag bis auf die Zeit des dreißigjährigen Krieges das Dorf Beelte. Da brachen brennend und sengend die wilden Schaaren des Feindes in's Land und stürzten sich raubgierig auf das reiche Dorf, über welchem sie bald den rothen Hahn hinfliegen ließen. Die unglücklichen Einwohner suchten zu löschen und eilten nach dem Hofe des Bauermeisters, wo der einzige Brunnen des Dorfes sein Wasser in einen steinernen Trog ergoß. Die grausamen Soldaten aber hatten sich am Brunnen aufgestellt, verhinderten die Leute am Wasserschöpfen und erschlugen den Bauermeister, als dieser die Bösewichter bei Gott und allen Heiligen mahnte, von ihrem bösen Thun abzulassen. Doch gleich darauf ereilte sie die Strafe, denn kaum hatte sich das Blut des Erschlagenen mit dem Wasser des Brunnens gemischt, als dieser wild aufwallte und einen wüthenden Strom blutigen Wassers über die Mörder ergoß. Nichts konnte dem Strome widerstehen, er fegte die ganze Kriegerschaar vor sich her und überwallte sie so lange mit seinen blutigen Wogen, bis alle den verdienten Tod gefunden hatten. — Das Dorf brannte nieder, und es blieb keine Spur von ihm als der steinerne Brunnentrog. Die dem Tode ent-

gangenen Bewohner siedelten sich in den Nachbardörfern Giesen und Emmerke an und bebauten von da aus das „Beelter Feld“. Länger als ein Jahrhundert schon hatte der Brunnentrog als ein Wahrzeichen auf der blutgetränkten Stätte im Beelter Felde gestanden, als ein Bauer in Emmerke dachte: Was soll der Trog da im freien Felde stehen, den kannst du dir zu einer Viehtränke auf den Hof holen, denn es ist herrenloses Gut. — Gedacht, gethan. Der Bauer macht sich an einem Wintertage mit seinen Knechten auf und führt den durch ein Wunder geheiligten Trog auf seinen Hof. Dort hat er aber nicht lange gestanden, denn kaum hatte nachts um Zwölf die Uhr zum Schlagen ausgehoben, als ein Lärm durch Haus und Hof tobte, als ob die wilde Jagd hindurchzöge. Die Pferde wollen die Wände einschlagen, die Kühe die Ketten zerreißen, und selbst die Hühner auf dem Wiemen flattern und gackern, als ob der „Ilk“ dazwischen gefahren wäre; und so wie in dieser Nacht, ging's auch während der folgenden. Da merkte der Bauer wohl, daß er Unrecht gethan hatte, sich an dem Wahrzeichen zu vergreifen, lud den Trog wieder auf und brachte ihn wieder an seinen alten Platz. Seitdem hatte der Bauer Ruhe im Hause. Und wieder verging ein Jahrhundert, ohne daß sich jemand an dem Troge vergriff, bis endlich die alles umkehrende neue Zeit mit ihren Verkoppelungen und ihren Geometern kam; diese meinten, der Trog stände da nur unnütz im Wege, ließen ihn zerschlagen und zur Wegbesserung verwenden.

---

## 99. Krippe bei Freden.

Da, wo die Groß-Fredener Feldmark anfängt, nicht weit vom Dorfe, liegt der „Kreuzesstein“ und neben ihm eine kleine, steinerne Krippe. Beide haben schon seit undenklichen Zeiten hier gelegen und werden dort auch wohl liegen bleiben, denn es ist noch niemand gut gegangen, wenn er wagte, sich an dem Stein oder der Krippe zu vergreifen. Das Wasser, welches sich in der Krippe sammelt, hat wunderbare Heilkraft. Wer irgend ein Leiden am Körper hat, gehe nur drei Freitage nach einander stillschweigend und vor Sonnenaufgang zur Krippe und wasche

den kranken Körper mit dem heilkräftigen Wasser, er wird es nicht bereuen. — Einst sah ein Mann von einem Nachbardorfe die Krippe und dachte bei sich: Die liegt hier doch nur unnütz, die steht besser auf deinem Hofe, es fehlt dir so an einem Schweinetroge. Der Mann nahm die Krippe mit. Aber was geschah? Kaum hatte er sie im Hofe, so wurde das Schwein krank, welches aus der Krippe fressen sollte. Auch die Kinder kränkelten im Hause, und über die Frau kam eine seltsame Unruhe. Da ging dem Manne ein Licht auf, er bereute seine That, brachte die Krippe wieder an ihren Ort, und als er heimkam, traf er Menschen und Vieh gesund und fröhlich wieder an.

---

## 100. Nobiskrug.

Zwischen Emmerke und Elze liegt der Nobiskrug. Dies Wirthshaus hat seinen Namen von dem grammatischen Schnitzer, welchen eine früher über der Hausthür angebrachte Inschrift enthielt. Dieselbe lautete nämlich: „Si Deus pro nobis, quis contra nobis.“

---

## 101. Liebe errettet vom Galgen.

Wer Vater und Mutter nicht folgen will, der muß dem Kalbfell folgen, das ist ein Sprichwort, aber auch ein „Wahrwort“. Einem jungen, hübschen Kaufmannssohne in Hildesheim war es nicht an der Wiege gesungen, daß er einst zweierlei Tuch tragen und als gemeiner Soldat das Gewehr schultern sollte. Von Herzen war er auch nicht schlecht, aber böse Buben hatten ihn zu Spiel und Trunk verführt, so daß er das Seinige durchbrachte und ein Nagel zu seiner Eltern Sarge wurde. Da kam „Reuling“ bei ihm zu spät, er wußte nicht aus noch ein und ließ sich aus Verzweiflung anwerben.

Dazumal war es aber ein weit schlimmeres Ding, Soldat zu sein, als heutzutage, wo es eine Ehre ist. Spießruthen, Galgen und Rad waren noch Mode, und an die Prügel war man so gewöhnt, wie an's Kommisbrod. Dennoch ging's mit unserem Windhans eine Zeitlang recht gut, und schon stand er,

da er fertig lesen und schreiben konnte, zum Corporal, als sein Leichtsinn wieder über ihn kam und ihn zu Spiel und Trunk verführte. Wen aber der Teufel erst bei einem Haar gefaßt hat, den hat er auch bald bei Rock und Kamisol; es dauerte nicht lange, so wurde aus dem Spieler ein Dieb, er stahl seinem Unteroffizier eine Uhr, aber das kam aus, und der Dieb wurde zum Galgen verurtheilt.

Als man nun das von Gott und Menschen verlassene junge Blut zum Galgenberge hinausführte und der Zug eben beim Immengarten angekommen war, erhob sich auf einmal ein großes Geschrei und Jubiliren, und eine schöne Jungfer in weißem Kleide und mit einem grünen Kranze auf dem Kopfe fiel vor dem zugführenden Hauptmann nieder und erbat sich den Sünder, um den ihr schon lange heimlich das Herz geblutet hatte, zum Ehemann. Da ward nach dem damaligen Recht ihr Wille erfüllt, und der Delinquent bestieg statt der Galgenleiter das Hochzeitbett. Auch ist er nachher ein guter Mensch geworden, denn seine Frau, der er sein Leben zu verdanken hatte, hielt ihn in guter Zucht.

Wohl dem, der ein tugendsames Weib hat, sagt Jesus Sirach.

---

## 102. Teufelsspur.

Durch die Feldmark der Dorfschaft Sorsum läuft eine unfruchtbare Steingalle. Sie bezeichnet den Weg, auf welchem einst der Teufel einen Meineidigen fort und in den Escherder Berg schleifte. Niemals kommen Früchte auf diesem Teufelswege fort.

---

## 103. Das beherzte Mädchen.

In einer Spinnstube auf einem Dorfe bei Hildesheim kam unter den versammelten Burschen und Mädchen die Rede auf Dreistigkeit, und einer meinte, so dreist sei wohl niemand, daß er jetzt zur Nachtzeit es wage, allein in die Kirche oder in den Kirchthurm zu gehen. Da sagte eine junge, hübsche Cantormagd, das wäre ihr nur ein Spaß; wenn man wetten wolle, so würde sie sogleich auf den Kirchthurm gehen und zum Wahrzeichen, daß sie oben sei, dreimal mit der Glocke anschlagen. Das ging man

ein und wettete ein Faß Bier. — Das Mädchen macht sich mit einer Laterne und mit dem Schlüssel auf den Weg, besteigt den Thurm und bald hört man richtig die verabredeten drei Glockenschläge. Lange aber dauerte es auch nicht, so stürzt die Cantormagd bleich und blutend in's Haus und bricht auf der Schwelle ohnmächtig zusammen. Als sie aus ihrer Ohnmacht erwacht und zu Bett gebracht war, konnte sie nur mit schwacher Stimme erzählen, daß beim Hinaufgehen und Hinuntergehen alles gut gegangen sei, als sie aber eben wieder die Thurmthür in der Hand gehabt hätte, um in's Freie zu treten, habe sie noch einmal hinter sich geblickt und einen großen schwarzen Hund mit feurigen Augen gesehen, dann sei die Thür hinter ihr rasch und fest zugefallen und habe ihr vom linken Fuß den Hacken (die Ferse) weggeschlagen. Weiter sprach die Magd nichts mehr und starb am dritten Tage nachher. Das verwettete Faß Bier wurde bei ihrem Begräbniß ausgetrunken. Man soll nicht vermessen sein.

## 104. Der Elsterschwanz.

Als sich Burschen und Mädchen einst in einer Spinnstube Räthsel aufgaben, that sich mit einem Male die Thüre auf, und ein kohlschwarzer Mann fragte drohend: „Was ist das grünste?" Keiner antwortete im Todesschrecken, endlich erhob sich ein in der Wiege liegendes Kind und rief: „Der Elsterschwanz!" Da verschwand der Mann. Das Kind war noch kein Jahr alt.

## 105. Unsagbar.

Ein beherzter Bursche vermaß sich in einer Spinnstube, er wolle nachts zwischen 12 und 1 Uhr auf den Kirchhof gehen und von des letztverstorbenen Pastors Grabe eine weiße Rose brechen. Er that es und kam auch bald mit der weißen Rose nach athemlosem Lauf wieder in's Haus. Gefragt, warum er so erschrocken sei und was er gesehen habe, antwortete er, das könne und dürfe er nicht sagen, und wenn er noch hundert Jahre alt würde. Auch hat er nie gesagt, was er gesehen, ist ein ganz stiller und in sich gekehrter Mensch geworden und unbeweibt verstorben.

## 106. Donnersberg.

Als zu Derneburg noch Nonnen waren, hielt über dem Kloster einst drei Tage lang ein furchtbares Gewitter. Da zogen die Nonnen auf eine benachbarte Höhe, um Gott um Schonung für das Kloster zu bitten; aber kaum waren sie auf der Höhe, so fuhr ein Blitz herab und tödtete eine der Nonnen, welche eine heimliche Sünderin war. Dann verzog sich das Gewitter. Die Höhe heißt noch heute der Donnersberg, und eine dort in Stein abgebildete Nonne dient als Wahrzeichen des Gottesgerichts.

---

## 107. Fastenlaken.

Zu den Merkwürdigkeiten und kostbaren Denkmalen alter Kunst, welche der Dom zu Hildesheim bewahrt, gehört auch die kunstvoll gearbeitete steinerne Gitterwand vor dem hohen Chor. Während der vierzigtägigen Fasten hängt vor dieser Gitterwand ein oben an dem Deckengewölbe befestigtes, auffallend großes Drell-Laken, an welches sich folgende Sage knüpft (vergl. über die Gitterwand und die Sage Dr. J. M. Krätz, Der Dom zu Hildesheim, Bd. 2, S. 223—236. Auch in Magdeburg wird ein an einem dortigen Hause angebrachter Pferdekopf durch eine ähnliche Sage erklärt):

Zu Köln am Rhein verstarb eine Frau und wurde im Familiengewölbe beigesetzt. Die Frau aber war nur scheintodt gewesen, das offenbarte sich, als der Todtengräber die vermeintliche Leiche berauben und ihr die Ringe von den Fingern ziehen wollte. Darüber erwachte die Scheintodte, erhob sich zum Todesschrecken des Räubers in ihrem Sarge und rief nach Hülfe. Die blieb auch nicht aus, und bald verbreitete sich in der Stadt das Gerücht, daß die Frau vom Tode erstanden sei. — Als man nun dem hinterbliebenen Ehemann die wunderbare Nachricht überbrachte und ihm anzeigte, daß seine Frau bald wieder nach Hause zurückkehren werde, meinte dieser ungläubig, eher würden seine im Stalle stehenden Pferde den Hausboden erklettern. Kaum aber hatte der Mann so gesprochen, so kamen die Pferde aus dem Stalle und erkletterten die Treppen bis zum Boden; bald

darauf kam auch die todtgeglaubte Frau. Zum ewigen Wahrzeichen dieser wunderbaren Begebenheit findet sich noch heute am Giebel jenes Hauses in Köln ein steinerner Pferdekopf. — Die Frau lebte nachher noch sieben Jahre, hat aber nie wieder gelacht, sondern stets geweint und während dieser Zeit das Garn zu jenem Fastenlaken gesponnen, welches sie dem Hildesheimer Dom vermachte.

## 108. Judenkopf.

Zu den Wahrzeichen der Stadt Hildesheim gehört der schnappende Judenkopf über der Uhr des Rathhausthurmes Dieser Kopf sitzt dort zum Andenken an einen Juden, welcher die Stadt verrathen wollte, jedoch an seinem bösen Vorhaben gehindert und auf dem Rathhause eingekerkert wurde. Dort ließ man ihn in seinem Gefängniß Hungers sterben. — Früher zeigte man auch auf dem Rathhause ein Brett, welches das Luftloch eines Kerkers schloß; das Brett war auswendig mit einem wohlgestalteten Judenkopf bemalt, auf der nach dem Kerker zugewandten Seite aber zeigte es das gräßlich verzerrte Gesicht des verhungerten Juden.






## 1. Der Mullkönig.

Es war einmal ein reicher Kaufmann, der verlor sein ganzes Vermögen beim Indigohandel und behielt kaum so viel, daß er für seine Frau und seine Tochter, welche das schönste Mädchen in der Stadt war, das tägliche Brod kaufen konnte.

Da hätten nun die armen Leute vor Hunger und Kummer vergehen können, aber in den alten Zeiten waren die Leute noch vernünftiger als heutzutage, und dachten: Arbeit schändet nicht; darum half der Kaufmann seinen reichen Collegen in der Schreibstube bei den Büchern, seine Frau ging aus Waschen, und auch die Tochter nahm allerlei vor die Hand, wodurch auf redliche Weise Geld gewonnen werden konnte. So ging denn das Mädchen auch in der Frühsommerszeit einmal in den Ziegenberg, um Erdbeeren zu pflücken, die auf dem Markte immer ihre Abnehmer finden.

Als die Kaufmannstochter nun so mutterseelenallein im Walde die fleißigen Hände rührte, raschelte es auf einmal durch das dürre Laub, und ein seltsames Thier kroch ihr entgegen. Das Mädchen that einen lauten Schrei, denn es dachte, das bunte Thier wäre eine giftige Eidechse oder eine Otter, und — als das Thier nun erst seinen Mund aufthat und rief: „Fürchte dich nicht, Kind Gottes, ich thue dir nichts!" da hätte das

erschrockene Mädchen vor dem sprechenden Thiere gern davon laufen mögen, aber seine Füße waren wie in den Boden gewurzelt, es mußte schon still stehen und konnte seine Augen nicht von dem Thiere abwenden. Das sprechende Thier sah nun wirklich auch gar nicht so schlimm aus, es war so groß und so glatt wie ein großer Frosch, seine Haut spiegelte in allen Regenbogenfarben, und auf dem Kopfe hatte es einen blutrothen Kamm, der wie eine Krone gestaltet war. Auch blickte das Thier mit so klugen, verständigen Augen zu der Kaufmannstochter auf, daß diese nach und nach Muth gewann und ruhig anhörte, was ihr das Thier auseinandersetzte.

„Ich bin der Mullkönig," hob das Thier wieder an, „ich weiß, daß du eine gute Tochter bist und deinen Eltern gern aufhelfen möchtest, darum will ich dich glücklich machen. Nur mußt du mir dagegen einen kleinen Gefallen thun."

„Wenn das, was du verlangst, nicht gegen Gottes Gebot ist," antwortete die fromme Jungfer jetzt ganz dreist, „so will ich dir gern einen Gefallen thun."

„Nun gut," antwortete der Mullkönig, „so beiß mir den Kopf ab."

„Ach um des Himmels willen, da verlangst du zu viel," rief das Mädchen, „denn erstens kann ich kein unschuldiges Thier todt machen, und zweitens, lieber Mullkönig, mußt du es mir nicht übel nehmen, wenn ich dich nicht in den Mund nehmen mag; du bist zwar gar nicht so häßlich, aber doch glatt und kalt wie ein Frosch. Du willst auch wohl nur mit mir armen Mädchen Spott treiben, denn wenn ich dir den Kopf abbisse, wärst du ja todt!"

„Was ich verlange, ist mein vollkommener Ernst," antwortete der Mullkönig und bot alles auf, um die Ungläubige zu überreden; er wolle ihr zeigen, was noch kein Mensch gesehen habe, goldene und silberne Kleider solle sie haben, besser als die reichste Prinzessin, und Geld und Gut für ihre Eltern so viel, daß sie ein ganzes Königreich dafür kaufen könnten.

„Adieu, Mullkönig!" sagte das Mädchen, als das Thier ausgeredet hatte, „nun sehe ich erst recht, daß du mich zum

besten hast, denn wie willst du mir etwas zeigen oder etwas schenken können, wenn du keinen Kopf mehr hast?"

„Ach, der Glaube wird immer geringer in der Welt", sagte der Mullkönig und kroch betrübt wieder unter das Laub.

Dem Mädchen wurde es jetzt doch recht grausig, es nahm hastig seinen Korb und wollte mit eiligen Schritten davon. „Halt, noch ein Wort!" rief der unsichtbare Mullkönig, „es könnte eine Zeit kommen, und die ist gewiß viel näher, als du denkst, in welcher du meinen Worten mehr vertrauest, dann komm wieder auf diese Stelle und rufe in den Wald:

„Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull!"

Was das Thier sonst noch sagte, hörte das Mädchen nicht mehr, denn sie lief wie gejagt durch den Wald und rastete erst, als sie den Waldsaum erreicht hatte. Was ihr aber das Thier gesagt hatte, konnte sie nimmermehr vergessen, denn auf dem ganzen Wege bis zur Stadt hin pfiffen alle Vögel, quackten alle Frösche, brüllten alle Kühe und bellten alle Hunde:

Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull!

Als die Tochter nun endlich zu Hause angekommen war, wurde es ihr von alledem so wunderbar zu Muthe, daß sie ganz krank wurde und sich zu Bett legen mußte. Das fehlte nun noch. Im Hause war so schon große Noth, denn während die Tochter auf's Erdbeersuchen ausgegangen war, hatte ein Unglück über das andere die Eltern getroffen. Die Mutter war beim Wäscheaufhängen von einer giftigen Fliege gestochen worden, so daß sie mit einem schlimmen Arme von der Arbeit hatte zu Hause gehen müssen. Noch schlimmer stand es um den Vater, der wußte vor Angst nicht, was er anfangen sollte, denn als er in seine Kammer kam, wo er wichtige Kaufmannsbücher aufbewahrt hatte, die er für andere Kaufleute nachsehen sollte, fand er statt der Bücher nur einen Haufen Staub, in welchem große schwarze Würmer wimmelten. Noch vor einer Stunde hatte der Vater die Bücher heil und ganz in der Hand gehabt, und nun waren sie von den Würmern rein zerfressen.

Ueberhaupt war es, als ob auf einmal alles Ungeziefer sich gegen die armen Leute verschworen hätte: Mäuse und Ratten kamen schaarenweise in's Haus, fraßen das Brod aus dem Schranke und die Erdbeeren, welche die Tochter eben erst aus der Hand gelegt hatte, benagten die Kleider und ließen sich lieber todtmachen als fortjagen.

Auch die Tochter konnte nicht im Bette bleiben, wenn sie sich nicht von Mäusen und Ratten benagen, von Fliegen und Mücken zerstechen lassen wollte. Da merkte die kluge Jungfer nun wohl, daß der Mullkönig ihr und ihren armen Eltern diesen Streich spielte, weil sie seinen Wunsch nicht hatte erfüllen wollen. Sie bekam nun einen rechten Aerger auf das garstige, rachsüchtige Thier und hätte ihm jetzt mit Vergnügen den Kopf für seine Bosheit abbeißen können. Warte, dachte sie, du schändliches Thier, du bist werth, daß ich dir deinen Wunsch erfülle, weil du uns so plagst; wenn du erst keinen Kopf mehr hast, sollst du es wohl lassen, deinem Ungeziefer Befehl zu geben, uns zu peinigen.

Mit diesem Gedanken lief das Mädchen aus dem Unglückshause wieder fort und dem Walde zu.

Hatten nun vorher schon alle Thiere laut geschrieen:

Mull! Mull! Mull!
Min Herte ist vull,

so schrieen sie jetzt den Spruch so laut, daß Himmel und Erde dröhnten, und da es Abend wurde, ließen auch die Nachteulen und Wölfe ihre schrecklichen Stimmen hören. Nun wurde es dem Mädchen doch wieder recht angst um's Herz, und schon wollte es umkehren, als auf einmal alles todtenstill wurde und nur ein wunderschöner goldener Vogel vor dem Mädchen aufflog und den Spruch so schön und lockend sang, daß das Mädchen ganz Ohr wurde und still stand. Schöner und schöner sang der goldene Vogel seinen Spruch, flatterte vor dem Mädchen her von Baum zu Baum, und das Mädchen mußte dem schönen Gesange folgen, es mochte wollen oder nicht. Als es nun der Vogel zu der Stelle hingelockt hatte, wo der Mullkönig erscheinen wollte, schwieg er still und flog auf einen hohen Baum; sein

Gefieder leuchtete von dem Baume herab wie eine große Sonne und erhellte den Abend, der schon dämmerig heraufzog.

„Mull! Mull! Mull!
Min Herte is vull,“

rief jetzt die schöne Kaufmannstochter, und kaum hatte sie den Spruch gesprochen, als der Mullkönig zu ihren Füßen aus dem Laube hervorkroch. „Ei, ei, schon wieder da, mein Kind,“ sagte der Mullkönig und lachte höhnisch, „hast du vielleicht doch noch Appetit nach meinem kalten, glatten Kopfe bekommen?“ Da wurde das Mädchen erst recht bitter und böse über den falschen Spötter, packte das häßliche, glatte Thier herzhaft an, drückte die Augen fest zu, steckte den Kopf, an welchem sie den rothen Kamm deutlich fühlte, in den Mund und — krach! — war der Kopf abgebissen und auf die Erde gespieen.

Noch schaudernd machte die schöne Jungfer ihre Augen wieder auf, aber was sah sie nun? Vor ihr kniete ein wunderschöner Jüngling mit langen, goldenen Locken, hielt ihr eine goldene Krone entgegen und sprach:

„De Kopp was mine,
De Krone is dine!“

Der goldene Vogel flötete dieselben Worte wie eine Orgel von dem Baume herab, und von allen Seiten tönte es mit Posaunen und Waldhörnern aus dem Walde zurück:

De Kopp was mine,
De Krone is dine!

Da brachen lange Züge von goldgeschmückten Jägern, Rittern und Damen durch das Gebüsch und riefen: „Vivat hoch! Es lebe unser König und unsere Königin!“

Der Jüngling aber nahm das verwunderte Mädchen recht fest in seine Arme und sprach: „Siehe, ich bin ein mächtiger König, du hast von mir und meinen Leuten dort, welche Thiere waren wie ich, den schrecklichen Zauber genommen; dafür sollst du meine Frau werden und Königin sein; komm, küsse mich!“ Ei, dachte das Mädchen, dem hübschen König einen Kuß geben, ist lange nicht so schlimm, als einem Mullkönig den Kopf abbeißen, und gab dem vornehmen Bräutigam einen herzhaften

Kuß. — Rumdididum! Terrätätä! ging's jetzt mit Musik und Gesang der Stadt zu, wo die armen Eltern in einer goldenen Kutsche abgeholt wurden, um auch mit auf das königliche Schloß zu ziehen. Hier lebten sie alle zusammen noch viele, viele Jahre in Glück und Eintracht.

## 2. Der kluge Schäfer.

In uralten Zeiten hütete einmal da, wo jetzt die alte Karthause steht, ein Schäfer Namens Bruns. Da fielen die Heiden in das Land mit Brennen und Sengen, nahmen dem Schäfer seine Schafe und schleppten ihn selbst in die Gefangenschaft. Der Heidenkönig aber fand an dem Bruns, der nicht wie andere Schäfer faul, sondern ein schmucker, gescheidter Bursche war, Gefallen und machte ihn zu seinem Jagdjunker, und da der Name Bruns dem prunkenden Heidenkönig nicht vornehm genug war, so nannte er seinen neuen Jagdjunker von nun an Bruno.

Nun lebte Bruns herrlich und in Freuden, und machte es ihm keinen Kummer mehr, daß er um seine Schafe gekommen war, hatte er doch jetzt statt seines weißen, „schlumprichten“ Schäferrockes ein grünes, goldbetreßtes Röckchen an und Geld und Gut vollauf.

Der König gewann den neuen Jagdjunker von Tag zu Tag lieber und machte ihn, zum großen Aerger der übrigen neidischen Hofleute, gar zum Kanzler. Darüber wollte besonders der Oberjägermeister vor Wuth platzen, weil er, wie er meinte, viel näher zu dieser Stelle gestanden habe, und versuchte alle Mittel, den „Schäferknecht“, wie er ihn nannte, zu verderben. Aber alle schlimme Nachreden, welche der böse Mann beim Könıg vorbrachte, waren ihm nur selbst zum Schaden; der König glaubte nicht daran und sagte: „Oberjägermeister, du bist ein Neidhammel, schweig mir hinfüro ja von dem Bruno still, sonst flichtst du dir bei mir einen bösen Sessel.“

Bruns verstand es auch am besten, dem König mit Rath und That an die Hand zu gehen, denn wenn auch die Schäfer in der Regel unbeschreiblich faul sind, so fehlt es ihnen, wie aller Welt bekannt, nicht an Pfiffigkeit und mancherlei Künsten,

die ihnen nicht jeder nachmacht. Auch ein lustiger Springinsfeld war der Bruns und konnte den König in trüben Stunden aufheitern und vom Weinen zum Lachen bringen.

Der König hatte aber auch einen Lustigmacher vor allen Dingen nöthig, denn auf seinem Herzen lag ein schwerer, schwerer Kummer; er hatte nämlich keine Kinder, sein einziger Sohn war im Kriege geblieben, und — mit seiner einzigen Tochter stand es noch viel schlimmer, davon mochte man gar nicht gern sprechen. Die Prinzessin war nämlich ohne ihr Verschulden eine schreckliche Landplage geworden. Sie war schöner gewesen, als irgend ein Frauenzimmer auf der Welt, und hatte neben vielen anderen auch die Augen eines mächtigen, häßlichen Zauberers auf sich gezogen. Als der nun um sie freite, wies ihn die Jungfrau höhnisch zurück und sagte, lieber wollte sie einen Drachen heirathen als ihn. Da wurde der Zauberer bitterböse, berührte das schöne Mädchen mit seinem Stabe und rief: „Nun werde selbst ein Drache und friß Land und Leute, bis du satt bist.“ Im Umsehen war die schöne Prinzessin verschwunden und wälzte sich als ein scheußlicher, brüllender Lindwurm auf den bunten Teppichen des Zimmers, daß der ganze Palast dröhnte. Erschrocken lief die Kammerfrau herbei, um zu sehen, was sich mit ihrer Herrin begeben habe, aber da lief sie dem Ungethüm gerade in den Rachen. Alles, was nachfolgte, mußte dem Drachen unter die Zähne, sogar ein ganzes Regiment Soldaten mit Gewehr und Tornister; bald war die halbe Residenzstadt aufgezehrt. Da dachte der König in seiner Verzweiflung: Nun mag mich die verwünschte Tochter auch fressen, und ging zu ihr hinein. Brüllend sprang sie auf ihn los, aber schnell ließ sie ihre Tatzen wieder sinken, denn das vierte Gebot ist selbst den Drachen heilig.

Da flehte der Vater die verwünschte Tochter an, daß sie doch in ein Jagdschloß ziehen möchte, welches mitten im Walde lag, und versprach ihr, da es denn doch nun einmal sein mußte, wöchentlich ein Dutzend Menschen zu liefern. Das war denn die Tochter zufrieden und kroch in den dichtesten Wald nach dem Jagdschlosse. Da hatte sie nun schon Jahre lang gehaust, Tausende von Menschen gefressen und wollte doch nimmer satt wer-

den. Alles, was auf ein paar hundert Schritte dem Jagdschlosse nahe kam, mußte in ihren unersättlichen Magen; selbst alles Wild putzte sie weg, so daß der Wald rings um das Schloß ganz verödet wurde. Viele geschickte Doctoren waren ganz hinten aus dem Morgenlande gekommen und hatten ihre Mittel versucht, um den Appetit der Unersättlichen endlich zu stillen; aber alles vergebens, wenn sie mit ihren Mitteln der Prinzessin nahe gekommen waren, so verschlang sie die Doctoren mitsammt ihrer Medicin und sah sich noch nach mehr um.

Als nun eines Tages der unglückliche König sich vor Verzweiflung das Leben nehmen wollte, weil ihm die nimmersatte Tochter wieder eine ganze Compagnie seiner besten Grenadiere verschlungen hatte, sagte Bruns zum König: „Herr König, Euer Herzeleid geht mir gar zu nahe, ich habe lange hin- und hergesonnen, etwas herauszufinden, womit man die gnädige Prinzessin satt machen und erlösen könne, mit Gottes Hülfe denke ich, soll es mir jetzt auch gelungen sein.“

„Die Hälfte meines Königreichs schenkte ich dir und die erlöste Tochter dazu, wenn du dies Leid von mir und meinem Volke nehmen könntest,“ seufzte der König, „aber, aber — —“

„Das soll ein Wort sein, Herr König,“ sagte Bruns, „nun laßt mich nur nach dem Jagdschlosse ziehen und meinen Pfiff anbringen; keiner soll mich begleiten außer dem Oberjägermeister, der soll mir den Weg zeigen.“

„Dann werde ich dich gewiß nicht wiedersehen, mein guter Bruno,“ sagte weinend der König, „und nun willst du noch dazu mit deinem ärgsten Feinde gehen, mit diesem Bösewicht, den ich nächste Woche einziehen und hängen lassen wollte, weil ich weiß, daß er mit Gift umgegangen ist. Gehst du mit dem Schuft fort, mein armer Bruno, so kommst du vielleicht nicht einmal lebendig bei meiner Tochter an, und sticht dich der Bösewicht unterwegs nicht todt, so mußt du mit ihm zusammen in meiner Tochter Magen liegen.“

„Ei, Herr König, habt guten Muth,“ sagte der Kanzler, „ich vertraue auf Gott und auf meine Schäfertasche.“

Der König schüttelte betrübt den Kopf und ließ ihn ziehen.

Bruns ging nun in eine abgelegene Kammer, suchte seine alten Schäferkleider wieder hervor, setzte seinen breitkrempigen Hut auf, nahm auch seinen Schäferstab zur Hand und füllte endlich seine Hirtentasche mit ein paar tausend Goldstücken. Wie ein Lauffeuer ging es unterdeß in der Residenz um, daß der Kanzler die Prinzessin satt machen und erlösen wollte. Das war ein Fest für die neidischen Hofleute, welche sich alle versammelten, um ihm das Geleit zu geben. — Als der Kanzler nun plötzlich in seiner ehemaligen Schäferkleidung unter sie trat, lachten sie höhnisch auf, machten ihm spöttische Bücklinge und boten sich alle zu Begleitern an, denn jeder der Schadenfrohen wollte den Verhaßten gar zu gern mit Sack und Pack in den Rachen der Prinzessin wandern sehen.

Bruns wollte ihr Gefolge aber nicht haben und sagte: „Nur du sollst mich begleiten, Oberjägermeister, du kennst den Weg am besten.“ „Ei, das ist eine große Ehre für mich, Herr Kanzler,“ sagte der Oberjägermeister und machte ihm zum Gelächter aller Neider hinter dem Rücken eine lange Nase. Bruns kannte aber den Bösewicht sehr wohl und hatte die lange Nase auch wohl bemerkt. Wer zuletzt lacht, lacht am besten, dachte der Pfiffige und marschirte mit seinem falschen Begleiter auf den Wald los.

Als beide nun in den furchtbaren Wald traten, fing der Oberjägermeister wieder an: „Wie freut es mich, Kanzler, daß du mich allen Collegen vorgezogen hast, dafür werde ich dir auch beistehen als ein Freund in der Noth, und wenn ich darüber selbst gefressen werden sollte.“

„Nun gut,“ sagte der lustige Schäfer, „ein Freund in der Noth ist Goldes werth; hier faß in meine Schäfertasche, da steckt etwas für dich, nimm, so viel du willst.“ Der Oberjägermeister, der wie alle Bösewichte geizig war, griff gierig in die gefüllte Tasche und zog beide Hände voll Gold heraus. Doch wo sollte er nun damit hin? Er hatte in seiner knappen Jägerkleidung keine Taschen und wollte das Geld doch gern an sich behalten, denn, dachte er, wenn ich es den Bruno aufbewahren lasse und er gefressen wird, so geht mein Geld mit verloren. „Gieb mir,

bester Freund," sagte er darum zu Bruns, „doch deine Tasche, ich will sie dir tragen und mir das Geld darin aufbewahren, denn ich kann es in meinem Jägerkleide nicht unterbringen."

„Die Tasche kann ich dir nicht geben," antwortete der Schäfer, „weil sie in ihrem Futter das Mittel enthält, womit ich die Prinzessin zu sättigen und zu erlösen denke; gebe ich aber die Tasche von mir, so verliert der Zauber seine Kraft. Doch halt," sagte Bruns und legte den Finger an die Nase, „da fällt mir etwas ein, da habe ich ja in meinem Schäferrocke Taschen wie Kornsäcke, den Rock will ich dir borgen, dann kannst du das Geld bequem fortbringen. Komm, laß uns schnell die Kleider wechseln."

Der Oberjägermeister dachte: In dieser Wildniß sieht dich niemand mit dem schmutzigen Kittel, und das Geld ist es werth, daß du auf ein paar Stunden dies Knechtskleid auf dem Leibe behältst. Gesagt, gethan: der Falsche zog den langen Rock an und ließ alles Geld aus der Hirtentasche in seine tiefen Rocktaschen gleiten, auch nicht einen Ducaten ließ er dem Bruns, und dieser wurde auch gar nicht böse darüber, sondern forderte ihn munter auf, nur tüchtig zuzugreifen und alles beizustecken. Der Jägermeister steckte sich so voll, daß er sich wie eine Schildkröte fortschleppen mußte. Wie zum Spaß setzte der pfiffige Bruns dem Geizhals jetzt auch noch den Schäferhut auf und nahm dafür die grüne Jägerkappe, auch den Schäferstab gab er ihm in die Hand, und nun war der Jäger ein vollkommener Schäfer, auch schlenderte er ebenso faul, wie je ein Schäfer hinter seiner Heerde, denn er konnte wegen des vielen Geldes nicht recht fort. Bruns aber dachte: So ist's recht, nun bist du, wie du sein sollst. — Bald sahen sie das fürchterliche Jagdschloß aus dem dichten Gebüsch hervorblicken, und schon konnten sie das Gebrüll der Drachenprinzessin hören, welche die beiden Wanderer bereits in ihrer Nähe witterte. Da rief der Oberjägermeister erschrocken: „Nun adieu denn so lange, bester Freund, nun gehe hin und versuche dein Zaubermittel, ich werde dich hier erwarten." „Schön," sagte Bruns, „ich bin bald wieder hier," und — das war er auch, denn kaum war er einige hundert Schritte

in das Dickicht auf das Schloß losgegangen, als die fürchterliche Prinzessin ihn witterte und feuerspeiend durch die Büsche brach. Da ließ aber Bruns die Beine nicht ruhen und lief in seiner leichten Jägerkleidung, behende wie ein Hirsch, gerade auf den verkleideten Oberjägermeister los und schrie: „Hülfe! Hülfe! Bruder Schäfer! Die Prinzessin kommt!“ — und damit sprang er schon an dem zum Tode Erschrockenen vorbei. Der Bruder Schäfer wollte seinem leichtfüßigen Kameraden nachlaufen, aber die goldbeschwerten Taschen schlugen ihm um die Beine, — schnapp hatte ihn die Prinzessin weg und mußte lange würgen an dem dicken Kerl, dem die Taschen so steif und voll hinstanden. Indeß konnte Bruns sich auf einen hohen Baum in Sicherheit bringen, um daselbst die Erlösung der Prinzessin abzuwarten, denn satt mußte sie von dem Schäfer werden, das war gar keine Frage.

Wer nämlich einen faulen Schäfer frißt, der verdirbt sich den Magen und verliert allen Appetit; das hatte, wie Bruns wußte, schon mancher Wolf erfahren müssen, und darum hatte der Pfiffikus seine Karten so schlau gemischt, daß der böse Oberjägermeister als Schäfer der Prinzessin in den Rachen spazieren mußte. — Wie Bruns berechnet hatte, so kam es auch; kaum hatte die Drachenprinzessin den Bösewicht verschlungen, als sie sich auch schon zu übergeben anfing, und — herauskamen die Hunderte und die Tausende, welche sie die ganzen Jahre hindurch verschluckt hatte: die Herren und die Damen, die Ritter und die Knechte, die Bauern und die Soldaten in voller Uniform, an welcher nichts in Unordnung gekommen war. Das gab einen Jubel und ein Freudengeschrei, daß der Wald dröhnte und zitterte. Ganz zuletzt kam auch der eben verschlungene, vermeintliche Schäfer aus dem erschöpften Magen der Prinzessin, da schloß sie aber, als er noch nicht ganz heraus war, vor Ermattung den Rachen und biß ihm den Kopf entzwei. So war denn der böse Oberjägermeister der einzige, der in's Gras beißen mußte, aber das war ihm recht.

Auf einmal verschwand auch vor den jubelnden Leuten der schreckliche Drache, und statt seiner stieg die schöne Prinzessin, die

noch alle Leute kannten, aus der Erde hervor. Nun kam auch Bruns, geschwind wie ein Eichhörnchen, von seinem Baume herab, stellte sich der schönen Königstochter vor und sprach: „Allerdurchlauchtigste Prinzessin, ich habe die Ehre gehabt, Ihr Erlöser zu sein, wollen Sie mir nicht gefälligst Ihren gnädigen Arm geben, damit ich Sie Seiner Majestät, Ihrem Herrn Vater, zuführe?"

„Ich weiß alles, mein guter Bruno," sagte die Prinzessin mit ihrer feinen Stimme, „hier hast du meinen Arm und meine Hand dazu!"

„Hurrah, es lebe unser Kronprinz und unsere Kronprinzessin!" schrie das versammelte Volk und begleitete jubelnd das Brautpaar zum königlichen Palaste. Man kann sich denken, wie sich der Vater freute, als er sein erlöstes Kind wieder in die Arme nahm. Der König hielt nun auch richtig, was er versprochen; Bruns heirathete die Prinzessin und bekam die Hälfte des Königreichs dazu, und als der Alte starb, war ihm natürlich das ganze Reich vermacht.

Da hat denn der König Bruno I. noch viele, viele Jahre mit seiner schönen Gemahlin regiert, auch hat er dafür gesorgt, daß seine Gemahlin, sein Schwiegervater und seine ganzen Unterthanen durch die heilige Taufe zu guten Christen gemacht wurden.

---

## 3. Prinz Habuttchen.

Es war einmal eine arme Wittwe auf dem Lande, die hatte ein Töchterchen wie Milch und Blut. Die Frau ernährte sich und ihr Kind ehrlich und redlich, half anderen Leuten fleißig bei der Arbeit, und wenn nichts weiter zu thun war, suchte sie im Felde heilsame Kräuter für die Apotheke, damit machte sie sich manch schönen Groschen. Die Tochter ging der Mutter beim Kräutersuchen fleißig zur Hand und band auch wohl manch hübschen Strauß von Feld- und Waldblumen, den sie dann zur Stadt trug und in reicher Leute Häusern verkaufte. Gott und Menschen hatten Freude an dem schönen Kinde, und doch sollte es seiner Mutter großen Kummer machen; aber so ist es immer in der Welt gewesen: sind die Kinder klein, so treten sie der

Mutter auf den Schooß, sind sie aber groß, so treten sie der Mutter auf das Herz.

Als die beiden einmal wieder um Kräuter zu sammeln in's Feld gegangen waren und emsig suchten, sah die Tochter hinter einer Weizenbreite einen wunderschönen wilden Rosenstrauch in einem Hagen stehen. Der Strauch grünte und blühte, wie kein anderer Hagebuttenstrauch, und trug Rosen, fast so groß und schön, daß er in einem fürstlichen Garten hätte stehen können. Ei, dachte das Mädchen, solch schöne wilde Rosen habe ich doch in meinem ganzen Leben nicht gesehen, damit werde ich mein Sträußchen ausputzen. — Gedacht, gethan: das Mädchen sprang zum Rosenbusch, suchte nach einer Stelle, wo der scharfen Dornen weniger saßen, und begann zu pflücken, aber noch hatte es die dritte Rose nicht gebrochen, als eine Stimme aus dem Busche rief:

„Holt! Deif! Deif!
Eck hev deck leiv!" *)

und in demselben Augenblicke war das erschrockene Mädchen gefangen, und wie es sich auch wand und drehte, es kam vom Busche nicht wieder los. Da wollte die Gefangene ihre Mutter zu Hülfe rufen, aber die Stimme war vergangen; auch wurde ihr so ganz wunderbar zu Muthe, als ob sie in einen tiefen Schlaf fiele, sie sah weder ihre Mutter noch den blauen Himmel und die grünen Felder, sie sah nur in der ganzen Welt einen rosenrothen Schein und roch nur einen lieblichen Geruch.

Da sah sich die Mutter nach der Tochter um und fand sie nicht, sie rief die Tochter laut bei Namen, es kam keine Antwort. Nun wurde es der Frau recht ängstlich um's Herz, sie suchte hinter der Weizenbreite, sie suchte hinter dem Hagen bis zum Abend, aber ihr Kind war nicht zu sehen. Es war des Jammers kein Ende, ihre einzige Herzensfreude war der armen Wittwe genommen. Auf das Jammern der Frau liefen Leute herbei und halfen suchen und rufen, — alles umsonst. Am andern Tage ward das ganze Dorf aufgeboten, man durchsuchte Feld und Wald, aber keine Spur war von dem verschwundenen Mädchen zu sehen. Auch fand man weit und breit kein Blut

*) Halt! Dieb! Dieb! Ich hab' dich lieb!

oder zerrissene Kleider, also hatte auch kein Wolf oder sonst ein böses Thier (denn dazumal gab es noch Wölfe bei uns zu Hause) das Mädchen fortgetragen. Aus dem Rosenbusche hatte keiner Arg; der aber grünte und blühte wie nie zuvor, und oben in den Spitzen saßen zwei Rosen, die waren schöner, als die schönsten in des Königs Garten. Wer achtete aber jetzt auf den Rosenbusch? Selbst die Kinder kümmerten sich nicht um die vielen bunten Vögel, die heute im dicht verschlungenen Hagedorn saßen und so lustig quinkelirten und sangen, wie es seit Menschengedenken nicht gehört war.

Die Mutter suchte mit den Nachbarn noch Tage und Wochen nach der Tochter, nahm auch ihre wenigen Sparpfennige zusammen und miethete einen Herold, der zog durch alle Lande und durch das ganze Reich und rief die Verlorene aus, aber er kam zurück, wie er gegangen war; kein Mensch wußte von dem Mädchen Kunde zu geben. — Da saß denn die arme alte Frau so weg in ihrem Kummer den ganzen Sommer durch, ihr einziger Trost war, daß sie oft in's Feld ging zur Weizenbreite, dicht am Hagebuttenstrauch, wo sie ihr Kind zum letzten Male gesehen hatte. Wenn die bekümmerte Frau hier war, so wurde es ihr immer ganz wunderbar um's Herz, sie konnte sich die Augen trocknen, und es war ihr dann immer, als ob ihr verlorenes Kind um sie lebe und webe.

Derweil nun die Mutter ihr Leben durch trübe Wochen und Monate hinbrachte, lebte die Tochter in einem herrlichen, von rothen und grünen Edelsteinen aufgemauerten Schlosse. Sie war eine Prinzessin geworden, denn Prinz Habuttchen, der in dem Busche wohnte, von welchem sie damals die Rosen brechen wollte, hatte sie festgehalten und zu seiner Frau gemacht, denn lange schon war Prinz Habuttchen sterblich in das schöne Mädchen verliebt gewesen. Die wunderholde Prinzessin, welche nun neben ihrem Gemahl grünte und blühte, wäre auch ganz glücklich gewesen, wenn sie nur ihre arme Mutter hätte bei sich haben können; denn es ging in dem herrlichen Schlosse gar fröhlich zu, da waren lustige Sänger und Musikanten in den buntesten Kleidern, die hüpften durch alle Säle und sangen und musicirten

den ganzen Tag, daß alle Herzen hätten dazu tanzen mögen. Aber die Prinzessin war untröstlich, daß sie ihre Mutter so allein und betrübt wußte, nur zuweilen, wenn der Hofnarr Laubfrosch in seinem grasgrünen Kittel kam und ihr gar zu lustige Sprünge und Purzelbäume vormachte, griff sie wohl nach ihrem wunderfeinen Handtuch und trocknete sich die Augen; ihr Handtuch aber war ein Sonnenstrahl. Doch recht froh wollte die verwaiste Tochter nicht werden, so sehr auch Prinz Habuttchen sie küßte und streichelte. Dicht um das Schloß wogten und wallten himmelblaue Seen, und ach! wie angst wurde es der guten Tochter, wenn sie so manchmal ihre arme Mutter dicht an den Ufern gehen oder gar in die Fluthen treten sah, dann wollte sie schreien, aber sie hatte keine Stimme; doch aus den Fluthen rief es mit Lachen und Tröften: „Moih' deck nich af! Moih' deck nich af!" *); das war die Wachtel, welche in den Furchen saß, denn was die verzauberte Tochter für große Seen hielt, waren nur breite, blühende Flachsfelder.

Prinz Habuttchen trug seine Frau auf den Händen und that ihr alles zu lieb, aber dennoch wollte diese nimmer recht fröhlich werden, denn sie hatte ihre Mutter gar zu lieb und konnte nicht froh sein, so lange sie ihre Mutter in Kummer und Elend wußte. Je länger die Tochter so hinlebte, desto trauriger wurde sie, ja endlich wurde sie recht erbost auf ihren Gemahl, duldete nicht, daß er sie streichelte und küßte und machte ihm die bittersten Vorwürfe. Der Prinz ließ seine geschicktesten Sänger zusammenkommen, um seine schöne Gemahlin zu erheitern, aber sie hörte nicht darauf, und den Hofnarren Laubfrosch, als er ihr auf Befehl des Prinzen die lustigsten Sprünge vormachen wollte, stach sie gar mit der Nadel, so daß er quäkend davon lief. Da schickte der Prinz zu dem Geistlichen, daß er die Frau trösten sollte. Der Dompfaff kam in seinem rothen Meßgewande, schlug sein Gebetbuch auf und fing an zu trösten und zu ermahnen, daß man Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen müsse; aber untröstlich blieb die Frau und wollte nichts mehr von ihrem Manne wissen. Nun wurde

*) Mühe dich nicht ab! Habe keine Angst!

Prinz Habuttchen grimmig wüthend und schickte zum Scharfrichter Neuntödter, der sollte der ungehorsamen Frau nur gleich den Kopf abhauen.

Aber Neuntödters und Prinz Habuttchens Reich war zu Ende; tausend und abertausend schwarze Soldaten zogen heran, ein eiskalter Sturm brauste vor ihnen her, daß das ganze Schloß erbebte und die grünen und rothen Edelsteine haufenweise aus den Mauern fielen. Jämmerlich schreiend flog der Scharfrichter in die weite Welt, und die schwarzen Soldaten nahmen das ganze Schloß und das ganze Reich ein, alles starb unter ihren Händen, nur der Prinzessin thaten sie nichts. Darauf zog das schwarze Heer mit wüstem Geschrei in die Ferne, Prinz Habuttchens Schloß und Reich aber war verwüstet, er selbst war gestorben und lag in einem rothsammtenen Sarge.

Nun wurde es auch der Prinzessin recht weh um's Herz, ihr Mann war todt, und auch ihre Mutter war in der verwüsteten Gegend nicht mehr zu sehen; es schwanden ihr die Kräfte, ein eiskaltes Fieber fuhr ihr durch die Glieder, und ohnmächtig fiel sie zur Erde. Da weckte sie ein Kuß, der brannte ihr auf den Lippen noch heißer, als sonst Prinz Habuttchens Kuß gebrannt hatte, und laut, als ob alle Welt aufschrie, rief es ihr in's Ohr: „Jesus, Maria, mein Kind, mein liebes Kind!“ Im Freudenschreck schlug die Habuttchen-Prinzessin die Augen auf und lag in den Armen ihrer Mutter, welche sie von dem schneebedeckten Boden aufhob. Schnee lag aber rings um den vertrockneten Hagebuttenstrauch, und eiskalter Wind, der über die Stoppelfelder kam, fuhr durch seine dürren Blätter, nichts war zu sehen in der weiten Welt vom Prinzen Habuttchen, seinem herrlichen Schloß und seinem geputzten Hofstaat. Nur drei Blutstropfen lagen dicht am Busch auf dem weißen Schnee, die wichen den ganzen Winter über nicht. Als aber der Frühling kam, da sproßten aus den drei Blutstropfen drei junge Hagedornreiser auf, mit noch schöneren Rosen, als sie der alte, verdorrte Strauch getragen hatte. Die Habuttchen-Prinzessin, die nun wieder mit ihrer Mutter Kräuter und Blumen suchte, war nirgends glücklicher als bei den drei jungen Rosenbüschen; sie pflegte und liebte sie, als ob es ihre Kinder gewesen wären.

---

## 4. Der Hühnerkönig.

Vor uralten Zeiten ist einmal eine ganz wunderbare Geschichte in Hildesheim passirt, und noch heute weiß niemand, was er eigentlich dazu sagen soll.

Da wohnte auf dem Altenmarkte auf einem baufälligen Hinterhause seit Menschengedenken ein Mann, von dem man nicht wußte: Wer bist du und was machst du? Er ging selten aus und hatte selbst für die nächsten Nachbarn kein anderes Wort als „guten Tag" und „guten Weg". Wollte ihn einmal jemand fragen, wer eigentlich seine „Hühner und Gänse" (Verwandte) wären, wo ihm die Bademutter das erste Bad gegeben, und womit er den Tag hinbrächte, so wurde er grob und brummte in den Bart, das gehe keinen etwas an, jeder solle vor seiner Thüre kehren.

Damit kam er auch durch, denn die Polizei fragte auch nicht: Woher und wohin? — Warum? Weil es damals noch keine gab. Wer ruhig seine Straße ging und keinem etwas in den Weg legte, mochte er von Buxtehude oder aus dem „Putjahrlande" gekommen sein, das war den Herren auf dem Rathhause einerlei. Auch hatten sie damals dort mehr zu thun, als sich um solch einen alten „Stakettenflicker" zu bekümmern, denn schwere Kriegsläufte hatten Stadt und Rath in Schuld und Ungeduld gebracht, und wenn man glaubte, es sei endlich Frieden, so wimmelte es wieder auf dem Galgenberge und auf dem Krählah von fremdem Fuß- und Pferdevolk, welches die Stadt mit Sengen und Brennen bedrohte, so daß der Noth kein Ende abzusehen war. Endlich legte sich der Feind gar dicht vor die Wälle und ließ niemand in die Stadt, außer Hans Hunger, der ward denn auch bald allerorts Küchenmeister und quälte die Leute gottserbärmlich.

Wie nun die Hungersnoth auf's höchste gestiegen war, ließ der Rath austrommeln, daß niemand bei Hals und Hand heimlich für sich Lebensmittel bewahren solle; was ein jeder von Vorräthen habe, solle er auf's Rathhaus bringen, damit es zu gleichen Theilen gehe. Als nun das Rathsgebot auch auf dem

Altenmarkte ausgetrommelt wurde und die armen Leute weinten und jammerten ob der Noth, stellte sich der alte Stakettenflicker mitten auf die Straße, stemmte die dürren Arme in die Seiten und lachte, daß ihm die Augen übergingen. Da wurden die Leute bitterböse und schalten und bedrohten den herzlosen Kerl, weil er bei solchen Wehetagen noch lachen könne. Doch der Alte meinte: „Warum soll ich Euch dumme Teufel denn nicht auslachen? Ihr jammert um einen Brocken Brod, und die Hühner und Hähne sitzen zu Hunderten über Euch auf den Dächern, schütteln die Köpfe und wundern sich, daß Ihr sie ungerupft und ungebraten laßt!"

Da guckten die wolfshungrigen Leute wohl nach den Dächern; als sie aber dort nur zwitschernde Sperlinge sitzen sahen, — denn Sperlinge hat es allezeit in Hildesheim noch mehr gegeben als in Ulm — wurden sie ganz wild über den Spott und wollten den alten Bösewicht steinigen. Kaum aber hatte ein Schusterjunge den ersten Stein gehoben, als der Alte laut aufschrie: „Kückerückü, kückerückeck, koomet alle ten meck!" *) Und kaum war das Wort gesprochen, so erhoben sich alle Sperlinge der Stadt gleich einer finsteren Wolke über den Dächern und stürzten als tausend und abertausend kollernde und gackernde, wohlausgewachsene Hühner und Hähne in die Straßen herab, denn sie waren so fett, daß sie sich nicht in der Luft halten konnten. Hei, da ging's aber an ein Greifen und Halsumdrehen und später an ein Kochen und Braten, als ob der Bürgermeister Hochzeit hielte, und an die Stelle des Jammers und der Wehetage traten lauter Lust- und Freudentage. Ja die Bürger wurden übermüthig, bestiegen vor den erstaunten Feinden die Wälle, tanzten und jubelten und warfen den Feind anstatt mit Steinen und Kugeln mit gebratenen Hühnern und Hähnen.

Wie das der feindliche Feldhauptmann sah, sagte er zu seinen Leuten: „Kinners, de Düwel helpet den Hilmischen!" **) und kommandirte: „Rechtsum kehrt!" Da zog das feindliche Fuß- und Pferdevolk unter dem Hohngelächter der Hildesheimschen ab und ließ die Stadt mit Frieden.

*) Kommt alle zu mir.

**) Kinder, der Teufel hilft den Hildesheimern.

Wie noch alles in Dulcijubilo war, vergaß der wohlweise Rath doch seine Pflicht nicht und dachte den alten Stakettenflicker als den Erretter der Stadt reichlich zu belohnen, schickte also einen Bürgerboten nach dem Altenmarkte und ließ den alten Hühnerkönig mit Gunst nach dem Rathhause entbieten. Der aber sagte zum Bürgerboten, wenn der Rath etwas von ihm wolle, so möchte er oben auf den Jakobsthurm kommen, und wie sich der Bürgerbote noch entsetzte ob der groben Antwort — da ging's: „Kückerückü, kückerückeck!" und da flog der Alte als ein großer Hahn zum Fenster hinaus und über die halbe Stadt weg bis oben auf die Spitze des Jakobsthurms.

Wie das nun stadtkundig wurde und man den großen Hahn oben auf der Thurmspitze wirklich sitzen sah, kreuzten und segneten sich die Leute, denn nun wußte man, daß der alte Stakettenflicker entweder der Böse selbst oder doch wenigstens einer seiner Hauptgesellen, das heißt ein ganz verteufelter Hexenmeister sein müsse. Da bekümmerte sich der Rath sehr, daß er einen solchen Höllenbrand nicht hatte auf's Feuer setzen lassen, und der Bürgermeister rief, die Faust schüttelnd, erbost zum Thurm hinauf: „Härrn weu deck, sau brennen weu deck!"*) Der große Hahn aber lachte höhnisch, schlug mächtig mit den Flügeln und krähte, daß die ganze Stadt erdröhnte: „Kückerückü, kückerückeck, brennet en ohlen — dreck!" Und damit flog er auf Nimmerwiedersehen auf und davon und hinterließ dem Rath und der Gemeinde ein Andenken, wie es wohl der Böse selbst zu hinterlassen pflegt, wenn er ausfährt.

Zum ewigen Wahrzeichen der wunderbaren Begebenheit ließ aber der Rath damals lauter Hähne auf die Thurmspitzen setzen, die mußten die Gelbgießer gerade so groß machen, wie jener Höllenhahn gewesen war.

---

## 5. Märchentrümmer.

Auf dem Steinberge sah man im Abendrothschein eine wunderschöne Frau in goldenem Haar und goldenen Schuhen,

*) Hätten wir dich, so verbrennten wir dich!

weithin leuchtete sie durch die Lande, und wer sie sah, dem wurde es wunderbar um's Herz. Das war die Frau eines mächtigen Ritters gewesen, die auf böser Menschen Zureden dem Ritter ihre Treue dadurch beweisen sollte, daß sie glühende eiserne Schuhe anzöge und eine glühende Krone aufsetzte. In ihrer fleckenlosen Unschuld seufzend, that auch die Frau nach dem grausamen Gebot, und siehe! der glühende Kronreif verwandelte sich in einen goldenen Heiligenschein, und die glühenden eisernen Schuhe wurden goldene Schuhe; so stand sie vor den erschrockenen und reuigen Richtern da im Glanze ihrer Unschuld und Heiligkeit, wie man sie noch heute sieht. Darauf hat sie der Welt entsagt und ist in ein Kloster gegangen. Der Ritter aber mochte in seiner Betrübniß nicht mehr auf der Erde weilen, sondern ging in die Unterwelt. Da lebte er im „Reiche der Ratten, Kröten und Frösche“ manches Jahr. Viel Wunderbares erlebte er dort und stieg endlich als alter, grauer Mann wieder auf die Oberwelt. Da war aber auf dem Steinberge alles öde und leer, sein Schloß war versunken, und auf der Stelle, wo das Schloß gestanden, stand seine Frau in goldenem Haar und goldenen Schuhen. Die winkte ihm freundlich und küßte ihn; da starb der Mann und ging zur ewigen Ruhe ein.





# Schwänke.

## 1. Eulenspiegel in Hildesheim.

Recht in der strassen, als man von dem Hewmarkt will gon, da wondt ein reicher Kaufmann, der gieng auff ein zeit vor demselben thor spacieren und wollt inn seinen garten gon, und underwegen auff einem grünen acker fand er Ulnspiegel liegen, den grüßt er und fragt in, was er für ein stallbruder wer und was sein handel wer. Ulnspiegel der antwort im mit verdeckter Schalkheit und sprach also, er wer ein Kuchenknab und het keynen dienst. Da sprach der Kaufmann zu im: „Wann du woltest frumm sein, ich wolt dich selber auffnemen und dir newe kleyder machen, wann ich hab ein fraw, die kriegt allentag über das kochen.“ Ulenspiegel gelobt im große trew und frumheyd, darauff nam in der Kaufmann an, und fragt yhn, wie er hieß. „Herr, ich heyß Bartho . . lo . . me . . us.“ Der Kaufmann sagt: „Daz ist ein langer namen, man kan den nit bald nennen, du solt Dol heyssen.“ Ulnspiegel der sprach: „Ja, lieber Junker, es gilt mir gleich, wie ich heyß.“ „Wolan,“ sprach der Kaufmann, „du bist mir ein rechter Knecht. Kumm her bald und gang mit mir inn meinen garten, wir wöllen kraut mit uns heym tragen und junge hünen mit füllen, dann ich hab auff den nächsten sonntag gäst geladen, den wollt ich gern gütlich thun.“ Ulenspiegel gieng mit im inn den garten und schneid Roßmaryn, damit er die hüner füllen wollt auf welsch manier, die andern mit zwibeln und

eyern und andern kreutern, und giengen mit einander zu Hauß. Als nun die Fraw den seltzamen gast von kleydung sahe, fraget sie iren Haußwirt, was das für ein gesel wer, was er mit im thun wollt, und ob er besorgt, das brod würd schimlig. Der Kaufmann sprach: „Fraw, sey zufrieden, er soll dein eygener knecht sein, er ist ein Koch.“ Die Fraw sprach: „Ja, lieber mann, er sollte wol gut ding kochen.“ „Sei zufrieden,“ sprach der Herr, „du solt morgen wohl sehen werden, was er kann,“ und rufft Ulnspiegeln Doll, er antwort: „Bald, Junkher“; „nim ein sack und gang mir nach under die Metzig, wir wolln fleysch und ein braten, und sprach zu im: „Doll, leg den braten morgen bald zu, und solt in kül und langsam abbraten,' daß er nit verbrinn, das ander fleysch setz auch bei zeiten zu.“ Ulenspiegel sagt ja und stund frü auff und setzt die kost zum feur, sonder den braten, den steckt er an ein spizz und legt in zwischen zwei fass einbecks bier in den keller, das er kül läg und nit verbrinn. Als nun der Kaufmann den Stadtschreyber und ander gute freund zu gast geladen het, da kam er und wollt besehen, ob die gest kommen weren und ob die kost auch bereyt wer, und fragt da seinen newen Knecht, ob es fertig wer. Ulnspiegel antwort: „Es ist als bereyt, on der braten.“ „Wo ist der braten?“ sprach der Junkherr. „Er liegt im keller zwischen zweyen fassen, keyn külcke statt (kühlere Stätte) wüsst ich im hauß nit, als ir das sagten ich solt in kül legen.“ „Ist er denn auch bereyt?“ sprach der Kaufmann. „Neyn,“ sprach Ulnspiegel, „ich hab nit gewisst, wann ir in haben wollten.“ In dem kamen die gäst, denen sagt er von seinem newen knecht, und wie er den braten inn keller gelegt het, des lachten sie alle und machten ein guten schimpf darauß. Aber die fraw was des nit zu fryden umb der gäst willen und sagt zu irem herrn, er sollt den knecht gon lassen, sie wollt ihn im hauß nit lenger leiden, sie sehe, daß er ein schalk wer. Der Kaufmann sprach: „Liebe fraw, biß zu fryden, ich würd in zu einer reyß gen der statt Goßlar bedürfen, und so ich wider heym kumm, so will ich in dann springen lassen.“ Kaum kundt er die fraw überreden, daß sye des zu fryden was. Als sye nun assen und trunken und guter ding waren, und als es auf den abendt

ward, da ſprach der Kaufmann zu ſeinem Knecht: „Doll, richt er den wagen zu und ſchmier den wol, wir wöllen morgen gen Goßlar faren mit einem Pfaffen, der heyßt herr Heynrich Hamenſtedt, der iſt daheym, der wil mit faren.“ Da ſprach der frumm Knecht Ulnſpiegel: „Ja, es ſol ſein,“ und fragt in, was er für ſalb nemen ſolt. Der Kauffman warff jm ein ſchilling dar vnd ſprach zu jm: „Gang hyn vnd kauff karchſalb*) vnd laß die fraw alte feyßte**) darunder thun.“ Er thet jm alſo, vnd da yederman ſchlaffen was, da beſchmieret Vlenſpiegel den wagen inwendig vnd außwendig, vnd am aller meyſten da man ſitzen ſolt.

Am morgen frü ſtund der Kaufman auff mit dem Pfaffen, vnd hieſſzen Vlenſpiegel die pferdt anſpannen. Das thet er bald, ſye ſaſſen auff vnd furen mit freüden daruon. Da hub der pfaff an vnd ſagt: „Was der galgen iſt hie ſo ſchmutzig vnd alſo feyßt? Ich wolt mich halten, das mich der wagen nit ſchwencket, vnd ſo beſcheyß ich die händ ſo gar aller ding.“ Da hieſſzen ſye Vlenſpiegel ſtill halten vnd ſprachen zu jm, ſye weren beyde hynden und fornen gar beſchmieret, vnd wurden zornig über den Schalcksnarren Vlenſpiegel.

Inn dem ſelben kumpt ein Bauer mit einem fuder ſtro, der wolt zu marckt mit faren, dem kaufften ſye etliche ſtrowellen***) ab, vnnd wüſchten den wagen mit, vnnd ſaſſen da wider auff. Da ſprach der Kauffman zornmutig zum Vlenſpiegel: „Du verlaßner†) ſchalck, das dich nymmer glück angee, far nun fürt an den liechten galgen, du ſchölmshals!“ Das thet Vlnſpiegel. Als er nun vnder ein galgen kam, da hielt er bald ſtill vnd ſatzt die pferdt auß. Zu dem ſprach der Kauffman: „Was wilt du machen, oder was gemeynſtu damit, du ſchalck?“ Vlnſpiegel ſprach: „Ir hieſſen mich vnder den galgen faren, vnd da ſeind wir darunder, ich meynt wir wolten hie rugen.“ Inn dem ſahe der Kauffman auß dem wagen, da hielten ſie vnder dem galgen. Was ſollten ſie thun? ſie wurden der thoreyt lachen, vnd der

*) Wagenſchmiere.
**) Fett
***) Strohbündel.
†) Verlaufener.

Kauffman sprach zu jm: „Heng für, du schalck, vnd far fürt recht außhin, vnd syhe dich nit vmb!“ Nun zog Vlnspiegel den nagel vß dem landwagen, vnd als er nun ein ackerleng wegs gefaren was, da gieng der wagen von einander, vnd das hinderst gestell mit dem höbel*) bleib ston, vnnd Vlenspiegel fur für sich hinweg, dem sye nach rufften, vnnd luffen yhm nach, biß sye jn überkamen. Der Kauffmann wolt jn zu todt schlagen, dem der Pfaff halff so best er kundt. Nun sye volbrachten die reyß vnd kamen wider zu hauß. Da fragt die Fraw, wie es jm gangen wer. „Seltzam genug,“ sagt der Kauffman, „doch wir kummen wieder,“ vnd rufft damit Vlenspiegel vnd sagt: „Companion, die nacht so bleib hie, issz vnd trinck dich vol, vnd morgens so raum mir das hauß, ich will dich nit lenger haben, du bist ein betrogener schalk, wa du doch her kumbst.“ Ulenspiegel sprach: „Lieber Gott, ich thu alles, was man mich heyßt, noch so kan ich nyemandts recht thun, doch geliebet euch mein dienst nit, so will ich euch morgens nach ewren Worten das hauß raumen und wandern.“ „Ja, dem thun also,“ sprach der Kaufmann. Nun des andern tags stund der Kaufmann auf und sprach zu Ulenspiegel: „Issz und trink dich satt, und schlöpp dich (troll dich), ich will in die Kirchen gon, lass dich nit wider finden!“ Ulenspiegel der schwieg still. Vnd alsbald der Kauffman auß dem hauß kam, da begundt er zu raumen, stül vnnd bänck, vnd was er schleiffen kundt, das bracht er auf die gassz, kupffer, zynn vnd wachs, das die nachbauren sich des verwunderten, vnd was doch darauß werden wolt, das man alles das gut auff die gassen trüg. Das ward da dem Kauffman gesagt, der kam hefftigklichen lauffen vnd sprach zu Vlnspiegel: „Du frummer knecht, was thust du hie, find ich dich noch hie?“ „Ja Junckherr,“ sprach Vlnspiegel, „ich wolt erst ewern willen erfüllt haben, dann jr hiessen mich das hauß raumen vnd darnach wandern, und sprach: „greyffen mit der hand zu, die thür ist mir zu schwer, ich kan das nit alleyn gewaltigen.“ „Lassz liegen,“ sprach der Kauffman, „vnd gang für den teüfel hynweg, es hat mer kostet, dann das man das in treck werffen sol.“ „Lieber Herrgott,“ sprach der gut

*) Verdeck am Hintergestell des Wagens.

Vlenspiegel, „ist das nit ein groß wunder, ich thun alles, das man mich heyßt, noch kan ich nyergends danck verdienen, das betreügt mich nit, ich bin inn einer vnglückhafftigen stunden geboren worden.“ Also schied Vlenspiegel von dannen vnd ließ den Kauffman das gut wider hinyn schleiffen, was er auß geraumet hett, des die nachbauren vor vnd nach vast lachten.

---

## 2. Der Jude im Himmel.

Eck kann'r un kann'r nich wedder upkoomen, wö dat Hilmische Dörp hett, out wecken nein (kein) einzig Buer in'n Himmel is. Toibet mal: Söhre, Eussen, Heine, Lechstedt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispenstedt, Maxen, Geussen, Boossen, Sossen! Ne, et is'r nich twischen. Man stille! Eime, Kemme, Schelwerten, Garnissen, Allgarmissen, Bolzen, Emmerke, Himmelsdör, groten Düngen, lütjen Düngen, Siwesse, Pettje! O, sau woll eck doch, et is'r wedder nich twischen! Na, sau lat et heten wö et will! Pullmuxen sall't heten, de Katte mot doch en Namen hebben. Also wat eck seggen wolle, ganz vor düssen was emal en grot Starbent in Hilmessen. Do storben ok emal in einer Nacht veertein Minschen, davon wören dritteine Christen un eine was ein Joude. De drittein Christenseelen harn't hille nah'n Himmel tau koomen un merkeden nich, dat de Joude seck twischen se drenget harre un, als ob he ok mit dertau höre, up de Himmelspoorte losmarschire. Sau mochte et wol Morgens um Klocke Sesse sin, as dei Veerteine schon an de Poorte kloppeden. Petrus harre den Dag vorher veel tau daune (zu thun) hat mit Seelen-Herinlaten, was recht moie (müde) und dreie seck noch mal in'n Bedde herüm. Drum word he recht falsch, as dei Veerteine ankloppeden, sprung ut den Bedde, slot up un knurrede: „Joi (ihr) konnen ok später starben, no man hille (schnell) herin!“ Drup leggt'e seck wedder hen un bekümmert seck nich woider um de Seelen. Sau mocht et wol en Ouhr achte sin, als Paulus upstund un Petrussen weckede. As Petrus seck nou antog, snüffele Paulus sau in der Luft herüm un säh (sagte): „Swerennoth!“ säh'e, „wat is denn dat, Petrus, et rückt meck ja hoir sau nah Knufloок (Knoblauch)?“ Petrus funk ok an tau snüffeln un säh:

„Weiß Gott, dat is Knuflook, eck wöre doch neinen Jouden mit herinlaten hebben! Et sind'r vorhen Veerteine koomen un eck hewwe se meck nich recht bekeken, weil eck noch so moie was. Kiek, da sittet se alle Veerteine.“ „Richtig,“ seggt Paulus, „un dei da mit der langen Näse is'n Joude oder eck will nich Paulus heten! No, dat werd 'ne schöne Geschichte weren, wenn da de Ohle hinner kümmt!“

Petrus krazzet seck in'n Koppe un seggt tau Paulus: „Weiste wat, leiwe Junge, smoit (schmeiß) meck den Jouden herut.“ „Wat, eck!“ seggt Paulus, „wat fällt deck in, eck draf meck je gar nich mit'n Jouden befaten, smoit dö'n doch sülvest herut!“ „Eck darf je ok neinen Jouden anpacken,“ seggt Petrus, „dat is den jüngesten Seelen öre Sake. „Jeu da,“ reppt he drüm dei torletz ekoomenen drittein Seelen an, „smoitet meck doch mal den Jouden herut, dei da twischen jeck sitt.“ Dei awer — et wören alle Hilmische Börger un meinen seck nich schlecht wat — woren frech un säen, se wören sau gut Christen woi dei Musche (Monsieur) Apostel ok; se brukeden seck ok mit neinen Jouden tau befaten. Petrus wolle falsch weren, awerst Paulus säh: „Mak nein Spektakel, süs kümmt'r de Ohle tau, eck besinne meck ok, dat wie an'n lesten Froidage mit Michael utmaket hewt, dat wenn't'r mal wat tau Rutsmoiten gift, sau schöllt dat de drei Jüngesten ut der Gemeinde Pullmuxen dauen.“ „Gottlov,“ seggt Petrus, „da hewwt we wedder ne Sorge wenniger, slah doch mal dat graute Bauk up und kiek in'n Register tau, wo de jüngesten ut Pullmuxen tau finnen sind.“ „Jawoll,“ seggt Paulus, un halt dat grote Bauk her; fängt an tau blädern un blädert un söcht un söcht nah der Gemeine Pullmuxen, un kann se nich finnen. „Ohle Quengeler, gif meck mal et Bauk,“ seggt Petrus un blädert un söcht un söcht. — „Swerenoth!“ reppt he up emal un verjöcht seck, „de Gemeine Pullmuxen steit'r je gar nich inne! Is doch wahrhaftigen Gott nein einzig Minsche ut Pullmuxen in'n Himmel!“ „Wat is nou tau daune,“ seggt Paulus, „nou mötte we sau lange mit den Jouden-Herutsmoiten toiben (warten), bet mal eine ut der Gemeine Pullmuxen in'n Himmel kummt!“ — Ja, toibet man tau, de Joude kann'r noch lange inne sitten.

---

## 3. Eine Hasenjagd zu Wasser.

Das kleine Flüßchen, an welchem Hildesheim liegt, die Innerste, war über seine Ufer getreten und setzte die umliegenden Gefilde unter Wasser. Das geschah auch mit der Feldmark Gr. Düngen, die in der Nähe genannter Stadt liegt. Auf einem Wiesenstück daselbst, das mit wenigen alten Weidenbäumen besetzt war, sah sich ein unvorsichtiger Hase plötzlich von allen Seiten von den steigenden Fluthen eingeschlossen. Nach einigen Hin- und Hersprüngen setzte der Gefangene sich ruhig nieder, putzte sich den Bart und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Diese ließen nicht lange auf sich warten, das Wasser stieg, das Wasser schwoll, des festen Erdreichs ward immer weniger, und bald bestand Herrn Lampes trockenes Reich nur noch aus dem bemoosten Wurzelstocke einer schräg überhängenden alten Weide.

Dieser Zustand der Dinge war nicht unbeobachtet geblieben. Ein Bäuerlein hatte den Verlegenheiten des armen Hasen von seinem Hofe aus schmunzelnd zugesehen. Jetzt, als er den Spielraum des flüchtigen Wildes auf kaum einen Fuß in's Geviert beschränkt sah, dachte er bei sich: Sau, deck willt wie nu schonst kriegen. Laut rief er dann in's Haus hinein seiner Frau zu: „Dortchen, pack mal den Backeltrog mit an, eck will schippen!“ Das Fahrzeug ward glücklich vom Stapel gelassen, der Bauer setzte sich hinein und arbeitete sich mit einer langen Bohnenstange nach der Residenz des Hasen hin, dem so eine zweite Lebensgefahr drohte. Diese gab ihm ungewöhnliche Talente. Er kletterte, so sauer es ihm auch ward, an dem schrägen rissigen Weidenstamm in die Höhe und lagerte sich auf einem wagerecht abstehenden Ast. Da kam der Bauer an, sah aber bald ein, daß er von seinem Backtroge aus den Hasen auf seinem jetzigen erhabenen Sitze nicht erreichen konnte.

Wollte er nun auf den Braten nicht verzichten und die ganze Fahrt umsonst gemacht haben, so mußte er dem Hasen nach in den Baum klettern. Es geschieht; der Hase in seiner Verzweiflung, den Todfeind immer näher kommen sehend, faßt sich ein Herz und springt mit einem gewaltigen Satze in — das Wasser? Nein! in den Backtrog. Dieser wird durch den Stoß

vom Stamme abgetrieben, geräth in die Strömung und langt nach einer kurzen, glücklichen Reise mit seinem vergnügten Passagier am andern Ufer an. Wie fröhlich hüpfte Herr Lampe an's Land! Hier hielt er einen Augenblick an, wendete sich seinem Verfolger zu, machte ihm, auf den Hinterläufen sitzend, die schönsten Männchen und eilte dann trockneren und sichereren Gegenden zu, als die jüngst verlassene war.

Unser Bäuerlein aber saß kleinlaut und verdutzt auf seinem Baume, und es dauerte lange Zeit, ehe Dortchen ein anderes Fahrzeug flott gemacht hatte, um den Jäger, der so wunderbar um einen Braten gekommen war, heimzuholen.

---

## 4. Teigler.

„Hilmesche Börger" war ein Wort der Ankündigung hohen Selbstgefühls; der Aufzug der neu aufgenommenen jungen Bürger jedes Jahr ein Fest, wobei viel Pulver verknallt wurde. Eine starke Dosis jenes Selbstgefühls war dem bürgerlichen Benehmen gegen die Obrigkeit zugemischt. Das Non plus ultra dieser Art wurde von einem Fuhrmann Namens Teigler aufgeführt, der die Rolle eines Schalksnarren in der Stadt spielte und wegen seines kecken Muthwillens berufen war. Eines Nachts ruft er seinem Knaben: „Junge, stah up!" heißt ihn sich ankleiden, führt ihn zum Hause des Bürgermeisters, pocht dessen Leute aus dem Schlafe und begehrt bei dem Bürgermeister vorgelassen zu werden. Man weckt diesen; Teigler tritt ein, begrüßt ihn und spricht nun zu seinem Buben: „Siehe, dat is dat Recht von em Hilmeschen Börger, dat hei in aller und jeder Tit den Borgemester spreken kann. Nichts vor ungut, Herr Borgemester!" Darauf geht er mit einem „Gute Nacht!" von dannen.

Einige Tage nachher aber wurde Teigler durch ein Commando Stadtsoldaten nach dem Rathhause geholt und in den sogenannten bürgerlichen Gewahrsam gebracht; hier mußte er bei Wasser und Brod sitzen und wurde dann mit der Bedeutung entlassen, er möge nun seinem Sohne auch deutlich machen, was für Befugnisse einem Hildesheimschen Bürgermeister zuständen.

---

## 5. Der Stadtsoldat.

An einem der Thore war regelmäßig ein mehr als achtzigjähriger Alter zu finden, der, durch doppelten Bruchschaden am Gehen verhindert, das Gewehr im Arm auf den Mauersteinen neben der Zugbrücke saß und auf freundliche Ansprache, wie es ihm gehe, zu erwidern pflegte: „Sau lange et gahen will, Dag vor Dag sitte eck hier und stahe vor de andern Schildwache.“

---

## 6. Hildesheimsche Krankenkost.

Obwohl man sagt, wo ein Brauhaus stehe, könne kein Backhaus stehen, so fühlte doch einst eine Gesellschaft lustiger Zechgenossen, welche noch spät in der Nacht in einem Wirthshause beisammen saß, starken Appetit. Dem Wirthshause gegenüber wohnte ein biederer, ehrenfester Fleischermeister, der auf gute Waare und besonders guten Schweinebraten hielt. „Hätten wir doch drüben vom Meister ein paar Pfund Schweinebraten!“ meinte einer der Zecher, und alle waren darüber einverstanden, daß das ein vortrefflicher Wunsch sei. Aber wie ihn ausführen? Der Meister liebte die bürgerliche Ordnung, ging mit seinen Leuten Schlag zehn Uhr zu Bett und ließ sich ungern stören. Endlich entschloß sich die Gesellschaft doch zu einem Versuche und schickte einen aus ihrer Mitte ab, um den Fleischer herauszupochen und den Braten zu kaufen. Der Abgeschickte donnerte auch bald mit dem Klöppel gegen die Hausthür, daß das ganze Haus erdröhnte. Fluchend fuhr der Fleischer in Hemd und Nachtmütze aus dem Bette, riß das Fenster und rief: „Wat is'r los? Wat will je?“

„Och Mester,“ antwortete der Zecher, „eck wolle geern veir Pund Swoinebraten.“

„Och, Nachtslapendertoit hew eck keinen Swoinebraen, koomet an'n Dage!“ meinte der Meister unwirsch und wollte das Fenster zuschlagen.

„Holt, holt Mester!“ bat der lustige Bruder mit Mitleid erweckender Stimme, „et sall ja vor'n Kranken sin!“

„Dat is wat anner's," sagte der biedere Fleischer, zog sich an, schnitt vier Pfund Schweinebraten ab und wünschte, daß es dem Kranken gut bekomme.

## 7. Der schlaue Pater Küchenmeister.

Die Frau des Küsters zu Söhre kam eines Tages weinend nach dem Kloster Marienrode und klagte den geistlichen Vätern, daß ihr die fürstlichen Soldaten eben auf Befehl des Amtsschreibers von Marienburg eine Kuh gepfändet und fortgetrieben hätten. Da wurden die Väter, die in Zwist und Fehde mit den Fürstlichen lebten und sich deshalb unter den Schutz des Kurfürsten von Hannover gestellt hatten, fuchswild über die neuen Eingriffe in ihre Rechte, denn durch die Pfändung hatte das Amt Marienburg mit anmaßender Gewalt seine Jurisdiction bis unter die Mauern des Klosters ausgedehnt. — Der Pater Küchenmeister, ein derber und anschlägiger Mann, forderte zur Rache auf und überredete drei handfeste Confratres, sich mit ihm als Heedenträger zu verkleiden und den mit der Kuh über die Haide ziehenden Fürstlichen aufzulauern. Mit derben Knotenstöcken bewaffnet, erwarteten sie die fürstlichen Soldaten in einem Hohlwege. Diese (es waren ihrer nur drei) trieben die gepfändete Kuh, welche sie mit ihren Gewehren und Tornistern beladen hatten, sorglos vor sich her, prallten aber erschrocken nach allen Seiten auseinander, als die Heedenkerle plötzlich über sie herfielen und sie windelweich abdroschen. Sie ließen Kuh und Gewehre im Stich und entzogen sich durch eilige Flucht den hageldicht fallenden Schlägen. Hocherfreut über den gelungenen Streich, trieben die Patres die gewonnene Beute zum Kloster, und die Soldaten hatten das Nachsehen, merkten nun aber auch, daß ihre siegreichen Feinde keine Heedenkerle, sondern Mönche von Marienrode gewesen waren.

Kaum war dem Amtsschreiber von Marienburg diese wichtige Nachricht überbracht, als er sofort eine ganze Compagnie Soldaten aufbot und ingrimmig mit dem Kriegsvolk über die Haide zog, um das Kloster zu belagern. Als nun die Mönche den grimmigen Zug näher und näher anrücken sahen, fiel ihnen

der Muth, und sie beschlossen, allen Widerstand aufzugeben und sich vor dem weit überlegenen Feinde in den Hildesheimer Wald zurückzuziehen. Dem widersetzte sich der tapfere Pater Küchenmeister auf's heftigste, allein vergebens. Alles nahm Reißaus, und nur der Pater Küchenmeister blieb zurück und sann auf Mittel zur Rettung des Klosters. Wie er nun so hin- und hersann, kam ihm die gute Küstersfrau aus Söhre, welche noch innerhalb der Klostermauern weilte, sehr gelegen in den Weg, und das Rettungsmittel war gefunden. Nachdem er mit der Frau klugen Rath gehalten, sah man diese bald mit einem leeren Tragkorbe beladen hastig über die Haide eilen. „Halt!" riefen die fürstlichen Soldaten, verfolgten das jämmerlich schreiende Weib, holten es bald ein und brachten es vor den Amtsschreiber in's Kriegsverhör. Anfangs wollte die Frau vor Weinen nicht zu Worte kommen, als man sie fragte, mit welcher Botschaft sie im feindlichen Kloster beauftragt sei, nach fürchterlichen Drohungen aber gestand sie, daß sie in Söhre und Diekholzen alle Eier aufkaufen solle, denn das ganze Kloster stecke voller kurhannoverscher Rothröcke, und dies wilde Kriegsvolk wolle nur immer und immer wieder Eier fressen. Erschrocken und mit langen Gesichtern vernimmt der Kriegsrath die unwillkommene Kunde und schaut besorgt nach dem Kloster, welches so gefährliche Gäste barg, und siehe, da zeigte sich schon einer der Rothröcke auf der Mauer; es war ein Trommelschläger, der grimmig das Kalbfall bearbeitete, um seine Kameraden zu einem Ausfall zu sammeln. — Der Amtsschreiber hatte jetzt nichts Eiligeres zu thun, als zum Rückmarsch im Lauftritt blasen zu lassen, und niemand jubelte lauter darüber, als der Trommelschläger auf der Klostermauer, denn das war kein anderer, als der Pater Küchenmeister, im rothen Rock eines Chorknaben.

---

## 8. Ein lecherlicher Ausspruch des Burgermeisters zu Hildesheim.

Im Land zu Braunschweig zu Hildesheim hat sich ein seltzsam Geschicht Anno 1557 begeben, wie mir von meinem Wirt daselbst erzehlet. Ein armer Bauwrsmann hat auf zweien Eseln

etwas in die Stadt zu Markt geführt und, nachdem er etliche Groschen daraus gelöset, wolt er auch einmal wohlleben, geht in die Garküchen, einen guten Braten zu essen, und bindet hart dabei seine Esel an die Wand. Die armen Thier aber waren ja als durstig und hungrig als ihr Herr, darumb rissen sie sich los, suchten hin und wieder, ob sie mochten Wasser finden. Nun hett der Apotheker, so nahend bei der Garküchen wohnet, eben etlichen Claret abgelassen und geleutert, denselbigen in zweien Kübeln unden im Haus stehen lassen und sich zu Tisch gesetzt. Das Gesind aber hett die Hausthüren zu beschließen vergessen, und kamen diese Esel von ungefär hinein und soffen vor Durst den einen Kübel gar aus und von dem andern nit ein wenig.

Dieses starken getranks waren die Esel ungewohnt, wurden davon ganz trunken, tanzten und sprungen auf dem markt herumb, als ob sie unsinnig wären. Derhalben ein groß Zulaufen, dem Spektakel dieser Esel zuzuschauen, sich erhub und alle, die es sahen, lachen mußten, wurd der Apotheker solches zum letzten auch innen, geht herfür und höret, daß die beiden wunderbaren Esel aus der Apotheken gegangen. Da besiehet und merket er an den ledigen Gefäßen, daß sie den Claret ausgesoffen hätten.

Nach langem erforschen ward ihm, daß der Bauwr, dem die Esel zuständig, in der Garküchen säß, angesagt. Denselben fuhr er mit ernsten und zornigen Worten an, da daß er seine Thier nicht verwarnt und sie ihn um den Claret gebracht, selbigen bezalen solt. Der Bauwr antwort, er hetts den Eseln nicht befohlen. Solches nahm der Apotheker als Spott auf und ließ ihn vor den Burgermeister fordern, beklagte ihn heftig und bat, dieweil er seine Esel nicht angebunden, er ihm nicht allein für seinen Claret genügen, sondern auch einer straf würdig zu sein gesprochen werden sollte. Hergegen sprach der Bauwr: „Ich bitt diese Klag als nichtig zu erkennen, hett er aber sein Haus und Claret verwahret, und wär ihm dann von mir oder meinen Eseln etwas unraths begegnet, so müßt ich mich nach der Billigkeit verhalten. Solches aber ist nicht geschehen, und dafür, daß meine Esel, wie es eines unvernünftigen Thiers gewohnheit, zu der offenen Thür, die der Apothecker sollt verschlossen haben, sind

eingegangen, muß er mir, so sie am Trunk stürben, den Schaden stehen."

Der Burgermeister antwort und sprach: „Wie wär es, wann ihr auf beiden Seiten, was ich darin für recht sehe, leiden wollt?" „Warumb nicht?" sagten sie. Fragt der Burgermeister den Apotheker, ob die Esel zum Trinken gestanden oder gesessen hätten. „Ei was fragt ihr da, Herr!" sprach der Apotheker, „es waren keine Benk bei dem Claret, auch kann man wohl gedenken, daß die Esel zum Trinken gestanden haben." Antwort der Burgermeister: „Wolan, so weiß ich nicht anders zu erkennen, daß, da ihr selbst achtet, die Esel hätten gestanden, der Trunk ihnen als ein Ehrentrunk zu rechnen, hetten sie aber darzu gesessen, sollt es ihnen für eine Zech gehalten werden." Also schieden sie ab, und sintemal der Apotheker, daß man ihn vexirete, nit wol leiden mochte, ließ er sich weiter an die Esel zu reiben underwegen.

---

## 9. Von der Eulen zu Pein.

In dem Stift zu Hildensheim ist ein fest Haus oder Stätlein gelegen, Pina genannt, daselbst hat sich vor alten Jaren, als die Leut nit wie jetzund verschmitzt waren, ein seltsam und abenteuerlich geschicht begeben, nemlich also: Es war ungefehr des nachts in eim Stall oder Scheuern eines Burgers der großen Eulen eine kommen, die man Schuhu nennt, und dorft sich vor forcht der andern Vögel am Tag nit wieder herausthuen. Ein Knecht desselben mannes wollt des morgens früh stro langen und wird dieses Vogels gewahr, erschrickt heftig und lauft eilents hin, solches seinem Herrn anzuzeigen. Welcher, wie er dies Thier ersicht, nit mit wenigerm Schrecken denn der Knecht umbgeben, lauft und rüft die ganze nachbarschaft, sich und die seinen zu erretten, zusammen. Hiervon entstund gar bald durch den ganzen Flecken ein rumor und geschrei, also daß menniglich dies Monstrum umzubringen mit harnisch, Büchsen, spießen und wehren, gleich als der feind vorhanden, auch die Herrn des Raths und der Burgermeister selbst diesem Haus zueilten. Doch in summa: wer dies Thier ansah, ward gleich einem todten Men-

schen, so daß sie auch derhalben keiner weibspersonen, bevor den schwangeren, einiges wegs wollten gestatten, diesem ort zu nahen.

Es war aber einer under der Burgerschaft, von person stark, der große thaten und Mannheit in kriegen oft erwiesen, und andern fürnemlich verümpt. Dieser schalt der andern kleinmütigkeit und sprach: Mit ansehen würd man diesem grewlichen Ungeheur nit wiederstehen und es vertreiben, sondern man müsse den ernst dagegen gebrauchen und an die Hand nehmen, auch sehe er wohl, daß sie alle zu weibern worden, und keiner den Fuchs beißen wollte. Ließ ihm damit seinen Harnisch, Tägen und langen spieß bringen, lehnt ein besonder leiter nach seinem vortheil allein hinaufzusteigen und zu sehen, was die ungewohnliche Bestie vermöcht. Sein fürnemen ward von menniglichem gelobt, doch wider von mehrentheil ganz sorglich geschetzt, befohlen in darumb dem lieben Ritter St. Georgen, wünschen ihm kraft, überwindung, und schreien ihm im hinaufsteigen alle zu: Er sollt mannlich fechten. Als er nun schier hinzukam und die Eul ihn ersahe, daß er an sie wolt, blieb sie still sitzen, (denn von der meng des volks und dem geschrei ward sie verwirrt, daß sie nit wußte, wohin aus) verwendet die Augen, streubet die Federn, sperret die Flügel auf, gnapt mit dem schnabel und ließ schrecklich ihre Stimm hören, schuhu, schuhu, schuhu. Da ruften sie alle ingemein, stich, stich, stich. Antwort der mannlich Held: Ja wer allhie stünde, würde nit sagen stich, stich. Vor ängsten hätte er wohl ins Futter gethan, und mußte halb ohnmächtig wieder herabsteigen, darnach war keiner, der sich dieser Gefahr undernemen und bestehen wolt.

Nun war es an dem, daß diese giftige mart mußt dannen gethan werden, oder aber der ganze Haufen schadens, so darauß entspringen möchte, würde zu gewarten haben, denn sie glaubten alle, daß, wie die Eul mit dem Schnabel knapte und schuhu sagte, hette sie ihren sterksten krieger vergiftet und tödtlich beschädigt. Aus diesen erheblichen ursachen ward mancherlei gerathschlagt, doch letzlich des Burgermeisters anschlag folg zu thuen beschlossen. Welcher, nachdem es eine gantze Gemein belangt und eine schwere sorgwirdige sach were, sah er fürs best

an, daß aus gemeinem Seckel diesem Mann für seine Scheuren, Stro und Heuw, ja allen kosten, ein gleiches geschehen und mit diesem Thier, dem doch niemand seiner erschrecklichkeit halber genahen durft, verbrennt sollt werden. Denn besser wer es, dieser Mann trüg gedult des geringen Schadens, nehm Gelt und bauwet ein ander und wohl bessere Scheuwren, denn sie alle sorgen leben müßten. Also ward diese fromme Eul, der seel Bock genedig sei, von den Peinern, die noch heutiges tags das gespött darumb leiden müssen, unschuldig und jammerlich umbbracht und ist noch bis auf diesen tag nicht wieder lebendig worden.

Ist einer keck, zieh er gen Pein,
Und geh daselbst zum Bier und Wein,
Frag sie, was ihn die Eul gethan,
Warumb sie die verbrennet han.
Und trink mit ihr den letzten aus,
Kommt er ungeschlagen wieder hrauß,
Wil ich ihm, was er drinn verzecht,
Duppelt bezahlen, wie es recht.

---

## 10. Der Habakuck.

Fast auf der mitt, zwischen Hildesheim und Pein, nicht fern von einem Schloss, Steuerwalt genannt, liegt ein Dorf mit einem sehr hohen Kirchthurm, Borsheim oder Borsum geheißen. Desselbigen Bauwrn haben alleweg, daß sie mit einem Schalk hinder den Ohren beladen, die nachred leiden müssen. Diesem Dorf hatten die Raubvögel an jungen Gänsen, Hünern und Tauben großen schaden zugefügt, derhalben sie dem, wer einen umbrächt oder finge, ein besonder und benennt Geschenk verhießen. Da kehrten alle fleiß an, doch glückt es zum ersten des Greben, das ist des Schultheißen Sohn im Dorf, daß er der großen Weihen einen, so den jungen Hünlein auffetzig sein, mit einem Garn erwischte. Nun hett er wol gehört, daß die Herrn und Edelleut an des Bischoffs Hof etliche dergleichen Vögel zum Wildwerk abrichteten, auf den Händen trügen und für großes Geld kauften. Darumb behielt er den Weihen lebendig, bracht ihn seinem Vater, des Handels berichtende, verhoffte auch einen guten Zehrpfennig

darvon zu bekommen. Der Vater fiel dem Sohn bei, meint aber, dieweil der Schaden von dem Weih jedermann widerfahren, müßte auch was Nutz von dem Vogel käm, der ganzen Gemein zum Besten gereichen. Ließ darmit die Glocken läuten, die Nachbauwren zusammen berufen und erzehlet ihnen, was sich zwischen seinem Sohn für Red verlaufen. Nun kenne er den Vogel besser denn sein Sohn, es sei ein Habakuck, solche Vögel kauften die großen Herrn um viel gelt. Demnach wär seine meinung, daß diesen Habakuck niemand anders denn der Bischof von Hildesheim, ihr Herr, haben und ihm geschickt werden sollt, es würd das ohne ein groß Geschenk nicht abgehen, darin sie seinem Sohn mehr als einem andern Vortheils zuzulassen, sonder Zweifel sich bescheiden würden. Die Männer waren dieser Rede erfreuet und wohl zufrieden, machten einen aus, der am besten beredt war, den Bischof mit dem Vogel zu verehren, und satzten ihm den in einem Rückkorb, mit sich zu tragen.

Als dieser Bauwr gen den Steuerwalt, da der Bischof damals Hof hielt, kam, wollte er keinen einigerlei Rede, was er begehrte, gestatten, sondern sagt, daß er selbst mit dem Bischof zu handeln hett. Solches ward der Bischof gewahr, ließ den Mann vor sich in seinen Sal fordern, mit Begierlichkeit etwas Neues zu erfahren. Der gut Bauwr trat herein mit keiner reverenz, on daß er seinen Hut ein wenig abzog, setzt den Korb nieder und sagt auf seine Sprache: „Gnedige Herrn, de Männer von Borsum, mine Nabers, schenken juwer gnaden hier en Habakuck unde ik ok.“

Der Bischof und seine Diener wurden dieser Red überaus lachen und hießen ihn den Korb aufthunen, zu besehen, was denn für eine Habakuck darin wäre. Das geschah, da wurden sie gewahr, daß es ein Weihe, ein unnützer und schedlicher Vogel war, und ehe sie es sorg hatten, wüscht er aus dem Korb, flog durch ein Fenster und that nicht geringen Schaden. Da erzürnt der Bischof und meint, die Bauwren hetten solches aus Büberei und Fürsatz also zugerichtet, und sprach: „Segge den Männern to Borsum, dinen nabers, se schollen mie malk (ein jeder) twe Scheppel Roggen gewen, unde du ok.“ Der gute Mann erschrak,

ging hin und zeigte es seinen Nachbauwren, die mußten sampt ihn den Spott zum schaden haben. Wer dies nit glauben wollt, geh in das genannt Dorf und frag darnach, so werden sie ihm gründlich Bescheid geben können, Maultaschen mein ich, wo er nicht entlauft.

Knecht und Megd, die alles benaschen,
Hund, die nichts können denn benaschen,
Katzen, die kein Meuß wöllen greifen,
Hennen, welche ihr Eier verschleifen,
Ein Sau, die ihre Jungen frißt,
Ein Kuh, die nimmer zu melken ist,
Ein grindig Schaf und ohne Woll,
Ein Pferd, das grindig ist und toll,
Und Esel, die keine Sack wöllen tragen,
Wer die verschenkt, Dank zu erjagen,
Wird den haben in allen Stuck,
Wie der von Borsum Habakuck.

---

## 11. Et is en Slump,*) wenn de Soldat innen Himmel kummt.

Wenn in Hildesheim ein Soldat begraben wird, so hört man deutlich, wie die Trauermusik und besonders die dicke Trommel immer sagt: „Et is en Slump, et is en Slump, wenn de Sol — — da — — te innen Him — — mel kummt, et is en Slump, et is en Slump!“ Das schreibt sich noch von einem alten Stadtsoldaten her, der war sein Lebetag ein Firlefanz und Possenreißer gewesen und hatte mehr mit den Karten, als mit dem Gebetbuche zu thun gehabt. Als nun dieser Stadtsoldat gestorben war, wanderte er mit andern frommen Seelen, ganz als ob er auch mit dazu gehörte, munter auf die Himmelspforte los. „Oho, man sachte, Stadtsoldate,“ sagte aber Petrus und trat ihm in den Weg, als er sich eben hinter einem frommen neustädtischen Pastor in den Himmel drängen wollte, „kannst du denn ok wol dat Vaterunse bäen?“ **) Da wurde es dem Soldaten warm im Kopfe, und er mußte sich erst lange besinnen,

*) Es ist ein glücklicher Zufall, wenn der Soldat in den Himmel kommt.

**) Kannst du denn auch wohl das Vaterunser beten?

endlich brachte er es denn doch bis auf das „Unser täglich Brod gieb uns heute“ zusammen, hier aber fing er an zu stottern und hätte es nicht zum Ende gebracht, wenn der mitleidige Pastor es ihm nicht Wort für Wort zugeflüstert hätte. Petrus biß sich auf die Zunge und sagte: „Amen, marschire rin, Stadtsoldate!“ „Gott loff, dat eck erst mal drinne bin,“ seufzte der Schelm ganz außer Athem, „dat war en Slump!“

## 12. Der Lateiner.

Auf dem Concil zu Basel befand sich auch ein stattlicher hildesheimscher Prälat, der sich mehr um die ökonomischen Interessen seines Klosters bekümmert hatte als um gelehrte theologische Streitigkeiten. Uebel empfand aber der Herr zu Basel seinen Mangel an Gelehrsamkeit, und als ein päpstlicher Legat ihn auf verbindliche Weise in zierlichem Latein anredete, fühlte er zu seinem Verdruß, daß hier sein hildesheimsches Latein nicht ausreiche; verlegen suchte er seine wenigen Brocken zu einer Gegenrede zusammen und nahm, als dies übel gelang, in Verzweiflung den Rath an, den ein ihn begleitender, gelehrter hildesheimscher Caplan ihm zuflüsterte: „Nennt schnell alle dem Kloster zehntpflichtigen Dörfer hinter einander her, die um Hildesheim liegen.“ Da fühlte sich der Prälat auf seinem Grund und Boden und hub mit einer Stentorstimme an: „Söhre, Itzum, Heinde, Lechstedt, Achten, Asel, Babenstedt, Drispenstedt, Maxen, Gießen, Borsum und Sorsum!“ Verwundert hörte der Italiener auf die seinem Ohr so seltsam klingenden Laute, begriff aber vollkommen, als der Caplan nun weiter das Wort nahm und erklärte, der Herr Prälat sei so sprachgelehrt, daß seine Rede sich immer unwillkürlich zu einem Gemisch aus den verschiedensten Zungen gestalte. Respectvoll verneigte sich der Legat und hatte nicht Lust, den gelehrten Herrn ferner zum Reden herauszufordern.

## 13. Schnackische Redensarten.

„Gegen mek kummt keiner up,“ säe de Stadtsoldate, da sprung he öwer'n Strohhalm, dat'n de Haare up'n Koppe susen.

„Et wert alle Dage slimmer," säe de Kreie, as man den Galgen afbrok.

„Ek kann'r nich vor," säe de Wulf, da draug he en Schap weg.

„De Hunger het Schuld," säe de Wulf, da fratt he sinen Vedder up.

„Nimm't nich öwel," säe de Voß, da harr' he ne Gos bim Wickel.

„Et is'n fett Jahr," säe de Mus, da fratt se an der Specksien.

„Et geit nergend wunderlicher her, as in der Welt un in Sastee," säe jene Mann in Sastee, as se'n ut'n Huse smeiten.

„Rendlichkeit is't halbe Leben," säe de Söchtsche, da scheur se den Disch mit'n Bessen af.

„Ek pruste deck wat," säe de Tunegel tau'n Hunne, da harr' he seck uperullt.

„Hei werd den Stadtgraben ok noch nich ansticken." — Alte Form aus dem sechszehnten Jahrhundert: „Barne (brenne) mi jo den Fischdik nich af."

Um die Armuth eines Menschen zu bezeichnen: „Wenn he up'n Bome sitt, hett he unnen niks mehr verloren." Oder: „Hei hett sau veel Dreigroschenstücker, as de Pogge (Frosch) Hare."

Wenn jemand über sein Vermögen Aufwand macht und darüber zu Grunde geht: „Wenn de Swaleke (Schwalbe) schiten will as de Puter (Truthahn), so bastet'r (berstet ihr) dat Aslock."






## 1. Das Steinigen des Jupiter auf dem kleinen Domhofe.

„Zum Andenken der abgeworfenen Irmensäule wird annoch (1734) zu Hildesheim jährlich am Sonnabend vor Lätare auf dem kleinen Domhofe folgendes Schauspiel gehalten. Es kommt an selbigem Tage dahin ein sonderlich dazu bestellter Bauersmann, der bringt einen langen hölzernen Kloß, eines Mannes hoch, und dabei ein ausgeschnitztes Holz in Gestalt eines Kegels mit sich, setzt den großen Kloß in die Erde und das kleine Holz oder Kegel oben darauf.

Dann kommen ein Haufen Jungen und Buben zusammen, werfen mit Steinen und Stöcken, daß sie den Kegel, wodurch der Heiden Götze bedeutet wird, herabwerfen mögen. Dann kommen andere und setzen den Kegel wieder darauf, gleichwie auch die Sachsen ihren niedergeworfenen Götzen oftmals wieder auf- und angerichtet haben, bis endlich alles in Stücken geworfen oder weggeschlept worden." Soweit Lauenstein.

Schuch setzt hinzu: „Diese Beschreibung stimmt, insoweit die Ceremonie vollführt wurde, genau mit der Aussage alter Leute, die solcher als Kinder beigewohnt und vor langen Jahren erzählt haben, überein. Die Stiftung kannte Lauenstein nicht,

und ist diese Kenntniß um so weniger bei ihm zu vermuthen, da sie nicht einmal den Domcapitularen und domstiftischen Beamten bekannt war. Die Stiftung dieser Ceremonie muß in den frühesten Jahrhunderten ruhen, wenigstens ist sie im 14. Jahrhundert vorhanden gewesen, da Conradus Fontanus schon darüber geschrieben hat. Der Ursprung war nicht auszuforschen; die domstiftischen Urkunden geben darüber keine Aufklärung; nur die alten Verzeichnisse der Auskünfte, Rechte und Pflichten der Dignitarien, Obedientiarien, Archidiakonen, Vikarien, wovon das älteste aus dem vierzehnten oder dem Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts, nach den Schriftzügen zu urtheilen, sein mußsprechen darüber mit kurzen Worten. So enthält das älteste Verzeichniß Seite 35 bei Anführung der Auskünfte, Ministrationen, der Domkantorei oder Sangmeisterei: „De Avgotter, so Sunnabends vor Lätare von einem Hausmann von Algermissen gesetzet, darvon ihm eine Hove Landes gehört zur Sankmeisterie, und wie solchs von dem Hausmann nicht gesetzt worden, gehort Cantori die hove Landes.“ In den beiden andern Verzeichnissen und zwar in einem Seite 116 und andern Seite 123 steht dieselbe Bemerkung mit dem Zusatze: „id est, ist frei vom Erben Zinß die hove Landes.“

Nach der Tradition wurde bei dem Steinigen des Jupiter viel Unfug getrieben, die Schüler des ehemaligen Jesuiten-Collegii (jetzt des Josephinischen Gymnasii), von denen solches vorgenommen wurde, trieben den Unfug so weit, daß nicht selten schwere Verwundungen vorfielen. Dieses bewog endlich den Pater Rector der Jesuiten, bei dem Domkapitel um Aufhebung dieser Ceremonie nachzusuchen. Hierüber wird in dem Protokolle des am 20. Februar 1742 gehaltenen Generalkapitels gesagt: „Herr Dompropst trug qua praeses vor: Wesgestalt dieselben von dem P. Rectore Collegii S. J. hieselbst vorgestellt wäre, ob nicht auf Samstag ante dominicam Laetare, als in welchem zufolge alter fundation auf dem kleinen Thumbhofe ante Gymnasium von denen Studenten der Jupiter, wie es genannt wurde, gesteinigt zu werden pflegte, welches vermuthlich zum Andenken der verstörten, in historia bekannten Irmensäule und darauf bei denen

heidnischen Zeiten gestandenen Abgottes also eingeführt und hergebracht wäre, für diesmal solches zwar dem Herkommen gemäß zu continuiren sei; gleichwohl daß die Studenten dabei sich allen Schießens enthalten müssten; für's künftig aber gefällig sei, daß anstatt solchen actus, wodurch niemand einiger Nutzen geschafft werde, die fundation ad causas pias verwendet werden, daß sie für diesmal am 3. k. M. damit vorgeschlagener Maß verfahren, solchem nach aber von mir Secretario die fundation aufgesuchet, und derob im künftigen Capitulo quadrages: zur ferneren Verordnung referirt werden solle."

„In dem im folgenden Jahr 1743 am 5. März gehaltenen Generalkapitel," fährt Schuch fort, „stattete der Domsecretair seinen Bericht ab, und wurde dieses Steinigen vom Domkapitel nach Inhalt des folgenden Protokollar-Auszugs abgeschafft: „Als darauf das Remissum wegen Steinigung des sogenannten Jupiters, so jährlichs Samstags ante dominicam Laetare von den Studenten hieselbst auf dem kleinen Thumbhofe zu geschehen pflegt, vorgekommen, referirte ich Secretarius, daß ich zwar darüber keine besondere Fundation vorgefunden, in den vorhandenen liberis obedientiarum aber unter Rubrik, woselbst die reditus cantoriae hujus cathedralis beschrieben sind, die Nachricht enthalten sei, daß diejenigen Stücke Holz, so dazu gebraucht worden, von einem Einwohner in Algermissen anhero geliefert werden müssen, welcher für solches onus eine Hufe Landes zu genießen hatte, die zur Sangmeisterei gehöre, cum addito, daß wenn er das Stück Holz dazu nicht liefere, dem zeitigen Cantori die Hufe Landes gehöre. Solche Länderei sei nunmehr unter dreien Einwohnern zu Algermissen getheilt, welche die Lieferung des Holzes, so in vier Pfählen bestehe, unter sich jährlichs umgehen lassen. Es wurde darauf eine abseiten des Collegii S. J. hieselbst übergebene Vorstellung verlesen, worin selbiges bittet, wegen der bei solchem actu vorfallenden Inconvenienzen, Gefahren und Unglück die studirende Jugend für's künftige davon zu befreien, und ist solchemnach auf Ansuchen des Herrn Thumb-Cantoris von Böselager nach desselben genommenen Abtritt resolvirt, daß für's künftig bis auf anderweite Verordnung die Steinigung des Ju-

piter aufgehoben und cessiren, damit aber gleichwohl die Gedächtniss dessen sich nicht gänzlich verlieren und dadurch vorgedachte Einwohner, die zur Thumb-Cantorei gehörige Ländereien mit der Zeit nicht ab onore befreien und ihnen zueignen mögten, sollen selbige angewiesen werden, daß sie die Holzer, welche sie bisher des Endes jahrlichs hereinliefern müssen, zu selbiger Zeit bei Verlust der mehrbenamten Länderei dem zeitlichen Herrn Thumb-Cantori in seine Wohnung hieselbst liefern sollen."

Nach dieser Zeit hörte die Ceremonie auf, die Besitzer der Hufe Landes lieferten die Hölzer dem zeitigen Domcantor, bis auch dieses abgestellt wurde. Die Holzlieferung wurde in eine Geldrente von 19 Ggr. 4 Pf. verwandelt, von den einzelnen Besitzern der Hufe Landes im Verhältniß zu dessen Größe durch einen der Besitzer gesammelt und dem Cantor oder dessen Erheber abgeliefert. Dieses beweisen die im Jahre 1790 aufgenommenen Landbücher von Gr. Algermissen, in welchen noch einige Morgen vorkommen, bei denen bemerkt steht: „Gibt Jupiter" oder „Jupiter."

---

## 2. Der Mairitt.

In Hildesheim galt bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts der schöne Brauch, unter Anführung eines angesehenen und beliebten jungen Bürgers, des Maigreven, „in den Mai hinauszureiten" und das wiedererwachte Frühlingsleben feierlich und fröhlich zu begrüßen. Lauenstein, welcher noch Augenzeuge war, giebt in seiner „diplomatischen Historie des Bisthums Hildesheim" folgende kurze Beschreibung: „Zu den bürgerlichen Gewohnheiten gehöret auch der May-Ritt, welcher auf den Pfingst-Abend pflegt vorgenommen zu werden. Da vorher ein junger Bürger zum May-Grefen des Jahrs vom Riedemeister-Amte vorgeschlagen und vom Magistrat aus etlichen erwehlet und confirmiret wird. Welcher zu besagter Zeit von seinen Verwandten und Mitbürgern zwischen beiden Herrn Riedemeistern und vorreitendem Stallmeister und reitenden Dienern hinaus nach Uppen und der Ilsede begleitet wird, woselbst die Holzgeschworene der benachbarten Dorfschaften denselben ein Fuder

May,*) soviel als vier Pferde auf einmal aus dem Holze ziehen und fahren können, zu hauen anweisen; dabei aber ihre alte Holzgerechtigkeit stricte observiren, also, daß dieselbe um einen oder andern Excess harte Strafe dictiren. Wenn nun der May aus dem Holze heraus und zu Uppen in dem Passe angefahren, so wird daselbst von dem May-Grefen denen committirenden Freunden, Bürgern, Fuhrleuten und der convoje von der Stadt-Soldatesque, welche da paradirt und Salven giebt, eine Collation an Essen und Trinken präsentirt, bis etwa nachmittags zu drei oder vier Uhren derselbe May-Grefe mit einem May-Kranze am Halse geziert, wieder unter Lösung des Geschützes und Ablasung der Musikanten herein begleitet, der May unter die Herrn des Raths und nächsten Freunde, theils auch in Kirchen vertheilt und umgeschickt wird. An dem Tag nach den Feiertagen wird der May-Grefe von dem Magistrat von dem Rathhause unter Trompeten- und Pauken-Schall auf den Raths-Weinkeller geführt und daselbst bewirthet. Folgends aber denn auch diese Gewohnheit nicht alle Jahr exerciret, sondern dabei die Zeit, Gelegenheit consideriret und nach derselben solches verstattet oder differirt wird."

Lüntzel stellt im zweiten Bande der Mittheilungen unter anderem Folgendes über diesen Brauch zusammen: „Es wird erst gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts des Mairitts gedacht, freilich als einer allgemein bekannten Sache. Eine Aufzeichnung, anscheinend aus dem sechszehnten Jahrhunderts, sagt:

1) Haben sich die Stallmeister nebst den reisigen Dienern zusammengethan, zwei oder drei Personen den Herrn Riedemeistern zum Maigreven vorgeschlagen, welcher für einen E. Rath davon referirt und einen daraus erwählet.
2) Wann nun einer erwählet, ist demselben durch den Stallmeister und einem reisigen Diener solches intimiret und angedeutet.
3) Wann der Austritt geschehen, haben die Herrn Riedemeister neben den Dienern für des Maigreven Thüre hergeritten; darauf hat sich also bald der Maigreve neben seinen Freunden aufgesetzt und den Riedemeistern gefolgt.

*) Grünende Birkenstämme und Zweige.

4) Zu Uppen ist groß Unkostung darauf vom Maigreven an Essen und Trinken angewendet worden.

5) Darauf ist dem Maigreven vor der Ilsen der Kranz durch den Stallmeister eingehängt (schräg über die Brust), der Herr Riedemeister aber denselben nomine senatus offeriret.

6) Sein sie darauf nach der Neustadt geritten über den Markt und den Brunnen, von da nach der alten Stadt über den Markt und den Pipenbrunnen; von da für des regierenden Herrn Bürgermeisters Thür her, und also den Maigreven nach seinem Losament begleitet.

7) Ist den Dienstag in den Pfingsten abends um vier Uhr nach der Predigt eine Zusammenkunft von den Maigreven, dessen nächsten Verwandten und andern unter der Löben*) gewesen, woselbst die Herrn Bürgermeister hinkommen und den Maigreven zwischen sich genommen und nach dem Marstall begleitet, woselbst von den Dienern ein Convivium angestellt worden, dazu der Maigreve 15 Thaler geben müssen.

Dazu ist ferner von der Cämmerei gegeben:

4 Fl. behuf eines Schweins, und dazu Schlamm, womit es ein Wochen ad 3 gemästet,
ein Schaf oder ein halbes Malter Waizen;
item Schwert und Stralen-Geld ungefähr 16 Gr.

Von der Apotheken etzliche Kolen zum Kochen.

Ferner haben die Klöster St. Michael 1 Sch. Rocken, ebenso St. Godehard, Sültze, Carthaus, Süstern-Kloster, St. Johannis-Hof, der Abt zu Marienrode 1 Hammel und 1 Butter, das Amt Marienburg 1 Schock Käse und 1 Butter.

Von den Landwehrsdienern

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| von Uppen | 1 | Butter | und | etzliche | Käse |
| „ Bettmar | 1 | „ | „ | „ | „ |
| „ Borsum | 1 | „ | „ | „ | „ |

Ueber den Zug kommen aus dem achtzehnten Jahrhundert umständliche Nachrichten vor:

*) Laube am Rathhause.

Des Morgens um sechs Uhr marschiren 24 Mann mit zwei Unterofficieren nach dem Uppener Passe auf den ihnen bekannten Platz, von wo sie den Maiwagen als eine Bedeckung mit Ober- und Untergewehr in's Holz begleiten. Die Holzerben in der Ilse aus sieben Dörfern haben den Mai gehauen; was gehauen ist, muß aufgeladen, und dennoch dürfen im Holze nicht mehr als vier Pferde vorgespannt werden. Später setzt sich der Zug von dem Rathsstalle aus in Bewegung und zwar in folgender Ordnung: Der Bauverwalter, die Riedemeister und ein Theil der Bürgerschaft, dann der übrige Theil unter einem gewählten Führer, vor beiden Abtheilungen Trompeter, drei Mann hoch, piken-breit bleiben sie hinter einander. Nach der Hauptwache sind 24 Mann commandirt, welche unter Anführung des Kapitain-Lieutenants bei der Aufführung des von dem Zuge abgeholten Maigreven präsentiren; ebenso 12 Mann, welche nach dem Oster-thore beordert sind, wenn der Zug dasselbe passirt. Bei Uppen wird Erkundigung eingezogen, ob der Wagen mit Mai schon aus dem Holze ist. Ist dies, so bewegt sich der Zug dorthin; es wird ein Kreis um den Wagen gebildet, der Bauverwalter macht an die „Holzen" sein Kompliment von Bürgermeister und Rath alter Stadt Hildesheim, empfängt von den Holzen den Maikranz und präsentirt ihn dem Riedemeister, welcher ihn mit einem Kompliment von Bürgermeister und Rath alter Stadt Hildesheim dem Maigreven übergiebt.

Für die bei dieser Gelegenheit zu haltende Rede findet sich folgende, etwas ältere Formel:

P. P. Besonders großgünstige Herrn und Freunde!

Der Herr Riedemeister N. N. hie gegenwärtig nebst meiner (wahrscheinlich des Stallmeisters oder des Bauverwalters) Wenigkeit thun sich gegen eure Gunsten freundfleißigst bedanken, daß dieselben diesen Ehrenritt dem alten Gebrauch zufolge und Beförderung der Stadt Hildesheim Gerechtigkeit gerne thuen wollen. Solches werden wir nicht allein bei unsern Herrn und Obern milde zu rühmen, sondern auch Vermögens nach gegen einen jeden vor unser Person zu verschulden wissen. Und Bitten nur die Einspenniger, es wollen eure Gunsten auf künftigen N. in

den Pfingsten auf meiner Herrn Marstall erscheinen und ihre lieben Gäste sein, auch dasjenige, was der liebe Gott an Speise und Trank verleihen wird, in Fröhlichkeit mit genießen und vorlieb nehmen. Weil dann auch wohlhergebracht und ein alter Gebrauch, daß man bei diesem Eintritte einen Maigreven pflegt zu erwehlen, als ist dabevor mit Bewilligung beider Herrn Bürgermeister und Riedemeister der N. N. hiezu erwählet. Wollen demnach demselben voriger Anzeige zufolge den Kranz hiemit übergeben, freundlich bittend, er wolle E. E. Rath der Stadt Hildesheim, auch sich selbsten zu Ehren denselben in diese Stadt führen und dasselbe dabei verrichten, was gebräuchlich und andere dabevor gethan. Der Herr Riedemeister N. N. beneben meiner wenigen Person tragen dessen gute Zuversicht und wünschen dem Herrn Maigreven nochmals dazu Glück, Heil und Gottes Segen.

Ist diese Handlung vollbracht und hat man Nachricht, daß die Soldaten zum Passe wieder angekommen sind, so zieht man dahin zurück, wo eine Menge Zelte aufgeschlagen sind. Bei der Ankunft des Zuges präsentiren jene das Gewehr, die Gesellschaft begiebt sich zur Tafel, wobei nur diejenigen Bürger, welche sich zu Pferde nach dem Passe begeben hatten, zugelassen und folgende Gesundheiten unter den Salven des Militairs (Stadtsoldaten) ausgebracht werden: von dem Riedemeister auf Bürgermeister und Rath alter Stadt Hildesheim; dann auf den Maigreven, dann von diesem auf den Riedemeister und auf alle Anwesende und deren Familien. Zugleich wurden sämmtliche Holzerben von dem Maigreven bewirthet, es müssen ihnen nothwendig Krebse vorgesetzt werden.

Inzwischen wurde das Fuder Mai nach der Stadt geführt und von einigen Magistratspersonen und einer Kompagnie Stadtsoldaten eingeholt, bei der Ankunft auf der Steingrube gaben diese eine dreimalige Salve. Der Wagen enthielt 60 bis 70 Bunde Mai, welche dem Maigreven zukamen, indeß an Bürgermeister, Riedemeister, Segger, Bauverwalter (jedem zwei Bunde), an viele andere Personen, an die Klöster (große Bunde), an die Kirchen vertheilt wurden.

Um 4½ Uhr blasen die Trompeter zum Abmarsch. In die Stadt begiebt sich der Zug unter Bedeckung des Militairs durch's Goschenthor, wohin obgedachte 12 Mann vom Osterthor marschirt sind, und auch hier präsentiren. Sind die letzten von der Brücke, so werden die Kanonen gelöst. Der Maigreve wird zu seinem Hause geleitet, die übrigen ziehen nach dem Rathsstalle, wo sie auseinander gehen.

Im siebzehnten Jahrhundert wird schon Widerspruch gegen dieses Fest laut, es werden von Holzgeschworenen, Holzgreven und Wartemeistern Klagen angebracht wegen zu großer Holzbeschädigung, wegen Schlägerei und Unfug, so von den ausgezogenen Reisigen verübt. Im Jahr 1627 erließ der Rath ein Luxus-Gesetz gegen die beim Maireiten übliche Ueppigkeit und Verschwendung; in demselben heißt es: „Der Maigreve soll sich vor allen Dingen üppicher Kleidung begeben, civiliter und bürgerlich hereinziehen, was dem löblichen Adel praecipuum ist, demselben auch lassen, zwar ihre Pferde wohl entlehnen, aber derselben schonen, und das Gesinde dermaßen traktiren, daß sowohl sie selbst, als auch ihre Jungherrn und deren Pferde außer Schaden bleiben mögen. Sonsten ist ihnen erlaubt, in loco zu Uppen in unser Landwehr wol einen Trunk auf'm Gaul zu thun. Es wird aber ein jeder sich der Mäßigkeit befleißigen, und wie im Ausreiten also auch im Wiedereinreiten sobrie, bürger- und ehrbarlich sich verhalten."

Gegen Ende des siebzehnten und im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts scheint das Maireiten unterblieben zu sein; vom Jahr 1718 aber wird bemerkt, „daß das Maireiten wieder zu exereiren vom Rath beschlossen." Der dazu erforderliche Aufwand besonders von Seiten des Maigreven war noch immer so groß, daß er eine Ausgabe von 7 bis 800 Thalern nöthig machte, so ließ am 29. Mai 1747 der Kaufmann und Senator Lüntzel, als gewesener Maigreve, um die gewöhnliche Freiheit von Abgaben anhalten, was zugestanden wurde. Ihm hatte der Mairitt über 700 Thaler gekostet.

Seit dem Jahr 1774 zog besonders der Kämmerer Wedekind unermüdlich mit hausbackenen Nützlichkeitsgründen gegen den

Mairitt zu Felde, doch wurde derselbe erst 1782 definitiv abgeschafft. Die Maigreven Lüntzel, Detmer, Weinhagen und Behrens haben dies Ehrenamt zuletzt bekleidet. — In den späteren Zeiten ritt man nicht mehr jährlich, sondern nur alle 7 Jahre in den Mai hinaus, gegen die Zeit der Abschaffung aber ließ man auch wohl 14 Jahre vergehen, ehe man wiederum einen Maigreven wählte."

Als schwacher Nachklang dieses lauten und bunten mittelalterlichen Festes hat sich bis auf den heutigen Tag der Brauch erhalten, daß junge Leute am Pfingstmorgen in aller Frühe zum Itzumer Holze ziehen, daselbst durch Abfeuerung von Pistolen und Gewehren das Echo wecken und sich durch Gesang und Spiel unterhalten. Auch fährt man während der Pfingstnacht wohl noch sogenannte Maibäume in die Stadt, welche aber nur unter der Gefahr, von der Forstpolizei zu harter Strafe gezogen zu werden, geschnitten werden können. Doch auch an diesen Auszügen betheiligt man sich von Jahr zu Jahr in geringerer Zahl, und wird somit bald auch der letzte, schwache Schatten des Mairitts geschwunden sein.

---

## 3. Alte Einladung zum Freischießen.

Seit Jahrhunderten wurde mit wenigen Unterbrechungen in Hildesheim das Schützenfest oder Freischießen durch einen solennen Auszug mit Wehr und Waffen eingeleitet. In früherer Zeit fand der Brauch statt durch einen am Rathhause ausgehängten, uralten, hölzernen Schild, welcher ein auf das Schießen bezügliches Bild zeigte, den bevorstehenden Auszug zur Schützenwiese anzukündigen. Darauf ging der Scheibengucker als Herold unter Trommelschlag durch die Straßen und lud mit folgenden, noch jetzt üblichen Worten die Bürger zum Schießen ein: „Will ji hören Börger und Börgers Kinner, Fremde und gude Bekannte! Schütten wollen scheiten vor dei Schieben, syet woll gerüstet unde froh, söllt Klocke twölwe up dei Wische komen, komet her ji Schütten, it is en fry Klemode, dat het ein hochedler Rath von Hillesheim verehrt, settet jue Geld, un latet jue Namen teiken, un waret jues Glückes!"

---

## 4. Ländliche Hochzeitsgebräuche.

Die nachstehend beschriebenen Hochzeitsgebräuche sind in den nahe bei Hildesheim gelegenen Dörfern Heinde, Listringen, Lechstedt und Heersum seit uralten Zeiten unverändert im Gange gewesen. Nur der neuesten Zeit blieb es vorbehalten, dieselben zu verdrängen und dafür städtische Sitten und Gebräuche, wenigstens theilweise, an die Stelle zu setzen. Bis vor etwa zwölf Jahren*) wurde jede Hochzeit reicherer Bauern (denn nur auf solche bezieht sich alles Folgende) in der hergebrachten Weise gefeiert; so viel ich habe erkunden können, hat die letzte derartige Hochzeit im Jahre 1850 zu Lechstedt stattgefunden.

Ist, fast stets durch Vermittlung eines „Freiwerbers", eine Partie zwischen zwei Bauersleuten zu Stande gekommen, von denen entweder der Bursch oder das Mädchen Anerbe eines Bauerngutes ist, so wird zuvörderst die „Handlöfte" (Verlobung) gehalten, bei der regelmäßig außer dem Freiwerber nur die beiderseitigen Eltern zugezogen werden. Nachdem hier wegen Mitgift, Altentheil, Ablagen 2c. das Nöthige festgestellt, giebt der Bräutigam der Braut ein Handgeld, entweder einen Gulden oder einen Thaler, und der Freiwerber erhält von der Braut ein neues Hemde. In früheren Zeiten hat die Handlöfte besonders auch den Zweck gehabt, durch einen — der Unbescholtenheit der Braut in keinem Falle nachtheiligen — Versuch festzustellen, ob die Brautleute auch wohl in Beziehung auf die vorzugsweise sogenannten ehelichen Pflichten zu einander paßten. An dem Tage des ersten Aufgebots und den folgenden Tagen gehen Braut und Bräutigam in ihrem gewöhnlichen Sonntagsstaate umher, um persönlich zu der Hochzeit einzuladen. Die Hochzeit findet fast ausnahmslos in dem Hause der Brauteltern statt, und regelmäßig zur Sommerzeit, so daß Haus- und Dreschdielen und sonstige große Räume zu Speise- und Tanzlokalen benutzt werden können. Ebenso steht es fest, daß die Hochzeit stets am Donnerstage stattfindet.

---

*) Ist 1854 geschrieben.

Am Tage vorher reiten der Brautknecht und die Brautjungfer*) zu allen eingeladenen Hochzeitsgästen, um dieselben nochmals feierlich einzuladen. Dieselben sind bereits im Hochzeitsschmuck; sie ist herrlich frisirt, trägt einen Kranz, von dem herab bis zur Erde viele breite bunte Bänder hängen, er hat am Hute einen großen Strauß von künstlichen Blumen, Rauschgold, Zitternadeln ꝛc. mit langen, breiten, bunten Bändern, ein ebensolcher Strauß mit Bändern ist auf seiner Brust befestigt. Beide tragen einen mit Blumen und Bändern umwickelten Stock in der Hand und sitzen auf einem Pferd, die Brautjungfer hinter dem Sattel, sich am Brautknecht haltend. Das Pferd ist gleichfalls mit Bändern, Blumen, Rauschgold u. s. w. reich geschmückt. Sind sie in ein Haus eingetreten, so versammelt sich alles, groß und klein, um sie her. Zuerst „betet" der Brautknecht, dann die Brautjungfer. Darauf werden sie bewirthet. Der Brautknecht führt eine Flasche mit Branntwein bei sich, die er allen ihm begegnenden Bekannten zureicht.

Ein Polterabend wird nicht weiter als durch das polizeilich nicht verbotene Werfen von Töpfen, Steinen ꝛc. gefeiert. Je mehr derartige Sachen andern Tages wegzuräumen sind, desto größer ist die Ehre.

Hat der Bräutigam oder die Braut früher ein anderes Lieb gehabt, so stellt diesem die Schadenfreude in der Nacht vor der Hochzeit einen Strohkerl oder Strohfrau vor das Kammerfenster in den Garten oder Hof. Und hat die Braut schon mit einem andern die Freuden der Liebe getheilt, so wird wohl in der nämlichen Nacht der Weg von ihrem Hause zur Kirche mit Heckerling bestreut. In beiden Fällen kommt es nicht selten zu Prügeleien, die aber eben so wenig als jene derben Späße selbst den Betreffenden das Vergnügen der Hochzeit zu stören pflegen.

Am Donnerstag Mittag versammeln sich die Hochzeitsgäste im Hochzeitshause, wo ihnen Kuchen, Schnaps und Bier gereicht

*) Alle an einer Hochzeit theilnehmenden jungen Bursche und Mädchen heißen bezw. Brautknechte und Brautjungfern. Der Brautknecht und die Brautjungfer aber sind nach Braut und Bräutigam die Hauptpersonen, haben mehrere wichtige Functionen auszuüben und sind meistens ein verliebtes oder ein solches Paar, das man gern zusammenbringen will.

wird. Am Tage vorher haben die geladenen Gäste Hühner, Eier, Butter, Sauerkraut, Fleisch ꝛc. gesandt; auch hat jeder Löffel, Messer und Gabel selbst mitzubringen. Gegen 1 Uhr beginnt das Läuten zur Trauung, welches in drei Pulsen „Schauern“, erfolgt, deren Länge nach dem den Läutern gegebenen Gelde, Schnaps und Kuchen sich richtet. Der Zug zur Kirche erfolgt in drei Abtheilungen folgendermaßen: Vater der Braut (oder deren Vormund, Oheim ꝛc.), die Braut, der Freiwerber, die Brautjungfer, die übrigen Brautjungfern, die verheiratheten Frauen. — Dann: Vater oder sonstiger naher Angehöriger des Bräutigams, der Bräutigam, Bruder oder Oheim des Bräutigams, die verheiratheten Männer. — Endlich der Brautknecht und die übrigen Brautknechte. Alle gehen einzeln, hintereinander. Die Braut und die Brautjungfern sind aufs schönste frisirt*) und mit Kränzen, vielen bunten Bändern ꝛc. geschmückt. Die Braut trägt über ihrem Kleide vor dem Leibe mehrere große Tücher: zunächst (oben auf) ihr bestes, buntes, seidenes Tuch, dann ein Tuch für den Pastor, dann eins für den Schullehrer, dann ein Taschentuch zum „Staat“, endlich ein Taschentuch zum wirklichen Gebrauch. Alle sind mit einem Zipfel im Gürtel befestigt und bedecken den ganzen Vordertheil der Braut. Die etwaige symbolische Bedeutung davon ist mir nicht bekannt. Die Männer tragen sämmtlich einen Rosmarin- oder Myrthenzweig im Knopfloch des Rockes, die Brautknechte große Sträuße von gemachten Blumen, Rauschgold, langen, bis zur Erde reichenden Bändern an Hut und Brust und im Rock-Knopfloche ein buntes Tuch, das jeder von seiner Brautjungfer erhalten (denn von den Brautknechten und Brautjungfern gehört, wie weiter unten noch zu erwähnen, stets ein Paar zusammen). Sobald die Braut in die Kirche tritt, beginnt das Spielen der Orgel, wenn der Bräutigam kommt, der Gesang.

Bei der Trauung macht in der Regel der Ringwechsel Schwierigkeit, da die Ringe meistens nicht passen, indem dieselben

*) Da es, besonders bei großen Hochzeiten, nicht selten an kunstgeübten Händen fehlt, so kommt es mitunter vor, daß einzelne Brautjungfern schon tags vorher frisirt und bekränzt werden und so die ganze Nacht vor der Hochzeit außer Bett zubringen müssen.

fast nie von dem Brautpaare angeschafft, sondern nur für diesen Zweck geliehen werden. Spaßhaft sieht es aus, wenn bei der Aufforderung des Pastors: „Wechselt die Ringe!“ die Braut ihren Ring aus einer unter ihren Kleidern befestigten Tasche und der Bräutigam den seinigen aus den Hosen hervorzieht. Ist der Wechsel der Ringe geschehen, so müssen die Brautleute sich die Hände geben, wobei es selten ohne die wunderlichsten Bewegungen und Drehungen abgeht, weil jeder den Daumen oben zu bekommen sucht, indem es hiervon abhängen soll, wer das Regiment in der Ehe hat. Auch ob die Altarlichter hell brennen, soll für den bevorstehenden Ehestand wichtig sein. Für den Theil, auf dessen Seite das Licht bei der Trauung hell brennt, bedeutet das langes Leben, der Theil, dessen Licht düsterer brennt, wird früher sterben. Nach der Trauung gehen alle um den Altar, um zu opfern, d. h. für den Prediger Geld auf den Altar zu legen. Die Braut muß außerdem für den Pastor sowie für den Schullehrer ein Tuch und einen Rosmarinzweig opfern. Nachdem nun die „Leiter“ oder „Beiständer“ des jungen Ehepaares gewechselt, geht's in einem Zuge, die Braut mit den Brautjungfern und Frauen voran, in's Hochzeitshaus zurück, wobei die Brautknechte mit Pistolen schießen.

Der vorzugsweise sogenannte Brautknecht, welcher etwas vorausgeeilt ist, tritt vor dem Hause der Braut mit einem Glase Wein oder Bier, das mit Blumen und Bändern bekränzt ist, entgegen und redet sie mit einem Reimspruche an, nach dessen Beendigung die Braut das Glas austrinken und über ihren Kopf werfen muß. Zerbricht das ausgetrunkene und über den Kopf geworfene Glas, so bedeutet das Glück für die neue Ehe; je größer die Zahl der Scherben, desto größer das Glück, bleibt das Glas unzerbrochen, so gilt das für kein gutes Zeichen.

Zu dem nun folgenden Hochzeitsmahle kleiden sich alle um. Die Braut sitzt zwischen Pastor und Schullehrer oben am Tische; der Bräutigam muß den jungen Leuten, die von den verheiratheten getrennt speisen, aufwarten, der Freiwerber den verheiratheten. Das feststehende Programm ist folgendes: Suppe

von Rindfleisch und Hühnern, Reisbrei, Rindfleisch mit Rosinen und Bratbirnen, Sauerkohl mit Schweine- und Gänsefleisch, auch gekochter Mettwurst, Braten mit Zwetschen, Gelbsott (ein eigenthümliches kaltes Gericht von frischem Schweinefleisch mit Saffran und Rosinen), Butter und Käse, Kuchen, als Dessert. Diese Speisen sind seit unvordenklichen Zeiten dieselben, und würden z. B. um keinen Preis Kartoffeln gereicht werden dürfen. Als Getränk wird regelmäßig nur Bier und Schnaps, ausnahmsweise auch Wein gereicht. Jeder Kuchen wird in sechs oder acht Theile zerschnitten, und nimmt jede Person ein solches Stück mit nach Hause. Auf dem besten Kuchen sind Braut und Bräutigam nebst einem Wickelkinde abgebildet; die Braut bekommt das Stück, worauf das Wickelkind sich befindet. Die Butter dient gleichsam als Tafelaufsatz, indem der große Butterweck allerlei Figuren darstellt: einen Hahn, eine Henne mit vielen Küchlein, deren Augen aus Pfefferkörnern bestehen. Von einem Brode, welches sich auf dem Hochzeitstische befunden haben muß, nimmt die Braut das eine Ende zu sich, welches als „Brautknust“ aufbewahrt wird. Das Ehepaar ist stolz darauf, diesen Brautknust auch noch auf der silbernen oder goldenen Hochzeit vorzeigen zu können.

Die Musik für alle drei Tage müssen die Brautknechte bezahlen, doch wird zu deren Gunsten bei Tische für die Musikanten gesammelt. Außerdem finden beim Essen des ersten Tages noch folgende, vom Freiwerber in Scene gesetzte Sammlungen statt, zu denen jeder beitragen muß: für die Köchin (Schüssel mit Salz), für den Bierzäpfer (Krug mit etwas Bier), für die Aufwäscherin und sonstige in der Küche beschäftigte Personen (Schüssel mit kleinem Strohwisch und etwas Sand). Die angegebenen Gefäße läßt der Freiwerber, indem er jedesmal einige empfehlende Worte vorausschickt, umhergehen. Der Freiwerber ist überhaupt der Ceremonienmeister und das wesentlichste Stück auf der ganzen Hochzeit, er muß zugleich die nöthigen Witze machen und im Trinken ziemlich fest sein. Zur Hochzeit bekommt er von der Braut einen neuen Hut geschenkt.

Nach dem Essen wird die Braut wieder umgekleidet*), und es beginnt nun der Tanz, den der Freiwerber mit der Braut eröffnet. Die Braut muß jetzt mit jedem verheiratheten Manne und Wittwer drei Ehrentänze thun, mit dem Pastor, Schullehrer, ihrem Vater, Schwiegervater 2c., wozu sie auffordert. Jeder Mann muß dafür ein Bestimmtes an die Musik bezahlen, sobald er seine drei Tänze abgemacht hat. Die übrigen Gäste tanzen währenddem nach Gefallen mit einander.

Nachts schlafen Brautknechte und Brautjungfern in einem gemeinschaftlichen Zimmer, in auf der Erde gelagerten Betten, jedes Paar zusammen (bunte Reihe); wie denn überhaupt jeder Brautknecht seine Brautjungfer hat, mit der er während der ganzen Hochzeit tanzt, bei der er während des Essens sitzt und bei der er des Nachts schläft.

Am zweiten Tage versammeln sich die Gäste Vormittags 10 Uhr. Nachdem ein Frühstück, bestehend aus Biersuppe, Wurst u. dgl. eingenommen, beginnen die Ehrentänze der verheiratheten Frauen mit der Braut, indem die letztere mit jeder Frau drei Tänze tanzen muß, wofür diese ein Bestimmtes an die Musikanten zahlt. Nach dem Mittagessen wird die Brautgabe gehalten. Die jungen Eheleute, wieder im Hochzeitsstaate, der Bräutigam den Hut auf dem Kopfe, sitzen am oberen Ende des Tisches neben dem Pastor, vor dem eine zinnene Suppenschale, mit einer Schüssel zugedeckt, steht. Nachdem die Musik einen Marsch geblasen, erscheint der Freiwerber, welcher ein paar Hände voll Geld (das ihm vorher zu diesem Zwecke gegeben) auf die Schüssel wirft, dann den jungen Eheleuten die Hand schüttelt und dabei sagt: „eck wolle jeck ok 'ne lüttje Gabe verehren, dei leibe Gotte gebe jeck Glücke und Segen derthau!" (ich will euch auch eine kleine Gabe verehren, der liebe Gott gebe euch Glück und Segen dazu). Der Pastor schüttet das Geld von der Schüssel in die Schale, und die Musik bläst einen Tusch. Dann kommen die Eltern der Brautleute, deren Gevattern (welche letztere kupferne Kessel schenken müssen) und so

*) Je reicher eine Braut ist, desto öfter wechselt sie während der drei Hochzeitstage ihren Anzug; sechs- bis achtmaliges Umkleiden ist Regel.

nach und nach alle anderen Gäste, die sämmtlich Geld oder Sachen in die Brautgabe geben müssen.

Die Brautjungfern schenken der Braut ein Spinnrad, einen Haspel, einen Spinnstuhl und eine Flachsdieste, mit vielen Bändern, Bildern und kleinen Geschenken behangen. Während alle anderen Gäste dabei den oben beim Freiwerber angeführten Spruch sagen, betet jede Brautjungfer einen Reim, wenigstens die, welche den Haspel, Stuhl 2c. übergeben.

Der Freiwerber fordert so lange zum Geben auf, bis alle Gäste da gewesen. Diese zögern mitunter absichtlich, um dem Freiwerber Gelegenheit zu Witzen und scherzhaften Wendungen seiner Aufforderung zu geben.

Nachher wird wieder getanzt; Abends 10 Uhr wird Kaffee und Kuchen genossen.

Ehe die Brautgabe beginnt, wird die Brautdieste aus dem Hause der Brautjungfer geholt. Die Musik voran, zieht der ganze Schwarm nach dem Hause der Brautjungfer, wo Dieste, Spinnrad 2c. aufbewahrt werden. Hier wird getanzt und gezecht, dann bringen die Brautjungfern jene Sachen, in Begleitung aller Gäste, nach dem Hochzeitshause.

Am dritten Tage: Frühstück, Tanz und Mittagessen wie beim zweiten. Nach dem Essen wird die Braut in den Frauentanz gebracht. Mit Musik ziehen alle auf einen nahen Berg oder freien Platz. Die junge Frau, noch immer Braut genannt, trägt noch den Brautkranz. Ihr diesen zu nehmen und ihr dafür den Hut ihres Mannes aufzusetzen, ist die Aufgabe der Verheiratheten, während die Unverheiratheten dies zu verhindern und die Braut mit dem Kranze nach Haus zurückzubringen suchen. Die siegende Partei hat nicht nur von der unterliegenden eine Weinkaltschale zu erwarten, sondern auch von da ab bis zum Schlusse der Hochzeit das Vorrecht beim Tanzen.

Die Verheiratheten bilden einen Kreis, in welchem die Unverheiratheten tanzen. Der Brautknecht tanzt mit der Braut und versucht nun, unversehens den Kreis zu durchbrechen und mit dieser nach Haus zu entfliehen. Die Verheiratheten aber passen gut auf, verhindern das, umringen die Braut, nehmen ihr

den Kranz ab und setzen ihr den Hut ihres Mannes auf, den des Freiwerbers Frau so lange unter ihrer Schürze verborgen gehalten. Von jetzt an heißt sie die junge Frau. Sie behält den Hut auf und muß nun mit den Frauen, welche sich alle anfassen, tanzen, d. h. sie wird in den Frauentanz gebracht.

Während dieses Tanzens eilen die jungen Leute voraus nach dem Hochzeitshause, verrammeln dort das Tanzlokal mit Pflügen, Leitern, Holz und suchen überhaupt die Alten, welche nun das Vorrecht haben, am Tanzen zu hindern. Haben diese dann die Scheuer oder den Boden wieder abgeräumt, so nehmen sie auf Kosten der jungen Leute eine Weinkaltschale ein, worauf der Tanz fortgesetzt wird, bis gegen Morgen die letzten Gäste mit dem „Kehraus“ eine Feier beschließen, die für jeden Betheiligten nicht geringe Anstrengungen im Gefolge hat. Am sauersten hat es ohne Frage die Braut, welche in einem fort tanzen muß und überhaupt nie Ruhe hat. Der Bräutigam dagegen ist bloß Statist; er hat, wenigstens öffentlich, während der ganzen drei Tage nichts weiter zu thun, als daß er den jungen Leuten bei Tisch aufwarten muß.

## 5. Der Geduldhahn.

Im Hildesheimischen sind Eheleute, wenn sie keine Kinder bekommen, dem pastor loci wegen des Abganges an den Taufgebühren jährlich einen Hahn zu geben verbunden, welchen man den Geduldhahn nennt.

## 6. Martins-Abend.

Am Martinsabend zog die liebe Jugend mit plärrendem Singsang zu den Häusern wohlhabender Leute, hauptsächlich wo eine Braut oder ein junges Ehepaar wohnte, um eine Spende von Aepfeln und Nüssen zu erlangen. Den Anfang machte eine Andante:

„Wir treten jetzt für
Ein'r Reichermanns Thür (bis)
Zu diesem Martin-Abend.
Wer uns was giebt
Und nicht verzagt (versagt),

Wir haben eine Jungfrau geschoren
Von Gold und Silber eine Krone,
Die Krone die reicht so weit und breit,
Bedecket die ganze Christenheit,
Bedecket das Laub und grüne Gras,
Das unser Herrgott geschaffen hat,
Zu diesem Martin-Abend."

Dann folgte in Plattdeutsch ein Allegretto:

„Martin is en guet Mann,
Dei et wol vergellen kann.
Appel un de Beeren,
Nötte ät ek geren.
Dat Himmelrik is uppedahn,
Da will we alle herinterjahn
Mit alle usen Gästen,
De leiwe Gott is de beste."

Erfolgten Aepfel und Nüsse, so wurde dem spendabeln Ehepaar zugesungen presto:

„Aschen up dem Bohme
Malisterla (?)
Uppet Jahr en jungen Sohne
Eiker noster lilia, Rosa lilia viola."

Erfolgte nichts, so begann das Schimpflied mit allerlei Variationen und derben Cynismen, als:

„Aschen in der Tuten
Malisterla
Sei het ne swarte Snuten, Eiker noster etc."
oder: „Aschen in der Dämpekulen, Malisterla" und Schimpfreim.
oder: „Aschen in der Metten, Malisterla" und Schmutzreim.

War ein Brautpaar im Hause:

„Brut und Brödigam
Wollen seck waschen,
Fällen in de Aschen,
Wollen seck wischen,
Fällen in de Mischen (Mistgrube)."

## 7. Kribbekengehen.

Zu den veralteten Gebräuchen gehört auch das „Kribbeken-gehn“, welches früher einen wesentlichen Theil der Weihnachts-lust der Kinder bildete. Kurz vor Weihnachten nämlich pflegte man in vielen Häusern die Geburt Christi in Holz oder Wachs und mit Hinzufügung von Hirten, Heerden und dergl. auf einer Moosdecke bildlich darzustellen. Den Glanzpunkt in der Gruppe bildete dann die Krippe (Kribbeken), und die Kinder wanderten von Haus zu Haus, um sich diese „Kribbeken“ anzusehen.

---

## 8. Heiligen drei Könige.

Noch jetzt wandern, von der Mitte Decembers an bis zum heil. drei Königstage, die heiligen drei Könige von Haus zu Haus. Es sind gewöhnlich drei Männer aus dem Arbeiterstande, begleitet von einem „Herodes“ mit geschwärztem Gesicht, dem ein bunter Rock, Federbarett und Schwert nie fehlen dürfen. Sie tragen einen großen, mit Kerzen erleuchteten Stern, worin ein Marienbild mit dem Christkinde, und führen, von einigen Musikanten begleitet, Gesänge und Deklamationen auf, welche die Geburt Christi, die Beschenkung durch die drei Weisen und die Verfolgung der unschuldigen Kinder zum Gegenstande haben. Es folgen dann auch singend vorgetragene Beglückwünschungen des Hausherrn, der Familie und des Gesindes.

Gesang der heiligen drei Könige.

Piu animato.



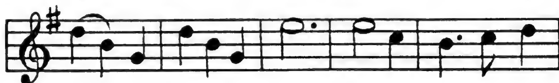
1) Gott schenkte den Weisen aus Mor-genland viel Gei-stes-
2) Es kommen die drei hei-li-gen Wei-sen aus Morgen-
3) Die Pro-pheten und Lehrer der Ju-den ver-kün-den:
4) In-dessen von Gott aus ge-schickt geht vor uns her des



kräf - te und Ver - stand. Sie sahen in wei - ter
land fest - lich her - vor. Sie haben be - schwerliche
zie - het in Bethlehem ein! Dort sollt ihr nach der Verhei-
Himmels Stern; Und des Sternes lieb - liches



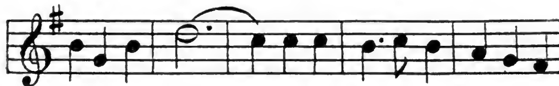
Fer - ne Am Him - mel ei - nen Stern. Der
Rei - se, Sie suchen des Kö - nigs Sohn. Es
ßung suchen Das Je - sus - kin - de - lein. Sie
Leuch - ten Ist uns das herrlichste Licht! Es



Stern war ihnen ein Zei - chen, Daß Je - sus, der
fragen die drei heiligen Män - ner, Wo Chri - stus zu
kom - men her in schnel - ler Zeit, In drei - zehn
führet uns alle zum Hau - se, Wo Je - sus,



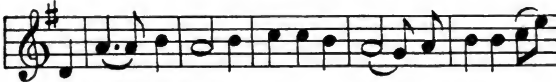
Hei-land ge - bo - ren war. Sie machten sich
fin - den im Schooß. Mit Jubel- und
Ta - gen viel hun - dert Meil. Sie zie - hen nun
das Kindlein - - - - - - ist. Der Stern steht



auf um zu su - chen den Er - retter, Er - lö - ser der
Freudenge - sän - gen. Da tref - fen sie endlich das
vor Hero - des Thür, He - ro - des kam wohl sel - ber her-
dort nun stille! - - - Das sichere Zeichen für



Welt. (Nachspiel hinter jedem Verse.)
Schloß.
für.
uns.



Herodes singt:
Wo kommt ihr her, wo wollet ihr hin? Wo wollet ihr
Die heiligen drei Könige singen:
Nach Bethle = hem, der Da = vids = stadt, Allwo Maria
Sie hat ge = bo = ren Ein Kinde = lein, Das ist das



hei = li = gen drei Weisen hin? (Nachspiel hinter jedem Verse.)
ge = bo = ren hat.
lie = be Je = su = lein.



Zwischen dem sechsten und siebten Verse hält Herodes eine Anrede an die drei Weisen.)

---

## 9. Passionsspiel.

Bis in den Anfang dieses Jahrhunderts fand am stillen Freitag ein Umgang (Prozession) statt, welcher reich an Darstellungen aus der biblischen Geschichte war. Eröffnet ward der Zug durch Adam, der einen Apfelbaum trug, darauf folgte der Knabe Isaak mit einem Bündel Holz, hinter ihm Abraham mit erhobenem Schlachtmesser; an dessen Spitze war ein breites

seidenes Band befestigt, das lang herabhing und am unteren Ende von einem als Engel aufgeputzten, schönen Knäblein festgehalten wurde. Nach mancherlei anderen alttestamentlichen Darstellungen kam zum Schluß eine Schaar Pharisäer. Hochstämmige Schüler des katholischen Gymnasiums figurirten als „Kriegsknechte“ in Rüstungen, die aus der städtischen Rüstkammer erborgt wurden. Christus kam mit der Last des Kreuzes, hinter ihm als Mitträger des Kreuzes — zur Erinnerung an Simon von Kyrene — ein Mensch, ganz verhüllt in weißen Flanell, halb gehend, halb auf den Knieen rutschend, mit der Hand auf ein Beil gestützt. Diese mühsame und peinliche Leistung galt als ein Bußakt der Person, die sie übernommen. Vor Christus schritt Judas einher mit rothem Bart, in der Hand den Geldbeutel, mit dem er von Zeit zu Zeit klingelte. Der Umgang bewegte sich über die Domhöfe. Nach dem Einzuge in den Dom wurde ein uraltes Crucifix, das sog. Wandelkreuz*), in der Vorhalle des Domes auf einen Katafalk niedergelegt.

---

## 10. Goldenes Huhn.

Am Sonntage nach der Meinwoche (Woche nach Michaelis) fand unter großen Feierlichkeiten im Dom die goldene Messe zu Ehren der Jungfrau Maria statt. Zu dieser vom Probst Otto im Jahre 1315 gestifteten und vom Bischof Heinrich II. bestätigten Messe waren die Geistlichen aller Klöster und Stifter in und um Hildesheim geladen, und die, welche sich einfanden, erhielten Vergütungen (Präsenzen). Unter diesen Vergütungen spielten Hühner eine hervorragende Rolle, weshalb man das Fest auch das goldene Huhn nannte. Der Bischof erhielt zwei gekochte und zwei gebratene Hühner, ein Stübchen Wein, zwei Tischsemmeln und vier Schillinge. Jeder Domherr bekam eine Tischsemmel, ein halbes Stübchen Wein, zwei Liebeshühner (pulli

*) Dies Wandelkreuz, crux ambulatoria miraculosa, steht über dem St. Johannis-Altar in der Krypta des Doms. Form und Kunststyl deuten auf ein hohes Alter desselben, der am Kreuze hängende, mit Reliquien gefüllte Leib Christi trägt die Merkmale der ältesten byzantinischen Schnitzkunst.

caritatis), das eine gebraten, das andere gekocht, und zwei Schillinge.

## 11. Weidebezug.

Jährlich durchwanderte eine Anzahl mit Gewehr, Sensen, Hacken und Spaten versehener Bürger unter Anführung von Magistrats-Bevollmächtigten die städtischen Fluren, Anger und Triften, um die Hutegerechtigkeit zu wahren und etwaige Beeinträchtigungen derselben oder Grenzverrückungen sofort zu beseitigen; nach vollendeter Musterung labte sich die Mannschaft im „letzten Heller“ oder sonst in einem am Thore belegenen Wirthshause an vaterstädtischem Broihan; die städtischen Schafmeister hatten dazu Schafkäse zu liefern.

## 12. Johannisblut.

Früher suchte man, besonders auf dem Galgenberge, am Johannistage, mittags Schlag 12 Uhr, das Johannisblut, welches an der Wurzel der sogenannten Johannisblume (Habichtkraut, hieracium pilosella) hing. Dies Blut, in Federkielen aufbewahrt, war heilsam und glückbringend; wischte man davon heimlich jemandem etwas an die Kleider, so hatte er Glück im Spiel auf dem Johannismarkt.

## 13. Osterfeuer.

Früher wurden am Abend des ersten Ostertages auf allen Höhen bei Hildesheim, besonders auf dem Osterberge und dem Galgenberge, Feuer angezündet. Man wälzte auch mit Stroh umwickelte brennende Räder und brennende Theertonnen von den Bergen herab.

## 14. Ländliche Gebräuche.

In den an der Leine gelegenen Dörfern schöpfte man in der Osternacht das Osterwasser. Knechte und Mägde gingen nachts zwischen 11 und 12 Uhr stillschweigend mit ihren Eimern an das Ufer und schöpften stillschweigend das Wasser. Dasselbe wurde, so lange es sich nur halten wollte, aufbewahrt und zwi-

schen das Viehfutter und in die Tränke gethan, es beförderte das Gedeihen des Viehes. Waschungen mit diesem Osterwasser waren auch dem Menschen heilsam. Viele wußten, daß zwischen 11 und 12 Uhr das Wasser auf eines Hahnenschreies Länge zu Wein wurde; diese legten sich dann Schlag 12 Uhr am Ufer auf den Bauch nieder und hielten die Zunge fortwährend in's Wasser; sobald sie schmeckten, daß die wunderbare Verwandlung eingetreten war, beeilten sie sich, einen tüchtigen Zug zu thun.

In der Sylvesternacht eilen die Knechte (Lamspringe und Umgegend) in die Obstgärten, tanzen und springen um jeden Baum und rufen dabei aus:

„Freue ju Böme,
Nijahr is koomen!
Dit Jahr 'ne Kaare vull,
Up et Jahr en Wagen vull!"

Bewährt sich im Laufe des Sommers dies Mittel, den Bäumen Fruchtbarkeit zu verleihen, nicht, so holt man während eines Todtengeläutes, stillschweigend und ohne sich umzusehen, aus irgend einem Bache einen Stein und legt ihn stillschweigend zwischen die Zweige des Baumes. Wenn man sich genau in den ländlichen Obstgärten umsieht, findet man häufig dergleichen Steine auf den Bäumen.

Den Todten giebt man, nachdem sorgfältig die Namenszüge aus dem Todtenhemde gelöst sind, noch hie und da einen Pfennig oder ein Stückchen Brod als Wegzehrung auf die Reise in die Ewigkeit mit.

Zum Freischießen in Harsum hatte (hat?) der Halbmeister jährlich der Gemeinde zwei mit Kränzen und Rauschgold verzierte Hüte und zwei Scheiben zu liefern. Der Halbmeister, welcher in Bavenstedt wohnte, hatte dafür das Recht, auch aus Harsum das gefallene Vieh zu holen.

Anderen Hildesheimschen Dorfgemeinden hatte der Halbmeister jährlich eine gewisse Zahl Handschuhe zu liefern.

In Heinde finden im Laufe des Jahres folgende Gebräuche statt, welche sich zum Theil noch bis auf den heutigen Tag erhalten haben:

Fastnacht wird zunächst in der Kirche durch die sogenannte große Betstunde eingeleitet, nach der Betstunde holen die jungen Burschen ihre Mädchen zum „Kruge“ ab, wo bis zum andern Morgen fast ununterbrochen getanzt wird; ein Wechsel unter den Paaren findet nicht statt. Am Morgen müssen die Mädchen ihren Tänzern einen Kaffee, früher „Warmbier“, zum besten geben. Gegen Mittag des zweiten Tages werden die Mädchen, welche sich durch eine kurze Ruhe stärken konnten, wieder von den Burschen abgeholt. Die Dienstherrschaften oder die Eltern der Mädchen müssen bei dieser zweiten Einladung Würste schenken, welche von zwei Burschen auf einer langen Stange getragen und abends gemeinschaftlich verzehrt werden. Am Morgen des dritten Tages geht das Fest für die jungen Leute zu Ende, und nun versuchen die jüngeren verheiratheten Männer sich mit ihren Frauen wieder in die alte Burschen- und Mädchenfröhlichkeit hineinzutanzen. An diesem Tage haben die Frauen das Regiment.

Zu Fastnacht wird auch „gefuhet“: Am Morgen des ersten Tages schlagen Kinder und junge Burschen mit einem bändergeschmückten kleinen Tannenzweige oder Rosmarinstengel Frauen und Mädchen an die Knöchel und rufen dabei: „Wuttu geeren geven!“ *) Am folgenden Tage fuhen dagegen die Frauen und Mädchen. Die Geschlagenen müssen sich durch kleine Geschenke lösen.

Früher war Fastnacht auch dazu bestimmt, um in voller Gemeindeversammlung die Gemeinderechnung abzulegen, Gemeindeabgaben zu erheben, die Gemeindebeamten sowie die Hirten, Nachtwächter, Feldschützen für das nächste Jahr zu wählen. In dem sogen. Bauernhause fanden diese Versammlungen statt, bei welchen Tabak, Bier und Branntwein jedem nach Belieben auf gemeinschaftliche Kosten verabreicht wurde. Kuh- und Schweinehirt hatten das Schenkenamt; diese boten, um zum Trinken zu reizen, auch häufig Sauerkraut und Häring an.

In der Osternacht holen noch manche Leute Wasser aus der Innerste. Dies Osterwasser wird sorgsam aufbewahrt, denn es ist in manchen Krankheiten für Vieh und Menschen heilsam.

*) Willst du gern geben!

Am Abend des ersten Ostertages wird hier, wie in allen benachbarten Dörfern, auf den hervorragendsten Höhen das Osterfeuer angezündet. Während dies in den protestantischen Dörfern meistens den Knaben überlassen bleibt, welche sich das Holz dazu zusammenholen, wird in den benachbarten katholischen Ortschaften das Osterfeuer von Erwachsenen hergerichtet und von der ganzen Gemeinde umringt. Es werden beim hochflackernden Feuer auch wohl Choräle gesungen, die in der stillen Nacht weithin und lieblich ertönen. — Brände vom Osterfeuer in die Tränke des Viehes gelegt, befördern das Gedeihen desselben; auch halten solche aufbewahrte Brände die Blitze von den Häusern ab.

Ein eigenthümlicher Brauch herrscht am Himmelfahrtstage. Nachmittags besteigen die jungen Mädchen den Thurm und läuten mit allen Glocken, damit sie eine gute Flachsernte bekommen; das Mädchen, welches, am Glockenseil festhaltend, von der schwingenden Glocke am höchsten aufgezogen wird, bekommt den längsten Flachs.

Am ersten Pfingsttage schmücken die Mädchen die Kühe auf der Weide mit Kränzen und Bändern.

Am zweiten Pfingsttage nachmittags findet das „Umklappen" statt. Fünf oder sechs junge Burschen mit langen Peitschen stellen sich in einer kleinen Entfernung von einander vor einem Bauernhause auf und klatschen taktmäßig; der gellende Schall hört sich wegen des beim „Klappen" genau beobachteten Rhythmus nicht ganz übel an. Die „Klapper" haben Sträuße von Rauschgold und lange, flatternde Bänder an den Hüten, besonders reich ist der „König" oder „Vorklapper" geschmückt. Dieser tritt nach beendigtem Klappen in's Haus, nimmt seinen Hut ab und „betet" vor die Hausfrau tretend folgende sehr alte Reime, von welchen alte Leute versichern, daß sie dieselben schon von ihren Großeltern und „Eltervätern" ebenso gehört haben:

„Hier kummt de Können vom Pfingstanger,
Lett jeck bidden um ein halv Schock Eier,
Stücker fieve sesse
Ligget in juem (eurem) Neste,
Stücker fieve, sufteine,

Maket jue Nest reine.
Stieget up den Wiemen (Hühnerhaus),
Sniet frische Riemen (?),
Trecket'r mit den Kamme dor,
Segget, de Kättje (Katze) herret edahn;
De Kättje werd belogen,
De Könnig werd bedrogen,
Gevet, gevet dem Könnige wat,
Hei het lange nix ehat,
In Jahr un Dage nich,
De riken Hären
Gevet gären."

Die geschenkten Eier trägt ein gleichfalls mit Bändern reich verzierter Junge in einem großen Korbe. Die Hauptperson bei dem ganzen Aufzuge ist aber der Laubkönig, ein ganz mit jungen Birkenreisern umkleideter Bursche, von welchem man außer den Füßen nichts sieht, und dessen Größe durch einen ungeheuren Kopfputz von Birkenreisern erhöht wird. In der Hand führt er einen langen Hakenstock, mit welchem er auf seinem Wege Hunde und Kinder zu fangen sucht.

Ursprünglich waren die Umklapper junge Burschen, welche nachts auf dem Pfingstanger ihre Pferde hüteten, sich dort eine Laubhütte bauten und in derselben einen Theil der gesammelten Eier verzehrten. Aus dem Erlös der übrigen Eier beschafften sie das Bier zu ihrem Mahle.

Wenn früher der Bauermeister (Schulze) mit der Gemeinde etwas zu berathen oder ihr sonst Mittheilungen zu machen hatte, stieg er selbst auf den Thurm, läutete ein „Schauer" und schlug dann mit dem Klöppel schnell hinter einander drei Schläge. Jedermann wußte nun, „daß es den Bauern geläutet hatte". Die in der Gemeindeversammlung Stimmen hatten (von Sitz war keine Rede), versammelten sich sofort auf dem „Die" (Thie, Thien, Ding, Thienk nach verschiedenen Aussprachen im Hildesheimschen), einem mitten im Dorfe belegenen Hügel, den eine uralte Linde krönte. Hier wurden nach mitunter sehr lebhaftem Hin- und Herreden die nöthigen Beschlüsse gefaßt, für welche Herkommen und Gewohnheiten maßgebend waren. Noch vor

wenigen Jahren habe ich dort einer solchen Versammlung beigewohnt; jetzt ist Linde und „Die“ verschwunden durch die inzwischen eingeführte Gemeinheitstheilung und Verkoppelung, welche den Die in eine Lehmgrube verwandelt hat. Die neue Zeit mit ihren Nützlichkeitsrücksichten verdrängt überhaupt einen Brauch nach dem andern. So hat das Erbschenkenamt der Hirten zu Fastnacht und das Bekränzen der Kühe zu Pfingsten mit Einführung der Stallfütterung aufgehört, so wird das Umklappen voraussichtlich nächstens eingehen, und die Osterfeuer werden mehr und mehr verglimmen, um nicht wieder aufzuflackern, weil es bei dem fortwährenden Urbarmachen oder Beholzen selbst wüster Bergstellen nach und nach an Platz dafür fehlen wird. Scheu flieht Sage und Brauch vor den „Baken“ der Geometer und dem schrillen Pfiff der Locomotiven in die entlegensten Walddörfchen, und die Poeten und Alterthumsforscher haben zu eilen, wenn sie die flüchtige Muse der Volkspoesie durch Schrift und Druck festhalten und als gut conservirte Leiche der Nachwelt überliefern wollen.

## Aberglaube.

Werden Kinder verschiedenen Geschlechts getauft, so sucht man es zu verhüten (Lamspringe, Freden und Umgegend), daß sie mit demselben Wasser getauft werden, sonst bekommt, wenn das Mädchen zuerst getauft ist, der Knabe nie einen Bart, ist aber der Knabe zuerst getauft, so bekommt das nach ihm getaufte Mädchen später ein Bärtchen.

Ist auf dem Dorfkirchhofe ein frisches Kindergrab gemacht, so geht man mit dem Täufling nicht zur Kirche, sondern läßt ihn im Hause taufen.

Todten Kindern darf man keine Thräne in's Gesicht fallen lassen, sonst gehen sie um.

Wenn während des Anschlagens der Betglocke die Thurmuhr schlägt, so entsteht Feuer oder es stirbt jemand im Dorfe.

Wenn ein Todter ausgeläutet wird, soll man mit dem Essen einhalten, sonst ißt man sich den Tod.

Schwalbennester darf man nicht zerstören, sonst schlägt das Gewitter in das Haus oder die Scheuer, welche sie schützen.

Willst du die Zukunft wissen, so lege in der Neujahrsnacht ein Gesangbuch unter dein Kopfkissen. Wenn du dann in der Nacht erwachst, so schlage das Gesangbuch auf, lege ein Zeichen an die aufgeschlagene Stelle, und der bezeichnete Gesang wird dir am andern Morgen sagen, was du im Laufe des Jahres erleben wirst.

Fliegt dir eine Mücke oder ein Stäubchen in's Auge, so mache darüber, ehe du es zu reinigen suchst, ein Kreuz und sprich: „Jesus, greif erst zu!"

# Anhang.

**Am** Fuße des nördlichen Abhangs des Galgenberges befindet sich eine Hungerquelle, der „Ortslump" genannt; die Quelle liegt oft Jahre lang trocken und sprudelt dann wieder in reichlicher Wasserfülle. Aus dieser Erscheinung weissagte man fruchtbare und theure Jahre. Auch bei Himmelsthür befindet sich ein solcher Born, er heißt Hungerbrunnen; fließt er, so weissagt er Theuerung, hört er zu fließen auf und trocknet ein, so deutet er ein fruchtbares Jahr an; vergl. Cramer, physische Briefe über Hildesheim, 1792, S. 386. Derselbe Cramer theilt auch mit, daß man besonders am Escherderberge (vergl. S. 419) nicht selten Donnerkeile oder Donnersteine gefunden habe, dieselben hätten „bald die Gestalt einer Hacke, bald eines Hammers, bald eines Streitkolbens". Man glaubte, diese Steine führen im Blitz herab, und der Bauer bewahrte sie sorgfältig im Hause,

weil er glaubte, sein Haus würde vor dem Blitze bewahrt bleiben, wenn ein solcher Stein im Hause sei. — Auch noch jetzt nennt man hier die Belemniten Donnerkeile, doch meint an der bezeichneten Stelle Cramer ohne Frage die bekannten, auch sonst vielfach aufgefundenen, hammerartigen Waffenstücke aus der Steinperiode. Von den anderen Donnerkeilen oder Belemniten spricht Cramer, S. 192 und 193, und erwähnt: „Unsere Kuhhirten brauchen den Belemniten in der Viehkrankheit, die sie das Alpenschlagen nennen und dessen Ursache sie der Zauberei und den Teufelskünsten zuschreiben. Die abergläubische Art ist folgende: Sie nehmen eine Messerspitze voll von gefeilten oder geschabten Belemniten, eine andere aber von gefeiltem oder geschabtem Horne der Kuh, vermischen es mit Butter, schmieren es auf's Brod und geben dieses der kranken Kuh unter gewissem, mir unbekannten abergläubischen Gepränge zu fressen."

2. Das alte Hildesheim kannte alle die mannigfaltigen Leibes- und Lebensstrafen, welche in Deutschland üblich waren. Unter den Leibesstrafen gab es hier die Strafe des Prangers (Kaak, Schandpfahl), des Staubbesens, der Brandmarkung, der Verstümmelung, des eisernen Tauchkorbes, der Feddel oder Fiddel. Letztere war für zänkische Weiber bestimmt, sie bestand aus zwei mit der spitzen Kante über einander gesetzten, roth angemalten Brettern zwischen zwei Pfosten, das obere so eingerichtet, daß es in die Höhe gezogen werden konnte; wo sie zusammenstießen, drei Löcher für Hals und Hände der Maleficantin, darüber die Abbildung zweier bissiger Katzen, darunter die Verse:

„Laß kratzen, laß beißen,
Denn Friede soll's heißen!"

Nicht überall war das hier gebräuchliche „Ehrabschneiden" üblich. Der zur Strafe des Ehrabschneidens Verurtheilte wurde unter die Halle des Rathhauses geführt, wo ein altes, eisernes Schwert an einer Kette hing; dies schwang der Büttel einige Male etwa mit den Worten über des Verbrechers Haupt: „So schneide ich dir Spitzbuben auf der Herren Befehl und von Rechtswegen vor aller Welt und auf alle Zeit die Ehre ab!" — Auch hat man hier, wie an anderen Orten, die Schand- und

Lastersteine tragen und aus des „Büttels Flasche trinken“ müssen. Noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ward ein eigenthümliches Strafinstrument in Hildesheim angewandt. Es bestand aus einem langen, auf dem Markte aufgerichteten Pfahl, um welchen mehrere kleine spitze Pfähle eingerammt waren, die den großen Pfahl etwa wie die Kegel den König umstanden, nur daß der große Pfahl mehr als manneslang über sie emporragte. Der Verurtheilte wurde nun an den über den Kopf erhobenen Händen so hoch an den großen Pfahl gekettet, daß er mit den herabhängenden, unbeschuhten Füßen die spitzen Pfähle berühren mußte. Der Schmerz erlaubte ihm nun nicht lange auf derselben Spitze stehen zu bleiben, darum trat er schnell von einem Pfahl auf den andern, und umtanzte so unter dem Hohn und Jauchzen der Straßenjugend beständig die Säule, an welche er gekettet war. — Ferner finden sich Nachrichten, daß auch in Hildesheim die alte Strafe des Sonderkäfigs angewandt wurde; solche Käfige bauten die Städte (Magdeburg) häufig gefangenen Raubrittern, ja selbst kriegsgefangenen fürstlichen Personen. An vielen Orten steckte man in solch einen neugebauten oder schon früher zu diesem Zweck hergestellten Käfig Leute, die durch ihre Hoffart (Berlin) oder durch grobe Possen Anstoß erregt hatten. Man nannte diese Behälter in Niedersachsen Dorenkisten (Thorenkisten, Narrenkäfig), in Süddeutschland, z. B. in Wien, Narrenkötterlein. In Bremen heißt jetzt noch ein Ort in der Nähe der Schlacht die Dorenkiste, dort befand sich ehemals ein solcher Käfig. Um 1542 wurde einer gewissen Barbara Storg in Hildesheim auf des Raths Befehl eine Dorenkiste gebaut. Es heißt in den handschriftlichen Brandis'schen Annalen: „Barbara Storg gieng in den Dom wedder des Rades bodt, de markvogedt nham öhr vele Hoiken (Mäntel?), indt leste wordt öhr gebuwedt ein Dorenkisten vor des hilligen Kruitzes Dor, darin wardt se gesettedt umme den avend des hilligen Lichnams Dach, und sadt dar dat ganze Jahr undt andere inne.“

3. Auf einem Platze an der Südseite des Dorfes Harsum standen noch bis vor kurzem Hexensteine als Malzeichen der dort

verbrannten Hexen; man vermied es ängstlich, eine Braut auf dem zu den Hexensteinen leitenden Wege in's Dorf zu führen.

4. Das Trinken des Johannis-Segens oder der Johannis-Minne war als kirchlicher Brauch früher hier allgemein üblich, besonders auf dem Lande. In Ottbergen, einem zwei Stunden von Hildesheim gelegenen Wallfahrtsorte, wird noch jetzt jährlich am 27. December ein Kelch mit Wein vom Priester geweiht und als Johannis-Segen dem in der Kirche versammelten Volke zu trinken gereicht. Früher pflegten die Gemeinden auf diesen Tag ihren Weinvorrath in die Kirche zu tragen und vom Priester einsegnen zu lassen. In dem katholischen Flecken Nörten bei Göttingen ist dieser Brauch noch jetzt üblich.

5. Bis zur gänzlichen Aufhebung des Hildesheimschen Domcapitels im Jahre 1810 erhielt sich als kirchlicher Brauch beim Domcapitel eine feierliche Handwaschung, welche auf dem alten Rittersaal im Dome vorgenommen wurde. Am grünen Donnerstage, nach Beendigung des vormittägigen Chorgottesdienstes, ging der Domclerus unter Vortragung zweier Fahnen und des silbernen Capitelkreuzes nach dem Rittersaale. Hier stand seitwärts am Eingange ein langer Tisch, auf welchem eine bestimmte Quantität von vier verschiedenen Weißbrodsorten lag, neben welchen sieben große zinnerne, mit Wein gefüllte Krüge aufgestellt waren. Sobald der Dompropst, der zuvor die Messe celebrirt, sich mit dem Diaconus vor den Tisch gestellt hatte, um die Benediction über den Wein und das Brod vorzunehmen, sang der Diaconus im Festtone erst das Evangelium: Ante diem festum aus Johannes 13, und nach Beendigung desselben stimmte der Succentor die Antiphone: Dominus Jesus, postquam coenavit cum discipulis etc. an. War diese von den Choralen abgesungen, so folgten folgende, von dem Celebranten und dem Chore abwechselnd gesungene Verse und Responsorien:

V. Edent pauperes et saturabuntur. R. Et laudabunt Dominum, qui requirunt eum, vivent corda eorum in saeculum saeculi. V. Adjutorium nostrum in nomine Domine. R. Qui fecit coelum et terram. V. Dominus vobiscum. R. Et cum Spiritu tuo.

Hierauf verrichtete der celebrirende Priester unter verschiedenen Orationen die Benediction des Weines und des Brodes, legte sein Pluviale ab und umgürtete sich mit einem Stück gebleichter Leinwand. Der zeitige Domdechant nahm gleichfalls ein Stück Leinwand und umgürtete sich damit; beiden diente dieselbe theils als Schurz, theils als Handtuch. Die anwesenden Domherren, der Fürstbischof an der Spitze, bildeten inzwischen mit den Vicarien, Commendatarien, Lectoren und Choralen einen Kreis, in welchem die Domcämmerer ein langes Stück ungebleichter Leinwand, die jeder als Vortuch vor sich halten mußte, umherreichten. In diesen so formirten Kreis traten nun die beiden Domprälaten, oder in des einen oder andern Abwesenheit auch wohl der Senior des Capitels mit einem der Cämmerer. Dieser, in der einen Hand eine silberne Gießkanne mit Wasser, in der andern ein silbernes Waschbecken haltend, ging nun zuerst zu den Domherren, wie sie im Chore auf der Seite des Dompropstes und auf der Seite des Domdechanten zu stehen pflegten, und dann zu den Vicarien und goß der Reihe nach jedem Wasser auf die Hände. Hierauf trat der Dompropst hinzu, wusch ihnen dieselben, und der Domdechant trocknete sie mit dem einen Ende der umgürteten Leinwand ab, worauf er sich dann verbeugte, sie zu küssen, welches aber jeder zu vereiteln suchte, indem er die Hände zurückzog. Während dieser Ceremonie stimmte der Succentor von neuem die obige Antiphone an, und selbige wurde bis zum Schluß des Actes einige Male von den Choralen wiederholt. Den Schluß der Ceremonie bildete ein in der Stille gebetetes Vaterunser und folgende Verse und Responsorien:

> V. Et ne nos inducas in tentationem. R. Sed libera nos a malo. V. Tu mandasti mandata tua Domine. R. Custodire nimis. V. Tu lavasti pedes discipulorum tuorum. R. Opera manuum tuarum ne despicias. V. Domine exaudi orationem meam. R. Et clamor meus ad te veniat. V. Dominus vobiscum. R. Et cum Spiritu tuo.

Nach einem allgemeinen Schlußgebete kehrten die Theilnehmer in Procession in den Dom zurück, worauf dann die Vertheilung des Brodes und Weines an das Capitelpersonal erfolgte. Der zeitige Kornschreiber und „Spiekeramtsverwalter“ vollführte unter

Beihülfe der Cämmerer und anderer zugezogener domcapitularischer Unterbeamten dieses Geschäft. Der Fürstbischof, Dompropst, Domdechant, Domkellner und Domcantor, sowie derjenige, welcher die Benediction vorgenommen hatte, bekamen doppelte, die übrigen Capitulare einfache Portionen an Brod und Wein. Das Brod, wozu 7 Scheffel Weizen vom Kornhause geliefert werden mußten, hielt für einen Capitular 5½ Pfund, für den Vicarius des Bischofs, den Bursarius, den Succentor und den Domprediger 2¾ Pfund. Der Syndikus des Capitels, der Secretair, Pfennigschreiber, Großvoigt, Kornschreiber, Schuldschreiber, der Receptor des Capitels, Bauverwalter, Weinschenker und „Weinpütger" erhielten jeder ein Brod von 2¾ Pfund. Die Vicarien, Commendatarien, Lectoren und die vier ältesten Choralen, sowie auch die drei Cämmerer, die drei Küster, Organist, Glöckner, „Bierpütger" und Calkant, desgl. der Groß- und Klein-Koch, die beiden Unter-Köche, der Spiekerverwalter, der Herrnbäcker, der Kuhlengräber, der Capitelsbote, der Bote der Alt- und Neustadt, ein jeder 1¾ Pfund Brod. Die übrigen Choralen, der Domschullehrer, der Subsuccentor, der Claviger der Choralen, die beiden „Stöverröcke" und die beiden Allejunten, ein jeder ¾ Pfund Brod. — Der Wein, welcher zur Vertheilung kam, wurde in hölzernen, 7 Zoll hohen Bechern, deren Stäbe aus Linden- und Weidenholz bestand, gereicht; jedes Jahr wurden neue angefertigt. Sie hielten im Lichten dreierlei Tiefen, aber im Aeußern hatten sie gleiche Form. Das Maß für einen Capitular betrug ¾ Quartier, für einen Vicar, Commendatar und Lector ½ Quartier und für die übrigen etwas weniger. Außerdem wurde auch noch Geld aus dem Schuldamte bezogen, von diesem erhielt der Capitular 2 Mariengroschen 4 Pfennig, die anderen weniger. Auch bekamen die sechszehn Hospitalitinnen aus St. Barbarae (16 Beginen in St. Barbarae) im Hückedahl eine jede ¾ Pfund Brod und an Gelde insgesammt 4 Mariengroschen 4 Pfennig. Ferner bekam an diesem Tage jeder Capitular aus dem Obedienz-Register 26 Mariengroschen 4 Pfennig, welche man mit dem Namen „Lachsgeld für die Fasten" bezeichnete. — Die ungebleichte Leinwand, welche von

den Cämmerern im Kreise umhergereicht wurde, betrug 4 Stiegen; zwei davon mußte der zeitige Voigt von Hasede und die beiden anderen sein Amtsbruder von Algermissen besorgen. Die Leinwand, welche dem Dompropst und dem Domdechanten theils als Vor-, theils als Handtuch diente, hatte der zeitige Dompropst im Betrage von 36 Ellen zu liefern; sie kam, wie die gedachten 4 Stiege, nach geschehener Benutzung ebenfalls zur Vertheilung. 60 Ellen erhielt davon der zeitige Domkellner, den Rest theilten die drei Domcämmerer unter sich. Außerdem bekam auch noch der Domkellner den bei der Vertheilung übrig gebliebenen Wein und aus dem Charitäten-Amte eine Axt und einen Zuber.

---

## Das Hennefe-Knechts-Lied.

Im Amte Lauenstein wurde früher das Henneke-Knechts-Lied allgemein gesungen. Baring in seiner Beschreibung der Saale im Amte Lauenstein (Lemgo, 1744) hat S. 147 ff. die Vermuthungen und Sagen zusammengestellt, welche die Entstehung und den Inhalt des Liedes erklären sollen. Nach einer Sage war Henneke ein Knecht aus dem Dorfe Okensen, der unter die Reiter ging, sich im Türkenkriege auszeichnete und als Rittmeister wieder zurückkehrte; nach anderer Meinung bezieht sich das Lied auf einen Edeln Henneke (Heinrich, Henning) von Lauenstein. Wahrscheinlich aber ist dies Lied im vierzehnten oder fünfzehnten Jahrhundert mitten im Volke erwachsen und soll die Gedanken: „Treibe, was du gelernt hast“ und „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“ an einem concreten Beispiele lebhaft zur Anschauung bringen. Wie Baring erzählt, ist vor seiner Zeit das Lied so bekannt gewesen, daß es fast bei allen Zusammenkünften, bei der Wiege und von den Kindern auf der Gasse gesungen wurde.

1. Och Henneke Knecht, wat wultu dohn,
Wultu verdeinen dat ohle Lohn,
Over Sommer bi mek bliven,
Ik geve dek en Paar nier Scho,
Den Plaug kaunstu wol driven.

2. Henneke sprak en trötzig Wort,
Ik will neinen Buren deinen fort,

Sollt Arweit will ik hatten,
Ik will mek geven up dei See,
Des hebb' ik gröter baten.

3. Dat Wief sprak ok en hastig Wort,
Wo bist du Kerll sau betort,
Wilt du en Schipmann weren,
Hacken un roen is din art,
Un plöugen de Erden.

4. Henneke word bi sek sülven to Rath,
Hei koffte vor sine Haversaat
En Armbost gut von prise,
Kort Kleer leth hei sek snien an,
Recht na der Krieger Wiese.

5. Hei nahm den Armbost up den Nack,
Den Köker an den Gördel stack,
Dat Swert an sine Siden,
Darme ging hei den „wrick den wrack"
Na Bremen leth hei glien.

6. As Henneke to Bremen henquam,
Ging hei vor enen Schipper stahn,
Sprak „Schipper, leive Here,
Will gi mek vör en Schippknecht han,
Vör enen Röderere?"

7. „Ik woll dek geren nehmen an,
Kannstu vor enen Schippknecht bestahn,
Woll recht an Schippes Boorde.
Ik hört an dinen Worden wol,
Du bist en Buer von Arte."

8. Henneke swor einen düren Eed,
„Nenen kaskern Kerll ek nich weet,
To allen donde unde Saken,
Ik bin in minen Mode so fri,
Recht as en wilden Draken."

9. Do Henneknecht quam up de See,
Stund he as en verjaget Reh,
Nen Word konde he nich spreken,
He dachte hen, he dachte her,
Sin Harte wolle öm tobreken.

10. He lehnte sin Hövet an Schippes Bord,
Enes Armes lang sprak he en Word
Woll to der sülven Stunde,
Wat mek min Wif vorherre secht,
Des kan ik nu tofunde.

11. De Wind de weiht, de Hahn de kreit,
Dat Wedder dat was gar unstede,
Dat Meer gar ungehüre;
Hed ik den Plaug in miner Hand,
Den wolde ik wol balle stüren.

12. Is hier denn nu nemand bekannt,
De mek bringt int Brunswiker Land,
Woll twisken Deister und Leine,
Woll to des edeln Förften Hus,
Dat Hus tom Lawensteine.

13. Och is hier nu nemand bekannt,
De mek bringt int Brunswiker Land,
Ik willt öhme wol belohnen,
Ik will öhme geven min Haversaat,
Darto en Scheppel mit Bohnen.

14. De ösek (uns) düt leyd erst heft bedacht,
Hefft Henneken van der See ebracht,
Dat öhme de Lüse nich freten,
Sünnern he warnet alle guden Gesellen,
Dat se nich sien vermeten.



